Lucifer

Imke Rückhoff

Lulu v. Strauß und Torney

Lucifer

Roman

Eugen Diederichs Verlag Jena

6. bis 15. Tausend

Buchausstattung: Max Thalmann
Copyright 1924 by Eugen Diederichs Verlag
Jena. Druck der Spamer A.-G. in Leipzig. 1941

Erſter Teil

Hundert grobe Riemenschuhe trappten und scharrten über die Bogenschatten, die die Sonne auf die Steinplatten des Kreuzganges legte. Die Glocke im Refektorium hatte angeschlagen, und dem jungen Volke hingen die Mägen schief nach dem langen Morgen.

Zwei und zwei gingen sie nebeneinander, und es lief ein Summen durch den Zug, das auf einmal an der Refektoriumstür still wurde.

Der Abt mit den Fremden kam gerade durch die andere Tür am oberen Ende herein.

Einer unter der jungen Gesellschaft stieß seinen Nebenmann an, einen schönen Jungen mit klarem, regelmäßigem Gesicht, wie ein Erzengel auf Kirchenbildern.

„Du, wer sind die?"

Der Gefragte verzog keine Miene. „Silentium!" sagte er nur fast unhörbar.

„Immer der Gerechte!" knurrte der andere in sich hinein und zog seinen Vordermann am Ärmel. Bei dem hatte er mehr Glück mit seiner Frage.

„Der Rote? Das ist der Domherr von Magdeburg, der Schaumburger."

„Domherr? Der?"

Es war jetzt mit allem Reden vorbei, sie standen vor ihren Plätzen am Tisch, einer der Patres obenan sprach das Gebet. Dann klapperten die Holzlöffel in den irdenen Näpfen. Es war am Freitag, da gab es nur Fastenspeise. Weiter oben, wo der Abt mit dem Gast saß, lag ein dicker Karpfen aus dem Klosterteich krumm auf der Schüssel, und die silbernen Becher und der

Weinkrug standen daneben. Hier unten nur Wasserkrüge in langer Reihe.

Der Frager von vorhin saß beinah am letzten Ende und starrte unausgesetzt, fast finster, den Fremden an.

Der sah gewiß nicht aus wie ein Domherr. Er war vorhin eingeritten in Stahlhaube und Eisenschienen, und jetzt verkroch sich das Domherrnkreuz an der Kette auch beinah in den rosinroten Falten seines Rockes. Er hatte das kluge, etwas hochmütige Gesicht und die Hakennase der Schaumburger. Was er sagte, war unten am Tisch nicht zu verstehen, aber er sprach viel und lebhaft. Zugleich faßten seine scharfen Augen wie im Fluge alles um ihn her. Sie liefen die lange Reihe der dunklen Kutten entlang, erst über die großen Bärte und faltigen Gesichter der Patres, unter denen nur ein paar jüngere Männer saßen. Dann über die Laienbrüder und die ernsten jungen Novizen. Und schließlich da unten über die Klosterschule, das halbflügge Volk, in dem die Weltlichkeit noch stärker war als das Geistliche. Unter dem fiel ihm auch der lange, wunderliche Bursche auf, der ihn so fest anstarrte. Diese eindringlichen Augen unter der steil vorspringenden Brauenwölbung und die starken breiten Kinnladen waren ihm merkwürdig.

Als der Junge sich einmal gerade mit dem Blick des fremden großen Herrn traf, bekam er einen heißen Kopf und sah auf seinen Breinapf.

Kurz darauf sprach der Pater wieder das Gratias, die hölzernen Bänke rückten und scharrten. Das Refektorium wurde leer.

Alle Äbte in diesem verlorenen Winkel hatten ihr Steckenpferd gehabt. Einer hatte gebaut und gebaut, bis die frommen Väter arm wie die Kirchenmäuse in ihrem großmächtigen Refektorium hungerten. Der letzte hatte Bücher und Pergamente schreiben lassen mit bunten Initialen, die jetzt in den Truhen der Bibliothek aufgeschichtet lagen. Dieser hatte seinen Garten.

Die Erde roch noch stark und feucht nach dem letzten Regenschauer. Die kleinen Setzlinge in den aufgelockerten Beeten standen mit blanken, nassen Blättchen. Küchenkräuter und Arzneipflanzen hatten ihr eigenes Reich, und vom Ende des Gartens herüber schien es grünlich wie junges Blattwerk. Das war ein ganzer Wald von Beerenbüschen, die der Bruder Gärtner bewachte wie ein Drache den Schatz. Denn Jungen sind Jungen, auch wenn sie im Klosterhabit stecken.

Die Gartenarbeit war eine Art Freizeit, die Klosterschüler durften dabei reden, auch ein Lied singen, wenn sie mochten.

Sie schwatzen heute auch, ein Dutzend Stimmen durcheinander. Der fremde Besuch ist wie ein Stein, der in einen Waldtümpel fällt und Wellenringe macht. Einer weiß allerlei zu sagen von dem Bruder des Schaumburgers, dem Holsteiner Grafen, der sich mit den Dänen und Wenden herumschlägt. Das ist ein Herr! Er hat ihn selbst einmal gesehen. Breit und lang, und ritt einen großmächtigen Braunen. Von Kopf bis zu Fuß steckte er in Eisen, und doch tat er keinen Schritt ohne sein Gebetbuch in der Tasche. Der Kaiser hielt viel von ihm!

„Mit solch einem Bruder ist leicht Domherr werden!" wirft ein magerer Junge pfiffig ein.

Der Schöne, der an dem Pfirsichbäumchen mit den hellroten Blüten, das der Abt besonders liebt, emsig bindet und bastelt, sieht auf.

„Wer will, bringt es auch allein fertig", sagte er kurz. Ein sonderbar harter, frühalter Zug liegt dabei um die jungen Lippen.

Der Blonde, Große sagt kein Wort. Er wirft nur mit starken Schaufelstößen die Erde auf. Auch wie jetzt Stimmen von fern laut werden und näher kommen, hebt er den Kopf gar nicht.

Mitten durch den Garten geht ein Weg zwischen zwei Reihen Kirschbäumen, die in heller Herrlichkeit stehen und fortwährend

einen lautlosen Schneefall von Blättchen auf den Sand und die Beete rechts und links rieseln lassen. Den Weg kommt jetzt der Abt mit seinem Gast entlang. Der darf nicht abreisen, ehe er seinen Garten gesehen hat, die jungen Edelobstbäume, die viele Tagereisen weit aus den Klostergärten der Provence kommen.

Die Klosterschüler sind still geworden, sie lassen die Herren ehrfurchtsvoll starrend vorüber. Aber der Domherr bleibt stehen. Das junge Menschenwachstum zieht ihn stärker als die kleinen, grünen Stecklinge in den Beeten des Abtes. Nun geht er sogar auf sie zu.

Der Abt fügt sich, aber er versucht wenigstens den Weg des Gastes unmerklich etwas zu lenken. Der mit dem Erzengelgesicht ist der Stolz der Klosterschule, sowohl äußerlich als dem Wissenskern und Wesen nach. Er ist eines Kaufmanns Sohn aus dem Bremischen und Patenkind eines der Domherren dort. Keiner weiß wie der eine Antwort in glattem Latein mit gewinnendem Ausdruck anzubringen.

Aber an dem Erzengel geht der Domherr gleichgültig vorüber und gerade auf den Blonden los, der ihm im Refektorium aufgefallen ist. Der sieht ihn kommen mit einem Blick, in dem steht: Was willst du von mir? Laß mich in Ruhe.

Der Schaumburger tut das aber nicht; er steht vor dem Jungen und sieht ihn an.

„Wie heißt du?"

„Burkard."

Seine Augen gehen an der breiten, derbkräftigen Gestalt herunter.

„Ein tüchtiger Bursche. Warum steckst du denn im Kloster?"

„Weil ich geistlich werde."

Der Domherr schüttelt den Kopf.

„Und warum wirst du geistlich?"

Der junge Mensch zögert einen Augenblick.

„Ich bin des Klosters", sagt er dann kurz und halblaut.

„Des Klosters? Eigenhörig?"

Da lacht der Junge plötzlich hell auf.

„Nein, Herr. Ich bin so frei wie Ihr. Mein Vater war einer vom Haus auf dem Reepener Hof."

Der andere fragt nicht weiter. Er sieht ihm noch einen Augenblick scharf unter die Brauen und nickt dann.

„Die Kirche kann Männer brauchen in diesen Zeiten. Sieh zu, daß du ein rechter wirst."

Das war alles Schlag auf Schlag gegangen, Frage und Antwort. Jetzt wandte der geistliche Herr mit dem ungeistlichen Kleid und Wesen sich rasch ab, ohne auf die andern Klosterschüler zu achten. Sie sahen nur noch, wie er sich mit lebhafter Frage an den Abt wandte. Was er gefragt hatte, hörten sie nicht.

Der Abt zog bei der Frage sein mageres Altfrauengesicht in viele Falten.

„Ja, er ist unser Sorgenkind. Ein Grübelkopf und unruhiger Geist, störrig gegen die Patres. Sogar gegen mich ist er schon aufgefahren. Er ist zu groß, um noch in der Schülerbank zu stecken, und doch noch nicht ganz reif für das Noviziat. Wir müssen ihm Zeit lassen, Zeit, Zeit!"

„Muß er denn durchaus geistlich werden? Gott will doch nur haben, wer den Beruf in sich hat. Gebt diesem einen Gaul zwischen die Beine und ein Schwertgehenk um den Leib, das ist ihm besser als Rosenkranz und Brevier."

Der Alte sah ihn mißbilligend an.

„Ihr habt doch vorhin selbst gesagt, daß die Kirche Männer nötig hat."

Der Domherr nickte.

„Ja, ja. Wenn Seine Gnaden nicht ebensogut mit dem Schwert umzugehen verstände wie mit dem Weihwedel, säße er jetzt auch nicht mehr auf seinem Bischofstuhl."

Der Abt antwortete darauf nicht.

„Mit diesem Burkard ist es eine eigene Geschichte", sagte er nur, „sein Vater ist in einem bösen Handel gefallen. Die Witwe hat dem Kloster zur Buße ihr Geld vermacht und den Sohn dazu versprochen. Der Orden hält ja nun zwar keinen, der nicht bleiben will. Aber —"

Er überließ es vorsichtig dem andern, den Satz zu Ende zu denken. Dem stand ein unmerklich feiner Spott um die Lippen.

„Der Orden ist sehr klug. Aber werdet Ihr diesen halten?"

„Ich denke doch. Wir behandeln ihn anders als die andern. Der Hof liegt eine halbe Stunde weit, und er hat Freiheit, jeden Feiertag da zu sein. Er ist ein guter Sohn, und seine Mutter hat nur den einen Wunsch für ihn. Die Frau vom Hause ist eine sehr fromme Frau."

Der kleine Alte in der Kutte ging ein paar Schritte vor sich hin, unruhig mit den Augen im Sand des Weges vorauslaufend. Dann hob er auf einmal den Kopf.

„Wollen wir denn sein Unglück? Seht mich an! Sechzig Jahre und länger sitze ich hier. Als ich herkam, war ich so jung wie er. Ich kam auch nicht aus eigenem Willen. Aber jetzt ist mein Weg zu Ende, und ich kann doch sagen: ich habe ein gutes Leben gelebt. Vater und Brüder und Heimat habe ich im Kloster gehabt und Arbeit mehr als genug für meine Kräfte. Ich danke Gott und den Heiligen alle Tage, daß ich ein Werkzeug der Kirche sein durfte."

Sie waren beide still. Der vornehme Domherr sah dem alten Klostermann ernsthaft in das kleine gelbe Gesicht mit den demütig schlauen Augen. Dann sagte er langsam, wie zu sich selbst:

„Es gibt auch Werkzeuge, die gefährlich werden können. Das sind solche, die zu verkehrtem Zweck gebraucht werden. Sie zerbrechen dabei, oder die Hand blutet, die sie braucht."

Darauf sagte der Abt erst nichts.

„Ihr nanntet vorhin Seine Gnaden den Erzbischof. Habt Ihr neue Nachrichten? Ihr kommt doch von Holstein?" Der Domherr sah lebhaft auf, sein Gesicht war plötzlich anders, jede Muskel darin gestrafft.

„Der Erzbischof ist ein scharfer Herr und wartet nicht gern. Bald geht es los. Das wird ein Strafgericht, wie noch keins gewesen ist. Wenn im Stedingerland hinterher noch ein Hofgiebel steht, soll es mich wundern. Von Holland und Geldern und weiter her läuft das schon zusammen und nimmt das Kreuz."

Der Abt nickte sorgenvoll.

„Ich weiß, ich weiß. Es ist Zeit, daß diese höllische Ketzerei ausgerottet wird. Es wird ja gesagt, sie haben mit dem Teufel Umgang und beten ihn an. Gott steh uns bei."

Der Domherr blieb stehen. Sein bartloses, scharfes Herrengesicht war hart wie aus Stein geschnitten.

„Hochwürdiger Herr, ich will Euch sagen, was ihre ärgste Ketzerei ist. Das ist nicht Teufelanbeten. Aber daß sie dem Erzstuhl von Bremen und der heiligen Kirche auffässig sind, das ist schlimmer als alle sieben Todsünden."

Der Abt schlug ein Kreuz.

„Der Herr zertrete alle seine Feinde. Geht Ihr mit, wenn es losgeht?"

„Wenn ich könnte, wäre ich gleich dageblieben. Aber das Magdeburger Domkapitel wählt seinen neuen Propst. Da kann ich nicht fehlen."

Der Alte zwinkerte lebhaft mit den Augen. Etwas geistlicher Klatsch war ein Leckerbissen hinter den Klostermauern.

„Wißt Ihr schon, wer Aussichten hat? Es heißt ja, der Lüneburger will seinen Schwestersohn einschieben. Tausend, was für Fuchsschliche soll er darum machen."

„Ich weiß es nicht."

Des Schaumburgers Gesicht war auf einmal undurchdring-

lich. Da war nichts zu erfahren, das sah der Alte. Und mit umständlicher Redseligkeit fing er an, dem Domherrn seine Beete zu erklären.

Die hinter ihnen hatten weitergearbeitet, und einer hatte ein Lied angefangen. Der Abt freute sich, als die schöne geistliche Melodie durch den Garten klang; er wußte nicht, daß das ungezogene Völkchen eigenen Text zu dem Kirchenlied hatte, der gar nicht geistlich war: Spottreime auf den Pater Albertus, der in der Klosterschule Latein lehrte, und dessen rotes Gesicht und knarrende Stimme verhaßt waren wie der böse Feind.

Der große Burkard hatte nicht mitgesungen. Und jetzt stieß er auf einmal den Spaten tief in den weichen braunen Erdboden.

„Recht hat er! Habt ihr gehört, was er gesagt hat? Warum muß ich geistlich werden?"

Die Sänger waren still, als er so laut und heftig in das Lied hineinfuhr. Der Erzengel – sie nannten ihn so, seit er im letzten Osterspiel den heiligen Michael gemacht hatte – wandte sich um, ihm war dieses unbändige Gehabe zuwider.

„Was willst du denn sonst werden? Ein Habenichts, der auf den Landstraßen herumliegt? Den Hof hat ja doch das Kloster."

Sein Ton war spöttisch, und der andere zog scharf die Brauen zusammen.

„Mag es ihn behalten. Aber meine Mutter hat mich mit verschenkt wie einen Acker oder ein Stück Vieh. Aus freiem Willen wollte ich schon geistlich werden. So einer sein wie der heilige Bonifaz, das wäre etwas Großes."

Der Schöne lachte laut auf.

„Du meinst es gut! Gleich ein Heiliger! Warum nicht auch Papst? Du paßt unter die Tiara!"

Ein vierschrötiger Junge, dem das weißblonde Haar wie ein Strohdach über treuherzige Augen hing, hörte jetzt auf zu arbeiten und hob drohend den Kopf.

„Buko kann auch Papst werden, wenn er will. Nimm deine Zunge in acht, Erzengel!“

Der schöne Gerhard bückte sich ruhig über sein rotblühendes Bäumchen, ohne auf ihn zu achten. Burkard stand, auf den Spaten gestemmt, und sah finster auf den andern hin.

„Papst oder Barfüßermönch, aber aus eigenem Willen und nicht aus Zwang, das sage ich!“

Der Erzengel zuckte die Schultern.

„Aus eigenem Willen säßest du dein Lebtag auf dem Hof und jagtest Sauen und prügeltest deine Fronbauern. Du kannst deinem Heiligen danken, daß es so gekommen ist.“

Der Große lachte hart auf.

„Meinem Heiligen danken, daß mein Vater erschlagen worden ist? Das nicht auch?“

Der andere nickte gelassen.

„Man soll für alles danken, was Gott und die Heiligen tun. Manchmal muß das Böse geschehen, damit das Gute daraus wird. Lebte dein Vater noch, so säßest du hinter dem Ofen und würdest – nichts Besseres als er. Weil er erschlagen ist, deshalb hat die Kirche einen Diener mehr. Und gibt dir für den armseligen Hof eine Pfründe in Tausch; vielleicht den Abtstuhl hier. Irgend so etwas hat sie immer für getreue Söhne. Die Rechnung ist glatt.“

Der junge Mensch sprach ganz ernst, aber mit einem fast unmerklichen Spott auf dem schönen Gesicht. Burkard starrte ihn einen Augenblick stutzig an, die Grübelfalte zwischen den Brauen scharf gezogen. Dann lachte er auf.

„Ja, glatt ist die Rechnung. Gott und die Heiligen machen einen guten Handel, und ich auch. Keiner kommt zu kurz. Man merkt, daß du eines Krämers Sohn bist.“

Dem andern schoß es auf einmal dunkelrot in die Stirn.

„Besser als eines Buschräubers und Wegelagerers!“

„Du Hund! Wart!“

Burkard wollte auf ihn los, aber ein anderer war schneller als er. Der stämmige Weißblonde schleuderte den Spaten weg und machte einen Satz. Burkard packte ihn am Arm:

„Laß ihn mir, Tönnies!"

Aber der Junge hing schon am Hals des Erzengels, der ihn vergeblich abzuschütteln versuchte. Im nächsten Augenblick rollten die beiden wie ineinander verbissene Hunde auf der nassen braunen Gartenerde.

Lautes Hallo im Klostergarten, die andern sprangen über Rasen und Beete, um dabei zu sein. Es war nicht ausgemacht, wer oben bleiben würde. Der Erzengel war sehnig und katzengewandt, aber Tönnies hatte Bauernfäuste. Es wuchs kein Gras mehr, wo die hintrafen.

In das laute Geschrei herein polterten auf einmal zornig scheltende Stimmen, der Ring um die beiden Feinde stob auseinander. Die Patres hatten vom Hause her den Lärm gehört, zwei, drei braune Kutten waren plötzlich mitten dazwischen. Pater Bernward mit seinen Bärenkräften packte zu, riß die zwei auseinander und schüttelte den, den er gerade unter den Händen behielt. Das war Tönnies, mit zerrauftem Strohdach und blutig gekratztem Hals.

„Was heißt das? Ist das Frieden halten? Ist das Schulzucht? He?"

Der schöne Gerhard, noch immer heiß und zornig rot, hatte die Erde vom Rock geklopft und sein Gesicht stumm zur Ruhe gezwungen. Er trat jetzt hastig vor. Der Pater sah ihn erstaunt an.

„Du, Gerhard? Das wundert mich! Sonst immer das gute Beispiel für alle."

Der Erzengel ließ den Kopf hängen, er schämte sich wirklich.

„Verzeihung. Es war sehr unrecht, ich hätte schweigen sollen."

Der Pater sah sich im Kreise um.

„Wer hat zuerst geschlagen? Ich will es wissen! Wer hat es gesehen?"

Erst ein halblautes Gemurmel, dann zeigten ein paar Finger auf Tönnies. „Der da!"

„Ich wußte es ja!" Der Pater nickte befriedigt und schüttelte den Jungen noch einmal derb.

„Du wirst deine Strafe finden! Eine Schande für die Schule bist du!"

Der große Burkard trat mit einem Ruck vor, daß der Pater erschrocken zurückwich.

„Wenn Ihr Tönnies etwas tut, sollt Ihr mir dieselbe Strafe geben. Der Streit ging nur um mich. Er hat keine Schuld."

„Burkard!"

Der Pater sagte nur den Namen, aber in einem Ton, der hieß: ach so, der steckt dazwischen. Das erklärt alles.

Laut sagte er nur, wieder zu dem armen Sünder, den er am Arm hielt: „Was mischst du dich in fremde Händel?"

Der Bauernjunge sah verstockt zu ihm auf.

„Es sind keine fremden Händel. Er hat Burkard geschimpft. Mein Vater gibt dem Junker auf Reepen den Zins."

Der Pater machte ein böses Gesicht.

„Narrheiten. Burkard ist kein Junker, er ist ein Schüler, wie du auch und die andern. Kommt mit, du auch, Gerhard."

Das Letzte war in sanfterem Ton gesagt. Die drei gingen vor dem scheltenden Pater her durch den Garten. Burkard war der einzige, der den Kopf hoch trug. — —

Die Sonne zeichnete ein tiefrotes, durchkreuztes Viereck auf die weißgezeichnete Wand der Strafzelle. Draußen im Klostergarten flöteten ein paar Amseln ihre fragend aufsteigenden paar Noten, immer wieder, die eine dicht vor der kleinen Gitterluke.

Auf der hölzernen Pritsche am Boden hockte Burkard, wunderlich in sich verkrochen wie ein Igel, den Kopf auf die Knie

gelegt, um die er die Arme schlang. Er sah gar nicht auf, als der Türriegel klirrte. Auch dann nicht, als er hörte, daß ein Mensch zu ihm in die Zelle kam und dicht vor ihm stehenblieb.

Erst als ihm eine Hand über das störrige blonde Haar fuhr, hob er heftig den Kopf, die Augen ganz trotzige Abwehr. Aber im nächsten Augenblick schoß er bolzengerade von der Pritsche auf.

„Pater Prior!"

Gut einen Kopf kleiner als der Junge war das Kuttenmännchen da vor ihm. Wer seine achtzig Jahr zu schleppen hat, der wächst schon wieder in die Erde hinein. Ein lederbraunes, faltiges Gesicht in braunem Bartgestrüpp. Aber ein Paar scharfe hellblaue Augen voll Güte und voll ganz unverwüstlicher Jugend in dem steinalten Gesicht. Das junge Volk hatte Vertrauen zu diesen Augen, die ganzen dreißig Jahre, die Prior Bartold die Klosterschule leitete.

Der Alte sah jetzt ernsthaft bekümmert zu dem großen Jungen in die Höhe.

„Burkard, Burkard! Immer wieder muß ich Schlimmes hören! Es ist mir leid um dich! Bitter leid!"

Burkard sah dem Prior eigensinnig ins Gesicht.

„Es ist ihm recht geschehen. Ich wollte, ich hätte ihn auch noch unter den Fingern gehabt. Aber zwei über einen, das wäre feig gewesen. Soll ich denn meinen Vater beschimpfen lassen? Wegelagerer hat er von ihm gesagt! Buschräuber!"

Der alte Mann schüttelte gedrückt den Kopf.

„Es war nicht recht von ihm, dir das zu sagen. Der Handel damals war ja böse und traurig genug –"

Der Junge fuhr plötzlich auf, seine Augen waren weit offen.

„Hochwürdiger, was heißt das? Er hat doch nicht recht, das Schandmaul? Was ist es mit meinem Vater?"

„Es ist nicht meines Amtes, dir das zu sagen."

„Aber ich will es wissen. Ich bin kein Kind mehr!" brauste der Junge auf.

Der Weißkopf trat gelassen einen Schritt zurück gegen das Fenster.

„Geh zu deiner Mutter und frag."

Burkard setzte die Lippen fest aufeinander. Der Prior sah scharf in das verschlossene junge Gesicht. Irgend etwas brütete hinter dieser eckigen Stirn, aber es kam kein Wort weiter, und der alte Mann kehrte sich kopfschüttelnd ab.

Als er den Türriegel schon in der Hand hatte, wandte der Junge auf einmal den Kopf. Es mußte doch noch heraus, was er auf dem Herzen hatte.

„Pater, er hat noch mehr gesagt. Er hat gesagt, daß es mit meinem Vater hätte so kommen müssen, damit ich geistlich werde und das Kloster den Hof bekommt. Gott und die Heiligen wollten das so —"

Der Prior zögerte einen Augenblick.

„Es wird gewiß zu deinem Besten sein, was geschehen ist, mein Sohn."

Burkard sah ihn bohrend an.

„Ist das wahr, Pater? Will Gott das Böse, damit das Gute daraus wird?"

Der Alte kehrte um und stand dicht vor ihm. Seine Stirn hatte strenge Furchen.

„Sprich nicht kindisch, Burkard. Gott will das Böse nicht, aber er läßt es zu um der Menschen Blindheit willen. Und er verkehrt es in seiner unergründlichen Gnade in Gutes."

Der junge Mensch war ruhiger geworden, er setzte sich jetzt wieder auf die Pritsche und sah zu dem kleinen Weißbart auf mit den Augen des Kindes und des Grüblers zugleich.

„Aber wenn Gutes aus Bösem kommt, so ist es ja recht, wenn das Böse geschieht, Pater Prior", sagte er schwerfällig und abgebrochen, als ob er mit dunkel tastender Sprache et-

was suchte, „so ist das Böse nicht böse – oder das Gute nicht gut, weil es aus Bösem kommt."

„Das Böse bleibt böse. Gott richtet den Sünder, auch wenn er der Sünde nicht zuläßt, zu schaden."

Es war eine Stille zwischen den beiden. Der Prior suchte ein gutes Wort für sein großes Sorgenkind, das er heimlich tiefer im Herzen trug als den untadeligen Erzengel und die ganze übrige Klosterschule.

Aber das Sorgenkind sah mit gebeugtem Kopf auf die Steinfliesen und sagte langsam:

„Pater – wie ist das Böse in die Welt gekommen?"

Der Prior runzelte die Stirn.

„Das solltest du wissen, Sohn. Du bist wohl immer ein schlechter Schüler gewesen, du hast zuviel anderes im Kopf. Aber ich habe selbst mit euch im Winter die Bücher Mosis gelesen. Als unsere Voreltern im Paradiese waren, da sprach die Schlange –"

„Das weiß ich alles", unterbrach der junge Mensch ihn eilfertig, „ich muß mehr wissen. Gott ist doch allmächtig, Pater Prior?"

„Credo in unum Deum, patrem omnipotentem" – sagte der alte Mann laut und feierlich und sah in die rote Sonne.

Burkard nickte. „Das kenne ich auch. Aber, Pater, sagt mir das eine: Wenn Gott allwissend ist, so wußte er, daß das Böse von der Schlange kam. Wenn er allmächtig ist, warum schuf er die Schlange?"

Der Prior war einen Augenblick still.

„Der Schöpfer schuf auch die Schlange gut. Er ist und will nur Gutes. Aber die Schlange war der abtrünnige Geist."

Er legte dem Frager auf einmal die faltige Hand auf die Schulter.

„Du hast unruhige Gedanken und zu wenig Ehrfurcht, mein Kind. Es kommt uns nicht zu, danach zu fragen, warum Gott

in seiner Weisheit etwas tut oder zuläßt. Die heiligen Kirchenväter selbst haben umsonst gefragt wie du. Wo ihnen der Geist keine Antwort gab, was willst du da noch fragen? Vorwitzig fragen kann Sünde werden. Die heilige Kirche hat Scheiterhaufen für die Ketzer. Ich sage dir, bete zu den Heiligen und halte deinen Geist im Zaum."

Der junge Mensch war auf einmal heftig aufgefahren, er stand, die Fäuste geballt, daß sich die Nägel eingruben.

„Ihr könnt mir verbieten, zu sprechen. Aber denken muß ich! Ich muß, Pater Prior! Und ich sage Euch, wenn Gott die Schlange gut geschaffen hat, und sie abtrünnig wurde wider seinen Willen, so ist er nicht allmächtig. Und wenn er wußte, daß das Böse von der Schlange kam, und schuf sie doch, so ist Gott selbst böse —"

„Halt! Kein Wort weiter! Du lästerst Gott!" Der Alte stand auf einmal gerade aufgerichtet vor Burkard, er schüttelte ihm die Faust ins Gesicht, daß der braune Kuttenärmel weit von den hageren haarigen Armen zurückfiel, „Gott, siehe nicht an die Sünde dieses Kindes! Reiße es aus den Klauen des Satans und dem Feuer der Hölle, und wenn meine Seele statt seiner brennen soll!"

Der Aufrührer stand und starrte in das alte faltige Gesicht. Das war verzogen vor Schmerz, und das Kinn unter dem weißen Bart flog und zitterte.

Im nächsten Augenblick lag er dem Alten vor den Füßen, längelang auf der Pritsche, und schluchzte wie ein Kind in das harte Holz hinein.

„Verzeiht mir, Pater! Laßt mich nicht allein! Helft mir doch, Pater —"

Aber der Alte sah kopfschüttelnd auf ihn herunter und schlürfte mit gebeugtem Rücken zur Tür.

„Gott muß dir vergeben, nicht ich. Ich will diese Nacht für dich beten."

An der Schwelle blieb er noch einmal stehen und sah zurück.

„Du bist jung. Ich will Abt und Kapitel nichts sagen. Komm morgen zu mir in den Beichtstuhl."

Der junge Mensch auf der Pritsche rührte sich nicht. Die Sonne war herunter, die kleine gewölbte Zelle war jetzt fast dunkel. Außen an der Tür schnappte der Riegel ein. –

Die Strafzellen lagen im Keller nahe der überwölbten Krypta, in die nie ein Lichtstrahl außer von Fackeln und Handleuchten hereinkam. Da unten standen in gerader Reihe die Särge der früheren Äbte, und daneben lagen ein paar adlige Herren aus der Nachbarschaft, die nach einem wilden Leben Dem da oben Sand in die Augen zu streuen hofften, wenn sie sich nach dem Tode in eine braune Kutte stecken und da zwischen den hochwürdigen Äbten beisetzen ließen, als ob sie ihresgleichen wären. Auch zwei vom Haus waren dabei. Ihre Epitaphien standen aufrecht oben in die Kirchenwand eingemauert, breite, mannshohe Steinplatten, auf denen der Verstorbene, steif und steinern mit gefalteten Händen vor dem Kruzifix kniete. Requiescat in pace.

Die Klosterschüler hatten es schon seit ein paar Tagen geschäftig in der Kirche, auch um die Epitaphien wurden dicke Tannenkränze gehängt, und der Altar war eine Laube von Grün, in der am Sonntag die armdicken Wachskerzen brennen sollten, zu Ehren der Kreuzerhöhung. Heiligentage und Kirchenfeste wurden besonders schön begangen in der Klosterkirche, die Bauern kamen meilenweit dazu her, daß die Pfarrer ihrer eigenen Dorfkirchen an dem Tage über leere Bänke wetterten.

In der Schaumburger Grafschaft galt es zwei Pfennige Kirchenbuße für jeden, Mann oder Weib, der ohne Ursache am Sonntag aus der Messe blieb. Vom Reepener Hof kam der Kirche zwar sonst mancherlei Gutes zu, aber von dieser Kirchenbuße war noch nie ein Pfennig eingekommen. Die Frau hielt

streng auf das „Bete und arbeite". Sie ritt werktags selbst in Mannsstiefeln auf die Felder und stand hinter Vögten und Knechten herum. Aber am Sonntag wurde nicht Pflug noch Sense angerührt, und wenn einer nicht im Verscheiden lag, mußte er mit im Zuge zur Klosterkirche. Voran die Frau selbst, dann die Großmagd mit den Hofmädchen, und zuletzt das Mannsvolk, vom Ackervogt bis zum kleinen Hütejungen.

Burkard sah auch heute ihr strenges Gesicht unter dem schlohweißen Linnenkopftuch von fern auf der Weiberseite. Er hatte seinen Platz oben auf dem Chor, aber nicht zwischen den andern Klosterschülern. Seine Stimme paßte längst nicht mehr zu diesen hellen Knabensopranen, sie war stark und tief wie die der jungen Novizen, zwischen denen er beim Gesang saß. Zum Altardienst wurde er nie genommen. Er trat auf, als ob er bei jedem Schritt über Ackerkluten ginge, und jede Bewegung war täppisch wie bei einem Bullenkalb, behauptete Pater Liborius, der die Schüler zum Altardienst wählte und abrichtete. Der schöne Erzengel, der den Dienst jeden Sonntag mit versah, war zwar auch längst über das Knabenalter weg und hatte sogar schon einen blaudunklen Schatten über der Oberlippe. Aber er hatte einen so unvergleichlichen Anstand beim Kniebeugen und beim Schwenken der silbernen Rauchfässer, daß der Pater schon mit Wehmut daran dachte, daß er nächstens als Novize nicht mehr unter seinen Händen war. –

Burkard sah blaß und überwacht aus an diesem Sonntage. Das stundenlange Knien auf dem Steinboden der Kirche die halben Nächte durch, das strenge Fastenhalten waren kein Kinderspiel für einen jungen Körper, der im Aufschießen ist.

Pater Bartold hatte ihm das alles im Beichtstuhl als Pönitenz aufgelegt und ihm noch einmal ins Gewissen geredet. Der große Junge ließ den Kopf hängen und sich ausschelten wie ein ungezogenes Kind.

Er lehnte sich nach dem Gottesdienst schlaff an den Stein-

pfeiler des Klostertores und wartete auf seine Mutter. Es war so hergebracht, daß sie ihn jedesmal für den Sonntag mit auf den Hof nahm, manchmal auch einen von den andern Klosterschülern, der kein Zuhause in der Gegend hatte und sich einmal an ihrem Tisch an gutem, gebratenem Fleisch satt essen sollte, statt an der einfachen Klosterküche.

Endlich kam die Frau vor ihren Hausleuten den Weg zum Tor herunter. Sie ging sehr gerade und hatte die Lippen fest geschlossen.

Frau Helike hatte ihren Herrn mit einer harten Liebe geliebt, sein Haus, seine Kleider und ihn selbst in Ordnung gehalten – das einzige, vor dem der grobe Reepener Angst hatte, war sein Weib – hatte auch nach seinem Tode keine fremde Hand an die Leiche gelassen und ließ jetzt die Witwenhaube nicht vom Kopf. Aber bei seinen Lebzeiten hatte es nicht viel Worte oder Zärtlichkeiten zwischen ihnen gegeben. Und mit dem Sohne machte sie es genau so. Burkard war das gewohnt.

Aber er merkte doch, daß sie heute noch anders war als sonst. Sie hatte nicht einmal eine Hand für ihn, sah ihn nur mit kurzem Kopfnicken strenge an. Sie mußte von den Patres gehört haben, was geschehen war.

Er ging stumm neben ihr her, wie immer auf diesem Wege. Sie litt kein weltliches Geschwätz, wenn man eben noch Gottes Wort in den Ohren hatte. Es war, als ob sie Augen hinten hätte, um jedes Köpfezusammenstecken zwischen den Mägden sofort zu merken.

Es war eine halbe Stunde zu gehen bis zum Reepener Hof. Die Wintersaat rechts und links stand noch nicht in Ähren, die niedrigen, kräftig grünen Halme waren tropfenbesprengt vom Nachtregen und glitzerten. Ein paar unsichtbare Lerchen standen hoch über den Köpfen und sangen ohne Ende.

Die Frau sah scharf über das Feld hin. Einmal, auf einem Weidekamp zwischen hohen braunen Hecken, über denen der

weiße Reif der Schlehenblüte lag, blieb sie stehen und stieß mit dem Fuß in einen Maulwurfshaufen.

„Tileke, hier soll morgen einer herausgeschickt werden. Der Kamp sieht schlecht aus."

Der Ackervogt brummte eine Entschuldigung. Sie achtete gar nicht darauf und ging weiter.

Nahe hinter dem Kamp lag der Reepener Hof, sauber und still in der weißen Mittagssonne, die sich in den blanken Eisen der drei an der Hauswand aufgereihten Pflüge spiegelte. Ein paar blaßrote, vergnügte Ferkel trieben sich auf dem hochgeschichteten Mist herum, die weißen Hennen mit den dicken, scharlachroten Kämmen hatten sich in den lockeren, heißen Sand am Viehhaus eingewühlt und rührten sich nicht, als das Getrappel der vielen Füße in das Tor einbog. Nur der starke, braune Hofhund, der angekettet lag, schlug ein paarmal träge an und streckte sich dann wieder in der Sonne.

Das Herrenhaus selbst, etwas abseits vom Viehhaus, war nichts als ein plumper, breiter Turm von grauem Bruchstein, auf dem das Strohdach saß wie eine über die Ohren gezogene Mütze.

In dem großen, kellerkalten Raum zu ebener Erde stand schon der Suppennapf vor dem Platz der Frau auf dem langen, weißgescheuerten Tisch. Eine von den Mägden traf jeden Festtag die Reihe, einzuhüten und das Essen zu kochen.

Der Klosterschüler mußte, wie immer, das Gratias sprechen. Er saß neben seiner Mutter, rechts am Tisch herunter dann die Mägde und gegenüber die Mannsleute.

Es lag heute wie ein heimlicher Druck über dem Tisch. Die Lütjemagd zwinkerte dem kleinen Hofjungen verstohlen zu und duckte sich dann sofort, als sie den strengen Augen der Frau begegnete. Als die Löffel abgeleckt und in das Wandbrett gesteckt waren, stand die Diele im Umsehen leer. Ein paar Knechte kletterten auf den Kornboden, um da im Stroh ihren

Sonntag zu verschnarchen. Die jüngsten Hofmädchen liefen mit klappernden Holzschuhen angefaßt über den Hof hinter das lange, strohgedeckte Viehhaus; von da her blies eine Weidenflöte, immer denselben langgedehnten Lockruf von zwei, drei Tönen. –

Der Klosterschüler saß neben seiner Mutter auf der Steinbank vor dem Herrenhof, sah gedrückt vor sich hin und spielte mit den Schlappohren des Hofhundes, der ihm den breiten Kopf auf die Knie gelegt hatte. Frau Helike saß, die Hände zusammengelegt, und sah starr über den sonnigen Hof hin.

Es sprach keiner, weder die Frau noch der Junge. Es war, als ob jeder wartete, daß der andere anfangen sollte.

Schließlich schob Burkard den Hund von sich.

„Mutter!" sagte er in halb fragendem Ton.

Sie gab keine Antwort und sah ihn auch nicht an, als ob sie nichts gehört hätte.

Da richtete er mit einem Ruck den gebückten Kopf und Nacken auf.

„Mutter, ich muß Euch etwas fragen. Was war das mit meinem Vater? Ich habe Pater Bartold gefragt, der will mir nichts sagen. Ich soll zu Euch damit gehen."

Die Frau war herumgefahren, sie hatte die Frage wohl zuletzt erwartet.

„Mit deinem Vater? Warum willst du das wissen?"

Der große Junge zögerte einen Augenblick, dann sah er ihr offen ins Gesicht.

„Ihr wißt ja von der Sache, Mutter. Wir haben einen zerbläut, weil er ihn geschimpft hat. Und ich kann ihm nichts darauf antworten, weil ich nichts weiß."

Die Frau lachte bitter auf.

„Und wenn du es weißt, mußt du erst recht den Mund halten, wenn sie ihn beschimpfen."

„Mutter!" fuhr der Junge auf.

Sie schob seine Hand zurück, mit der er ihren Arm gepackt hatte, und stand auf.

„Es ist dir vielleicht gut, wenn du alles hörst. Du bist kein Kind mehr."

Sie wandte sich kurz um zu der niedrigen Tür.

„Komm! Hier ist es zu hell und zu viel Sonne."

Er ging seiner Mutter nach mit großen hastigen Schritten. Drinnen nahm die Frau erst den Spinnrocken, tat ihn wieder beiseite, fegte ein paar Brotkrumen mit der flachen Hand vom Tisch. Schließlich setzte sie sich doch auf ihren Platz, das lange Gesicht unter dem noch dunkelblonden Scheitel unbewegt.

„Hör zu. Du weißt, daß auf dem Stadinger Hof zuletzt auch einer vom Haus gesessen hat. Das war deines Vaters Bruder. Der Alte hatte seine Länder zwischen die zwei Söhne geteilt. Aber auf der Grenze lag ein Acker, armseliges, steiniges Land, den sprachen die beiden Brüder zugleich als eigen an. Und weil sie sich nicht darüber einig werden konnten, fingen sie an, sich zu zanken. Es gab böse Worte und rote Köpfe. Wenn wir die von dem Stadinger Hof auf dem Kirchweg trafen, grüßte keiner den andern. Von den Gerichten hielten beide nicht viel, sie wollten sich selbst ihr Recht nehmen. Und einmal, wie der Schwäher eine Tagfahrt machte, ließ dein Vater den Acker umbrechen und besäen. Die Saat kam glücklich hoch, und der Schwäher machte ein langes Gesicht. Mein Herr ließ den Acker Tag und Nacht von ein paar Hörigen bewachen. Aber in einer Nacht, als der Roggen zum Schnitt reif ist, bricht der Schwäher mit einem Dutzend bewaffneter Leute über die paar Wächter herein, bindet sie, läßt das Korn von seinen Knechten, so wie sie da waren, in Kettenhemd und Stahlkappe, mähen und aufpacken, und wir hatten das Nachsehen und die Stoppeln. Das war ein unerhörtes Stück, denn dein Vater hatte die Saat getan und die Ernte war sein, wenn es auch der Acker nicht war. Er sagte dem Schwäher Fehde an, offen und ehrlich."

Burkard saß auf der Wandbank und horchte. Er hatte die Ellbogen auf die Knie und das Gesicht in die Hände gestützt, daß die Frau nichts davon sah als einen Streifen der Stirn unter dem sperrigen blonden Haar. Er rührte sich auch jetzt nicht, als sie stillschwieg und zu ihm hin sah. Da sprach sie eintönig weiter:

„Zehn Jahre und länger haben sie sich so in den Haaren gelegen, der Bruder dem Bruder. Einer tat dem andern gebranntes Herzeleid an, soviel er konnte. Die Stadinger trieben uns die Kühe vom Kamp, und wir steckten ihnen die Kotten ihrer Hörigen an.

Gott weiß, ob das nicht ewig so geblieben wäre, wenn dem Schwäher nicht sein Weib gestorben wäre. Die hatte sich darüber in die Grube gegrämt. Und der Johann, der Schwäher, ging da auf einmal in sich, hatte den bösen Handel satt und wollte Frieden machen. Er hat die Sache vor den Abt gebracht, und nach vielem Hin- und Herreden, wo es auch wieder nah am Dreinschlagen war, sind sie sich einig geworden, daß sie auf den strittigen Acker beide Verzicht tun und ihn zu einer Buße für alles Unrecht dem Kloster verschreiben wollten. Da im kleinen Kapitelsaal haben sie beide gestanden vor dem Abt, und auf das Kruzifix geschworen, daß nun einer gegen den andern von aller Feindschaft abstehen und Frieden halten wolle, auch keiner dem andern weiterhin an Gut oder Leib schaden, sondern sich getreulich und ehrlich verhalten wolle. Beschworen! Hörst du, Burkard? Auf das Kruzifix beschworen!"

Ihre tiefe Stimme war scharf vor Aufregung, auf den Backen standen ihr zwei hartrote Flecken. Burkard hatte die Hände vom Gesicht gelassen und starrte sie mit weit offenen Augen an.

„Sie haben sich die Hände gegeben, und der Schwäher hat zu deinem Vater gesagt, in seinem Hause möge er noch keine Gasterei, da noch nicht vor einem Monat eine Tote herausgetragen sei, aber sie wollten sich im Krug zur Rose am Min-

denschen Wege treffen und da einen Trunk auf die neue Bruderschaft und Versöhnung tun. So sind sie denn da zusammengekommen, und der Schwäher hat seine zwei jungen Söhne mitgebracht, der eine knapp so alt wie du, Burkard, aber schmal und schwächlich, der andere noch völlig ein Kind."

Frau Helike hatte die Hände ineinandergelegt, während sie sprach. Die Knöchelgelenke wurden langsam blutlos weiß vom starken Druck. Aber sie sprach in demselben Ton weiter.

„Die Knechte haben mir erzählt, wie es zugegangen ist. Sie haben getrunken und gelacht und rote Köpfe gehabt. Und auf einmal ist aus dem Lachen ein Schelten und Schreien geworden. Und mein Herr hat dem andern zugeschrien: der ganze Handel wäre Betrug, und er steckte mit dem verdammten Pfaffen durch – verzeih mir Gott, das hat er gesagt. Und der Schwäher Johann ist aufgestanden und hat gesagt: Bruder, wir haben eben Frieden beschworen, den wollen wir nicht brechen; es ist besser, wir reiten. Und ist davon mit den beiden jungen Herren. Und dein Vater, Burkard – die Knechte haben nicht anders gekonnt, sie haben mit müssen – dein Vater ist in den Sattel und darauf los, so rasch die Gäule laufen können, einen Umweg gemacht und im Busch gepaßt, bis die andern daherreiten. Und dann heraus! Die Knechte haben sich gegraut und sind zurückgeblieben, aber er – erst das eine von den Kindern aus dem Sattel, und dann das andere, daß sie rücklings übergeschlagen sind in ihrem Blut. Und wie er dann auf den Bruder hat loswollen, hat der geschrien vor Jammer und Zorn wie einer, der von Sinnen ist, und hat ihn durch den Leib und vom Gaul gerannt. Sie haben ihn mir tot auf den Hof gebracht, in der Nacht auf Fronleichnam."

Der Klosterschüler war aufgestanden und kam mit ein paar großen Schritten zu ihr her. Sein junges Gesicht war grauweiß bis in die Lippen, und die breite Kinnlade zeichnete sich sonderbar stark ab.

„Mutter", sagte er heiser, „ist das wahr? So gewiß wie Gott lebt?"

Sie stand nun auch, fast ebenso groß wie er. Die beiden Gesichter waren wie aus einem Holz geschnitten.

„So gewiß wie Gott lebt, Burkard. Einer von den Knechten war wund, der hat im Sterben das Sakrament darauf genommen."

Es war eine sonderbare Schwere über ihm. Er sah starr vor sich hin.

„Der Erzengel hat recht gehabt, ich will ihn um Verzeihung bitten. Buschräuber, hat er gesagt. Mörder und Eidbrecher dazu, das hat er noch vergessen."

Die Frau faßte ihn auf einmal fest an beiden Schultern und schüttelte ihn.

„Weißt du nun, warum du geistlich werden mußt, Burkard? Mußt? Weißt du, daß alles, was wir haben, du und ich, daß alles nicht reicht, um diese Todsünden aufzuwiegen?"

Sie schüttelte ihn noch einmal.

„Burkard, verstehst du mich? Hörst du mich?"

In dem Gesicht vor ihr zuckte und arbeitete es von gewaltsamer Aufregung. Der Junge antwortete nur mit einem Laut, der unverständlich herauskam. Und auf einmal warf er den Oberleib lang über den Tisch und schluchzte auf. Ein wildes, bitteres Schluchzen, das ihm in der Kehle würgte, als ob er ersticken sollte.

Die Frau stand ohne Bewegung und sah auf ihn herunter. Ihr Gesicht war wieder ruhig, aber ihre Stimme klang nicht so hart wie sonst.

„Ich habe es fünfzehn Jahre allein getragen, Burkard", sagte sie langsam, „nun trag du dein Teil. Sei ein Mann und hilf mir, soviel Böses gutzumachen."

In dem Augenblick wurde er still und stand auf. Mit einem sonderbar bohrenden Blick sah er seine Mutter an, wie er sich mit der Hand den starren Haarbusch aus der Stirn strich.

„Böses gutmachen?" wiederholte er nur in fragendem Ton.

Die Frau ging ihrem Sohn voran zur Tür. Die Hand auf dem Riegel, blieb sie noch einmal stehen.

„Die beiden jungen Kinder liegen in der Kirche zu Stadingen. Ich lasse alle Jahr zwei Messen für sie lesen. Deinen Ohm hat keiner je wiedergesehen. Es heißt, er soll eine Meerfahrt getan haben, von der er nicht nach Haus kam. Den herrenlosen Hof hat der Graf den von Brinkes zu Lehn gegeben. Nun weißt du alles."

Er nickte nur. Sie verlangte auch keine Antwort weiter. Es war das Letzte, was zwischen ihnen darüber gesagt wurde.

Hinter den hohen Pappeln am Tor, die rötlich von jungem Laub waren, stand der große weite Westhimmel blendend blaßgolden, als Burkard vom Hof ging. Er sah aber nichts von der Abendhelligkeit, weil er mit den Augen vor seinen Füßen suchte, als ob er die Grashalme zählen wollte.

Er war in einen Pattweg eingebogen, der über den gemeinen Hudekamp und den Meierhof führte. Unter den dickstämmigen Eichbäumen blies der Schweinehirt mit greulich heulendem Horngetute sein schwärzliches Borstenvolk zusammen. Der Klosterschüler achtete darauf auch nicht, er fuhr erst auf, als er seinen Namen rufen hörte. Da stand er still und sah sich um, die Brauen gerunzelt.

„Du bist das, Engelke? Was willst du?"

Das junge Ding im roten Rock, das auf dem geschlagenen Baumstamm vor der Einfahrt des Meierhofs saß, zog eine schiefe Fratze.

„Ich hab dich dreimal gerufen, und du hast nicht gehört. Hu, was für ein böses Gesicht!"

Er sah zerstreut über sie weg. Das war auch nicht schwer, denn er war über einen Kopf länger als sie, auch als sie nun stand.

„Was willst du?" fragte er noch einmal ungeduldig.

„Warum ist Tönnies heute nicht gekommen, Buko?" fragte sie.

Die Frage weckte ihn nun doch ganz aus dem Grübeln. Aber er sah das Mädchen feindselig an. Mußte die auch von der Sache anfangen?

„Die Patres haben es nicht gewollt."

Das rotbackige frische Gesicht des Kindes wurde ängstlich.

„Was hat er denn getan? Unsere Mutter hat schon gesagt, wenn es nur nichts Schlimmes ist!"

„Es ist nicht schlimm, Engelke. Er hat einen geprügelt. Es war – es war meinetwegen", sagte er ehrlich und etwas freundlicher als vorhin.

Sie machte große Augen. Er sah deutlich, was sie dachte: Tönnies darf nicht kommen, und du läufst frei herum – wenn es doch für dich war?

Aber gleich darauf sah sie die böse tiefe Falte, die auf seiner Stirn stand. Da schüttelte sie den Kopf.

„Wenn es für dich war, ist es ja recht, Buko."

Dem großen Klosterschüler fiel keine Antwort darauf ein. Er wollte weitergehen und wußte nicht, wie er es anfangen sollte. Außer seiner Mutter und den Hofmädchen bekam er das Jahr rund kein Weibergesicht zu sehen, wenigstens nicht so nah.

„Du bist groß geworden, Engelke!" sagte er plötzlich.

Das Mädchen nickte.

„Ja, ich bin nicht mehr das kleine Würmchen, das mit Tönnies und dir in den Kamp gelaufen ist."

„Du konntest aber nicht so schnell wie wir Jungen, Engelke", sagte er und lachte bei der Erinnerung. Für einen Augenblick vergaß er den dumpfen Druck, der ihm auf der Stirn lag, „wenn du wegliefest, hatten wir dich immer gleich gefangen!"

Sie lachte auch und setzte die runden, sonnverbrannten Arme auf die Hüften.

„Jetzt fängst du mich nicht mehr, Buko! Versuch's!"

Er stand einen Augenblick und sah das Mädchen an. Und dann, wie sie lachend zurücksprang, packte ihn auf einmal eine tolle Lust, als ob er noch ein Junge wäre wie damals. Mit großen Sätzen war er dem roten Rock nach, der wie eine Flamme in dem schrägen gelben Licht zwischen den Stämmen durchschoß. Er stolperte über Wurzeln und schrie ihr nach, auf einmal bog er seitwärts, ihr entgegen. Da hatte er sie.

Das Mädchen hämmerte lachend mit der Faust gegen seine Brust.

„Laß los! Es war nicht recht! Du hast mich abgefangen!"

Er riß das junge, warme, wilde Ding an sich, als ob er sie zerdrücken wollte.

Aber nur einen Atemzug lang. Im nächsten Augenblick ließ er sie los und stieß sie grob zurück.

„Lauf hin! Was sind das für Narrheiten? Wir sind keine Kinder mehr!"

„Buko!"

Sie sah ihn ganz starr an, aber er hatte sich schon weggekehrt.

„Sag Tönnies, er soll Sonntag kommen!" rief sie ihm noch nach. Aber er sah sich gar nicht um.

Die Kleine mit den heißen roten Backen stand wie festgewachsen, bis sie ihn nicht mehr sehen konnte. Dann schob sie die Unterlippe vor wie ein Kind, das verdrießlich ist, und schlenderte langsam ins Haus. –

Der Klosterschüler ging, als ob einer hinter ihm her wäre. Er schämte sich. Mit des Bruchmeiers Engelke, dem Kind, sich herumzujagen wie ein Junge!

Er war weiß Gott kein Kind mehr, seit er das heute gehört hatte!

Es hämmerte ihm dumpf im Kopf, daß er die Kappe abnahm und langsamer ging.

Als er von der Pfaffenwisch her Lärm und Geschrei hörte, blieb er stehen. Die Schüler balgten sich da in Ringkämpfen auf dem taunassen Gras, rannten und schrien.

Ein harter Zug war in seinem jungen Gesicht, wie er unbeweglich dastand und durch die Dämmerung hinübersah. Er fühlte auf einmal: zu denen da gehörte er von diesem Tage an nicht mehr.

Als er des Bruchmeiers Tönnies zwischen den andern laufen sah, fiel ihm Engelke noch einmal flüchtig ein. Hatte er sie nicht zu grob angefahren? Das arme Ding hatte ihm ja nichts getan.

Aber dann schüttelte er den Kopf vor sich hin und ging hinter dem halbbelaubten Gebüsch, das ihn deckte, in weitem Bogen nach der Lattenpforte, die von hinten in den Klostergarten führte. –

Bruchmeiers Engelke saß auf der Bank vor dem Hause und tat den Mund nicht auf, als die Mägde um sie herum mit kräftigen Stimmen noch eins in die halbdunkle Luft hinaussangen. Der Meier, der gern vergnügte Gesichter mochte, gab ihr einen Puff in den Rücken.

„Ist dir der Weizen verhagelt, Maike? Wer hat dir was getan?"

„Mir, Vadder? Keiner!"

Hatte der Alte sie vorhin mit dem groben Gesellen, dem Buko, gesehen? Sie bekam einen roten Kopf.

„Dann zieh auch kein saures Gesicht. Wo ist Tönnies denn heute? Weiß einer von ihm?"

Engelke sah etwas ängstlich zu ihm hin.

„Er hat nicht kommen dürfen."

„Wer hat dir das gesagt?"

„Buko. Der kam am Hof vorbei."

„Warum darf er nicht kommen?"

„Er – hat sich mit einem geprügelt –"

„Geprügelt?" Der Meier lachte laut auf, „das gefällt mir! Immer sich ducken und beten, das taugt für keinen Jungen. Der soll seine Fäuste brauchen. Jammer und Schande, daß er

ein Pfaffe wird! Aber die Weibsleute, die Weibsleute! Wenn die sich was in den Kopf setzen!"

Die Meiersche sah grämlich zu dem Manne hin, der in seinem weißen Linnenkittel breit vor der Dielentür stand.

„Versündigt Euch nicht, Vadder. Ich will den Heiligen mein Lebtag auf den Knien danken, wenn ich Tönnies habe die erste Messe lesen hören. Der Junker vom Hof wird doch auch geistlich."

„Der hat's auch nötig", knurrte der Meier vor sich hin und machte kurz kehrt ins Haus. Über seinen Jungen redete er nicht gern. Er ärgerte sich zuviel dabei, und gegen das Weibervolk kam ja doch kein Mundwerk an.

Engelke rückte auf der Bank näher an die Mutter heran.

„Mutter, warum hat Buko das nötig?"

„Kümmere dich um deine eigene Sache, Maike! Was geht dich die gnädige Herrschaft an?"

Engelke hielt den Mund. Wenn die Mutter ihr das nicht sagen wollte, dann konnte sie Buko selbst fragen.

Aber nein, das ging doch nicht. Einen, der sie so grob angefahren hatte! Den auch noch fragen! Wenn der Reepener Hof auch zehnmal vom Bruchhof Malschwein und Zinshühner bekam, ihr Vater war doch kein Höriger, und Buko war ein Junge wie Tönnies und noch kein gnädiger Herr! Sie wollte es ihm zeigen, wenn er das nächste Mal vorbeikam! Den Rücken kehren wollte sie ihm und tun, als ob er gar nicht da wäre!

Aber Bruchmeiers Engelke stand am nächsten Sonntag und die folgenden auch abends am Tor und sah sich fast die Augen aus dem Kopf, und kein Buko wollte kommen. Ob er jetzt einen andern Weg zurückging? Sie mußte Tönnies nach ihm fragen!

Tönnies kam jetzt jeden Sonntag wieder auf den Meierhof und aß sich in einem deftigen Stück Sonntagsspeck an seines Vaters Tisch für die magere Woche satt.

Er lief dann den ganzen Tag durch Ställe und Acker und redete wie ein Alter mit über Saatenstand und Schweinemast. Er tröstete sich aber darüber, daß er den Hof nicht bekam. Wenn er an irgendeiner Dorfkirche Messe las, hatte er ja auch seinen Priesteracker, konnte ein paar Kühe austreiben und ein Schwein fett machen.

Er stand vor dem Tor, breit und vierschrötig, als Engelke mit ihren Milcheimern an ihm vorbeikam. Sie setzte die Tracht einen Augenblick hin und frug, was sie zu fragen hatte.

Tönnies zog die ehrliche Stirn unter dem gerade geschnittenen weißen Haar in Sorgenfalten.

„Buko? Ja, das mögen die Heiligen wissen, was in den gefahren ist! Der hockt im Kloster irgendwo über den Büchern. Als ob er die Woche lang noch nicht genug davon hätte! Ganz anders ist er geworden!"

„Anders? Wie denn?"

„Er sagt kein Wort mehr und antwortet nicht, und läuft herum wie einer, der gestohlen hat. Er will von mir auch nichts mehr wissen. Ich weiß nicht, was er hat."

„Was er hat? Grob ist er! Sonst hat er nichts!"

Engelke nahm ihre Eimer so heftig wieder auf, daß die schaumige Milch überschwappte, und klapperte laut mit ihren Holzpantinen über die Diele. Tönnies blieb stehen und starrte kopfschüttelnd vor sich hin. Engelke war ein dummes Weibsbild und wußte nicht, was sie sagte. Aber viel klüger als Engelke war er auch nicht, wenn er an Buko dachte!

Bruchmeiers Tönnies war nicht der einzige, der sich wunderte, und Engelke nicht die einzige, die wartete.

Als die Frau vom Reepener Hof am ersten Sonntag den Platz am Klostertor leer fand, wo ihr Sohn sonst nach dem Gottesdienst stand, ging sie ruhig weiter, ohne daß ihr Gesicht sich bewegte. Am zweiten Sonntag sah sie scharf zum Chor hinauf, aber in dem dämmrigen Kirchenlicht fand sie zwischen

den vielen hellen und schwarzen Köpfen den rechten nicht heraus. Am vierten Sonntag ließ sie ihre Leute allein vorangehen und dem hochwürdigen Abt heraufsagen, daß sie ihn zu sehen wünsche.

Es durfte kein Weiberfuß über die Schwelle des Männerkonvents, aber für die vom Haus tat der Abt schon etwas. Er ließ sie in die offene Steinlaube am äußeren Pforthause einladen und kam selbst herunter, noch im Chorrock von der Messe her.

Er machte das Kreuz über sie, als sie ihm die gelbe faltige Hand küßte.

„Burkard hat gebeten, auch am Feiertag im Kloster bleiben zu dürfen."

Ihr stieg langsam das Blut bis unter das Stirntuch.

„Aber, hochwürdiger Vater —"

Er wehrte abwehrend mit der Hand durch die Luft.

„Wir wollen Gottes Geist nicht stören, wenn er in ihm am Werk ist. Es scheint, daß eine Sinnesänderung in ihm vorgeht. Ich will den Heiligen dafür danken, wenn sie mir jetzt diesen Sohn schenken wollen. Gottes Wege sind wunderbar und heimlich an den Menschen. Oder wißt Ihr davon, wie es kommt?"

Der alte Mann sah sie scharf an. Sie begegnete ihm mit geradem Blick.

„Ich habe meinem Sohn von seines Vaters Ende erzählt, hochwürdiger Herr!"

Der Abt wiegte nachdenklich den kleinen, schlohweißen Greisenkopf.

„Das arme Kind! Es wird ihm hart angekommen sein. Aber es geht nur durch Prüfungen zum Gnadenstande. Wir wollen für ihn beten. Vielleicht daß er noch dieses Jahr in das Noviziat eintreten kann."

Die Frau richtete sich straff auf.

„Ja, hochwürdiger Vater. Ich bete Tag und Nacht dafür. Aber mir deucht, den einen Tag von den sieben ist er seiner Mutter doch schuldig."

Der Abt stand und sah sie an. In seinem feinen alten Gesicht war ein unbeugsam harter Zug.

„Frau, wer Gott opfern will, darf nicht behalten wollen. Die Mutter Gottes hat ihren hochgelobten Sohn auch gegeben. Oder reut Euch das Opfer?"

Da hob sie fast hochmütig den Kopf.

„Was ich gegeben habe, das habe ich gegeben. Ich tue nichts halb."

Damit ging sie, lang und gerade und fast ohne den Kopf vor dem Segen zu beugen. Der Abt sah ihr mit klugen Augen nach und bog dann langsam um die Mauerecke, um auf dem Umweg durch seinen Garten zurückzugehen. Die Beete lagen still in der Sonne. Der Kohl machte sich schon breit mit seinen fleischigen, blaugrünen Blättern, daneben niedrige, bräunlich gesprenkelte Salatköpfe und frischgestöckerte Erbsenranken, an denen die weißen Blüten wie angeflogene Schmetterlinge saßen.

Vor den geraden Latten, an denen die Pfirsiche und Äpfel hochgezogen waren, blieb er stehen. Sie waren jetzt schon über und über besetzt mit kleinen grünen Knöpfchen und spreizten feste, gesunde Triebe in die Sonne. Nur hier und da waren sie mit Bast festgebunden und wuchsen nun schon von selbst in der gegebenen Richtung weiter.

Das war das Rechte. Das war Gärtnerkunst. Nur hier und da etwas stutzen, etwas binden, etwas Richtung geben und dann dem jungen Wachstum Raum lassen, daß es hochtreibt und schießt und sich einbildet, frei zu sein. Dann werden die Früchte von selber reif und fallen einem in die Hand, dachte der alte Gartenmann und Menschenerzieher.

Nicht nur hinter der Mauer in des Abtes Garten wuchs alles, was es wachsen konnte. Draußen standen jetzt die Bohnenfelder

in schwarzweißen Blüten, der starke, süßliche Geruch machte den Leuten die Köpfe schwer, wenn sie spät von der Arbeit hereinkamen. Die Kämpe waren gefleckt von Kühen, die Stuten mit den hochbeinigen, mageren Fohlen, die sich vor Übermut nicht zu lassen wußten, waren auch schon draußen, und der Teich vor dem Dorf war voll buttergelber, wolliger Gösselchen.

Feldarbeit gab es jetzt nicht viel, da die Heuernte noch nicht im Gange war. Die Meiersche im Bruchhof bleichte ihr Winterleinen auf dem Grasanger hinter dem Hof. Lange, graugelbe Stücke, an Pflöcken ausgespannt im grünen Gras, derb und fest von Faden. Alle Stunden ein paar Eimer Wasser darüber, daß das Linnen naß und blank war in der Sonne, die das Wasser dann Tropfen für Tropfen aufsog. Es war das richtige Wetter zum Bleichen.

Die Meiersche stellte den Holzeimer hastig ins Gras und sah nach dem schmalen Weg zwischen den Roggenfeldern, die jetzt schon in Ähren standen.

„Du lieber Himmel, unsere Frau! Die gnädige Herrschaft!"

Engelke, die auf der Erde hockte und einen Holzpflock fester einklopfte, hob erschrocken den Kopf. Sie hatte Angst vor der strengen Frau vom Herrenhof. Wie die Roggenmuhme, dachte sie, als sie sie jetzt so lang und steif und dunkel zwischen den Ährenwänden daherkommen sah.

Die Frau sprach öfter auf dem Meierhof ein, wenn sie über Feld ging. Der Meier war ein Wirt, der seine Sache verstand, und mit dem sich ein Wort reden ließ. Und die Meiersche war Großmagd auf dem Junkerhof gewesen, wie sie als junge Frau hinkam.

Sie lief ihrer Herrschaft jetzt entgegen und trocknete sich dabei die Hände in der blauen Schürze.

Nein, die Ehre! Wenn die gnädige Herrschaft vorliebnehmen und auf die Diele kommen wollte! Der Meier war nach dem Fohlenkamp, aber er mußte bald wieder da sein. Richtig, da

kam er schon! Was sie der gnädigen Herrschaft vorsetzen dürfte? Einen Becher Milch?

Die Frau schüttelte den Kopf. Einen Trunk Wasser nur, es war heiß zwischen den Feldern. Sie bückte sich im Vorbeigehen, nahm das nasse Linnen zwischen die Finger und sagte ein kurzes Wort über den gleichen Faden. Die Meiersche freute sich, sie wußte, daß Frau Helikes Lob teuer war.

Der Bauer zog die Pelzkappe vom eisengrauen Haar und schüttelte derb die Hand, die die Frau ihm gab.

„Das ist eine Pracht mit dem Roggen! Wenn er so in die Scheuer kommt, wie er jetzt steht, dann wird das eine Ernte!"

Frau Helike nickte.

„Nun ist es an Dem da oben, das Seine zu tun. Was unsere Sache war, ist getan."

Der Bauer lachte behäbig.

„Ja, das ist es. Und nirgends besser als auf Reepener Acker. Ein Jammer, daß das alles für nichts ist! Nur für die Pfaffen!"

„Heilige Mutter Gottes, bitt für uns! Diese sündhaften Reden!" grämelte die Bauersfrau, „Mann, für Gott und die Heiligen ist es!"

Der Bauer spuckte aus. Er hielt viel von den Heiligen, aber wenig von den Geschorenen. Das waren für ihn alles Tagediebe zu Gottes Ehre.

„Ach was, für die Heiligen. Denen tut kein Acker und Viehstall und Speck im Rauch mehr not. Die Pfaffen schlucken es. Und das grimmt mich doch, daß der Junker Buko auch so Einer wird! Das wäre ein Herr geworden! Genau wie der Junker Jasper, Gott hab ihn selig!"

„Wie der? Davor bewahre uns Gott!" Frau Helikes Gesicht und Stimme waren herbe und hart. „Lieber tot als wie sein Vater. Das müßte Er wissen, Meier!"

Der Bauer stieß den Stock fest auf den Boden.

„Junker Jasper war ein rechter Herr. Lieber Prügel von so Einem, als gute Worte von einem Pfaffenvogt."

Die Meiersche schüttelte den Kopf und schlug das Kreuz.

„Er hat ein schlimmes Ende genommen. Es ist doch gut, daß der Junker geistlich wird. Und unser Tönnies wird es ja auch, Vadder!"

„Das ist anders, Weib. Wir haben noch die Maike, die uns einen auf den Hof auffreien kann. Und Tönnies sitzt einmal auf einer Dorfpfarre zwischen den Leuten, und du und ich können alle Tage mit ihm reden, wenn wir wollen. Aber wer dem Kloster geschworen ist, der ist wie gestorben und kennt nicht Vater noch Mutter mehr."

„Nicht Vater noch Mutter mehr", sagte die Frau vom Hause dem Bauern langsam nach. Es war eine kurze Stille. Dann wandte sie sich um und nahm Engelke den irdenen Wasserbecher aus der Hand. Das Mädchen stand schon eine Zeitlang damit, ohne daß einer auf sie achtete.

Die Frau trank den Becher rasch leer und gab der Bäuerin die Hand.

„Feierabend, Geesche! Die Zinshühner sind gut, die du geschickt hast. Sie kommen morgen in den Topf."

„Gott gesegne's der gnädigen Herrschaft!"

Engelke sah ihr nach, wie sie zwischen dem Meier und seiner Frau wieder über den Hof ging. Das Mädchen dachte an die letzte Rede, die sie da eben aufgeschnappt hatte. Sie hatte gleich gewußt, daß sie von Buko sprachen.

„Wer dem Kloster geschworen ist, der kennt nicht Vater noch Mutter mehr."

Es lief ihr kalt über den Rücken. Wie schrecklich das klang! Und mitten zwischen allem Ärger über den groben Burschen kam ihr auf einmal das Mitleid mit ihm, sie wußte selbst nicht wie.

Sie ging ganz langsam und nachdenklich an einem Grashalm kauend mit dem vollen Holzeimer vom Ziehbrunnen wieder auf die grüne Bleiche.

Als sie am Abend sich in ihr Bettstroh einkuschelte, sagte sie noch einmal schlaftrunken und wie im Traum in die Dunkelheit hinein, gerade wie Frau Helike vorhin: „Und kennt nicht Vater noch Mutter mehr.“ – – –

Die Nacht war jetzt eigentlich nie völlig Nacht, es blieb immer noch eine ungewisse bläuliche Dämmerung in der Luft; es ging ja auch bald auf Johannistag. An allen Hausmauern blühte der Flieder in flachen, grünweißen Dolden, die durch das Halbdunkel schienen, und weiter draußen war der Roggen in Blüte. Die warme Nachtluft stand so unbeweglich unter dem Sternenhimmel, als ob sie zu schwer zu tragen hätte an all den starken Düften, die in ihr schwammen und zusammenflossen.

Das Dormitorium der Klosterschüler lag nach Osten heraus. Bis kurz nach Mitternacht hatte der Himmel, den man durch die kleinen, rundbogigen Fenster der dicken Steinmauer sah, noch den letzten Widerschein von Westen, und dann wurden die Sterne schon glanzlos in dem ersten grauen Dämmern, das leise heraufkroch. Wenn Burkard Nacht für Nacht mit heißen Augen wach lag, sah er die weißen Lichtfunken langsam, langsam im Fenster vorbeirücken, blaß werden, auslöschen. Dann fing irgendwo im Garten die erste Amsel an, und durch die Büsche ging es wie ein fröhliches Schütteln und Schaudern im frühen Luftzug. Es war wieder Tag. Vielleicht schlief er dann noch für eine Stunde ein, wenn das Hämmern und Arbeiten in seinem Kopf vor Mattigkeit still wurde.

Das Dormitorium entlang lagen sie und schliefen wie die Bären, ein halbes Hundert und mehr. Seite an Seite mit ihm der Erzengel, langgestreckt auf dem Rücken und die Hände auf der Brust zusammengelegt, wie er sich nach dem letzten Ave hinlegte. Untadelig und gerecht auch im Schlaf.

Wie ruhig der atmete! Wenn Burkard sich wachend unter der groben Wolldecke herumwarf, quälte ihn dieses glatte Gesicht da neben ihm, er haßte es förmlich. Er stand leise auf und

legte sich ohne Decke auf die nackten Steinplatten des Bodens, daß es ihm eiskalt in die Knochen fror. Das tat gut.

Einmal war der Erzengel davon aufgewacht und richtete sich auf.

„Wer ist das? Was tust du da?"

Es lief dem jungen Menschen heiß über in der Dunkelheit. Daß ihn der auch in der Nacht nicht in Ruhe ließ! Ihm nachspürte, bis in seine heimliche Not hinein!

„Es ist eine heiße Nacht", sagte er stotternd.

„Torheit. Es weht kalt in die Fenster. Du denkst wohl, es soll verdienstlich und heilig aussehen, wenn sie dich so finden?"

„So etwas denke ich nicht! Das fällt nur einem wie dir ein!"

Der Erzengel legte sich wieder hin.

„Es ist gegen die Regel, im Dormitorium zu reden!" sagte er kühl verweisend.

Er hatte wieder recht wie immer. Burkard ballte die Faust im Dunkeln. Es war eine stumme Feindschaft zwischen ihm und dem Erzengel seit dem Streit neulich. Das Gesicht, mit dem die zwei sich ansahen, sagte: Geh mir aus dem Wege!

Der Erzengel hatte eine scharfe Zunge. Und wo der andere sich nicht mit seinen großen Fäusten wehren konnte, war er wehrlos. Er machte finstere Augen und kehrte den Rücken. Aber nicht dem Erzengel allein; er drückte sich jetzt immer scheu in den Ecken herum und mochte keinem mehr in die Augen sehen.

Sie hatten es ja alle gehört. Der Krämerssohn hatte seines Vaters Namen beschimpft, und er durfte ihm nicht ins Gesicht schreien: Du lügst!

Die Scham brannte ihm bis in die Seele hinein, wenn er daran dachte. Es kam ihm vor, als ob er selbst der Buschräuber, der Eidbrecher wäre. Er trug ja den Namen, da trug er auch die Schande.

Er nagte sich die Lippen blutig in den langen Stunden, die er darüber brütete.

Zu seinem Besten hatte Gott das zugelassen. So sagte Prior Bartold.

Der junge Mensch lachte hart auf und biß dann die Zähne zusammen in dumpfem Trotz.

Gott läßt das Böse geschehen, um es in Gutes zu verkehren, damit Er desto mehr gepriesen werde. So sagte Prior Bartold.

Und Er läßt sich preisen, aber Er straft die Menschen doch. Denn böse bleibt böse, und den Sünder richtet Gott. So sagte Prior Bartold.

Und zuweilen richtete Burkard sich auf aus seinem gebückten Hinbrüten und redete mit dem da oben:

Sie sagen doch, daß du das Böse hassest. Warum läßt du es denn zu? Warum tust du denn nicht das Gute gleich und ohne Böses? Du bist doch allmächtig, Schöpfer Himmels und der Erden!

Strafst die Menschen und läßt dich doch gerecht nennen?

Aber auf einmal grub er dann in plötzlicher Angst sein Gesicht in beide Hände, oder wenn es Nacht war, in die Wolldecke, daß er nichts sah und hörte. Da war es ja wieder! Die Versuchung des Teufels, von der Prior Bartold sprach! Gott erbarme dich! Heilige Mutter Gottes, bitte für mich!

Er drehte sich in diesem Kreis und fand nicht heraus. Nacht für Nacht kam das, wie ein Fieber. Morgens in der Lehrstunde saß er zusammengesunken mit seinen starken Gliedern und breiten Schultern auf der schmalen, niedrigen Schülerbank und stierte aus überwachten Augen vor sich hin. Pater Albertus tat ihm nichts und störte ihn mit keiner Frage. Dieser Schüler war ihm entwachsen, wie er es den Bänken war.

Und der hochwürdige Abt hatte auch mit dem Pater über ihn gesprochen. Man mußte diesen jungen, störrigen Geist jetzt behutsam anfassen. Es bereitete sich die große Wendung in ihm vor.

So ließen sie ihn laufen, wie er wollte, die Klosterschüler

auch. Die waren froh, wenn sie ihn los waren, er war hochmütig und wunderlich, sagten sie.

In der Bücherei war in der tiefen Mauernische ein bretterner Sitz dicht am Fenster, das auf den gepflasterten Innenhof ging. In diesem Hof war es still und meist ganz leer, und die Sonne lag auf den Steinen, daß es blendete.

In dieser Mauernische saß der Klosterschüler, bei dem die Patres auf die große Wendung warteten. Da störte ihn keiner. Er saß da krummgebückt über einem großen Pergamentband, den er auf den Knien hielt.

Vornan in der Bücherei stand die große Truhe, in der der heilige Vater Augustin aufbewahrt wurde, eine Anzahl Bände, fast so breit wie hoch, und in deutlichen schwarzen Buchstaben auf das gute, glatte Pergament geschrieben. Ein ganzes Menschenleben steckte in diesen Buchstaben. Als der selige Prior Augustin mit dem Gelübde den Namen des Kirchenvaters nahm und am Tage darauf die erste Initiale auf das Pergament malte, stand ihm die Tonsur weiß im dicken schwarzen Haar. Sein Kopf war eisgrau, als sie ihm in der Kirche die Exequien hielten, ein paar Monate, nachdem er mit zitterigem Greisenstrich den letzten Schnörkel gezogen hatte.

Prior Bartold hatte erst nachdenklich den Kopf geschüttelt, als der Klosterschüler Burkard um die Erlaubnis bat, in der Bücherei zu sitzen und die Kirchenväter zu lesen. Die heiligen Väter waren für junge unreife Geister zu starke Kost. Sie konnten verwirren und irreleiten.

Aber dann besann sich der Prior auf das, was der Abt von dem Klosterschüler gesagt hatte. Er wiegte den Kopf.

„Warum willst du das lesen, Sohn?"

Burkard wich den Augen aus, die noch mehr fragten als der Mund.

Prior Bartold hatte ihm ja selbst gesagt, daß sich die heiligen Väter auch an seiner Frage versucht hätten – an der Frage, die

ihn gepackt hatte und ihm Tag und Nacht im Kopf war, daß er sich stumpf und dumpf darüber grübelte: woher kam das Böse?

Deshalb mußte er sie lesen. Er mußte wissen, ob sie wirklich auch keine Antwort hatten. Aber das wollte er dem Prior lieber nicht sagen.

„Ich möchte – ich möchte mehr lernen", stotterte er nur heraus. Das Ausbiegen und Lügen wollte ihm nicht vom Mund.

Der alte Mann sah ihn milde und ernsthaft an.

„So geh hin und lies, mein Kind. Und wenn du etwas nicht verstehst, so komm zu mir und frage."

Der Klosterschüler dankte und drückte sich aus der Tür, scheu wie jetzt immer. Aber er kam nicht wieder und fragte.

Ein einziger von den großen Pergamentbänden war nicht so braun von vielen Fingern wie die andern. Es war keine von des heiligen Vaters Augustin Lehrschriften, auf die die Kirche sich baut. Confessiones stand auf dem ersten Blatt.

Auf diesen Band war der Klosterschüler Burkard gestoßen. Mit Augen, die heiß waren vom Entziffern der schwarzen Lettermeisen, rückte er mit den Fingern unter den Zeilen her und sprach das wuchtige Latein der Sätze vor sich hin, bisweilen schwer und stockend, die Stirn gefurcht von der Arbeit dahinter.

Wie einer, der im Dunkeln auf fremden Wegen tappt, so verwirrte er sich zuerst in den Seiten. Er schlug hier und da auf und las. Bruchstücke aus dem Leben des Heiligen, die er schon in der Klosterschule gehört hatte. Gebete, die wie Psalmen in großen Rhythmen gingen. Spitzfindige Klügeleien und erhabene Reflexionen, die ihm unverstanden über den Kopf hinweggingen.

Und dann auf einmal ganz von ungefähr, wie er gedankenlos auf das gelbliche Pergament stierte, ein Wort, ein Satz, der ihm wie mit Feuer geschrieben in die Augen sprang. Er schrie auf, als er ihn sah, fuhr vom Sitz und lief zwei-, dreimal in dem großen, stummen Raum hin und her. Und warf sich wieder über das Buch und las den Satz herunter und weiter.

Das war es ja, was er suchte! Heiliger Vater Augustinus, bitte für meine arme Seele! Bist dieselben Irrwege gelaufen wie ein armseliger Klosterschüler! Oder sind es keine Irrwege, da ein großer Heiliger sie gegangen ist?

„Ich forschte danach, woher das Böse komme –"

Burkard wußte selbst nicht, daß er den Satz laut in die leere Luft hineinsprach, heftig, als ob er mit einem Unsichtbaren redete. Und auf einmal erschrak er über seine eigene Stimme, die sonderbar von dem niedrigen Steingewölbe zurückschlug.

Er vergaß an diesem Tage Vesper und Refektoriumglocke.

Es war wie ein Fieber in ihn gefahren. Er grub und bohrte sich in diese Sätze hinein mit einem zähen, verbissenen Eigensinn, der kein Hindernis sehen will.

Vielleicht war es ja eine Vermessenheit, daß er, der Klosterschüler, sich vor den großen Kirchenlehrer hinstellte: Sag mir, was du weißt! Gib mir, was du hast!

Aber Prior Bartold fragen? Der würde ihm erklären und antworten, ja. Irgendeine Antwort, die ihm wie Wasser unter den Händen zerfloß. Oder ihm ein Dutzend Aves und drei Fasttage auflegen als Pön für seine anmaßliche Neugier!

Nein, er mußte sich allein durcharbeiten. Es war härtere Arbeit, als den Pflug durch frischgerodetes Land reißen.

Wenn er einen Satz zehnmal durchgeackert hatte, schlug er sich mit der Faust gegen diese eckige, harte Stirn, an der die feine Logik des Kirchenlehrers abprallte wie an einer Mauer ohne Tor.

Dieses Gewebe von Gründen und Beweisen stand da wie ein Spinnennetz, fein und durchsichtig und genau gezirkelt. Aber wenn er derb zupacken wollte, behielt er nichts in der Hand als ein paar verschrumpfte Fäden.

Der fromme Bischof von Karthago war gewiß ein großer Heiliger, aber ihm konnte er nicht helfen. Die Worte, die er sagte, ließen sich nicht greifen.

Mord und Totschlag, Eidbruch und Untreue, das waren Dinge, die sich mit Händen greifen ließen. Die waren das Böse, und das stand groß und breit in seinem eigenen Wege. Er wollte wissen, woher die kamen.

Vom Teufel, sagte Prior Bartold.

„Ist aber der Teufel die Ursache, nun, woher kommt dann der Teufel?" fragte der heilige Vater Augustin. „Und wenn er selbst erst durch Wandlung seines Willens aus einem guten zu einem bösen Engel ward, woher kam ihm denn dieser böse Wille, durch den er zum Teufel ward, da er, dieser Engel, seiner ganzen Art nach von dem besten Schöpfer gut erschaffen ward?"

Burkard legte die Hand vor die Augen und sah in einen großen schwarzen Abgrund. Aus dem stieg wie Dampf alle Bosheit herauf. Die fuhr in die Menschen und wurde zu schlimmen Worten und Taten und sündhaften Gedanken. Aber in den Abgrund selbst konnte kein Mensch sehen. Auch der heilige Vater Augustin nicht. Vielleicht Gott selbst nicht...

Eine dumpfe, schwere Angst fiel ihm auf die Brust, wie er da zusammengesunken saß und grübelte. Kam das, was in ihm war, denn auch von da unten herauf? Die Kirche hat Scheiterhaufen für die Ketzer, sagte Prior Bartold. Vielleicht war er schon ein Ketzer. Vielleicht griff es schon nach ihm aus dem schwarzen Abgrund, und er mußte hinunter! Mußte!

Er fuhr auf einmal zusammen, dicht unter der Fensterbrüstung schrillte ein scharfer Pfiff durch den stillen Hof.

Wieder des Bruchmeiers Tönnies. Vor dem hatte er diese ganzen Wochen keine Ruhe gehabt. Er streckte hastig den Kopf aus dem Fenster.

„Was willst du von mir? Läufst du mir wieder nach?"

Der Bauernjunge stand da unten auf den Steinplatten und lachte gutmütig zu ihm herauf.

„Ich habe ein dickes Fell. Du sollst heute auch herauskom-

men, Buko. Wir müssen alle in den Knick und Grün holen zu Kränzen. Morgen ist Hagelfeier."

Grün holen im Knick hieß austollen für die Klosterschüler. Aber der da oben schüttelte den Kopf und machte ein böses Gesicht.

„Was geht mich das an? Geh du doch mit den andern. Ich bleibe hier."

„Du bist doch sonst gern mitgegangen."

„Ja, das war früher. Jetzt laß mich in Ruhe."

Der unter dem Fenster schüttelte treuherzig den Kopf.

„Du bist jetzt ganz anders, Buko. Engelke sagt auch, deine Mutter hat sich beklagt, daß du nicht mehr auf den Hof kommst. Nun schon in sechs Wochen nicht, und nicht zu Himmelfahrt und Pfingsttag."

Seine Mutter. Burkard runzelte die Stirn, er dachte nicht gern an sie. Es war ein feindseliges Gefühl in ihm dabei, vor dem er selbst Angst hatte. Fast als ob seine Mutter ihm etwas angetan hätte.

„Du bist auch sonst so anders. Früher bist du doch überall dabei gewesen. Jetzt steckst du immer allein. Ich weiß nicht, was du hast, Buko."

Der machte ein gequältes Gesicht.

„Laß mich doch in Frieden. Ich muß lernen."

„Du mußt?" Tönnies' wasserhelle Augen wurden erstaunt und rund; „hat der Pater es dir gesagt? Kann ich dir nicht helfen, damit es schneller geht?"

„Nein. Keiner hat es mir gesagt. Mir kann auch keiner helfen. Das verstehst du nicht."

Der Meiersohn sah tiefsinnig vor sich auf die Steine und war einen Augenblick still.

„Vielleicht ist es ein sehr gutes Werk?"

„Ein gutes Werk!" Burkard lachte laut und hart auf, „Tönnies, die Heiligen haben nicht viel Freude an mir, das weiß ich!"

Der andere sah mit dem ehrlichen, braunverbrannten Gesicht kopfschüttelnd zu ihm in die Höhe.

„Dann verstehe ich es nicht. Ich halte nicht viel von den Pergamenten. Ich lerne und tue, was ich muß, und weiter nichts. Und was ich nicht verstehe, das überlasse ich Gott und den Heiligen. Laß doch die Bücher liegen und komm auch, Buko!"

Dieses Mal kam überhaupt keine Antwort. Da versuchte Tönnies nichts weiter. Burkard hörte seine festen, harten Schritte klappklapp noch auf den Steinen im Hof. Dann war es still.

Der junge Mensch saß und starrte vor sich auf die weiße Wand, aber mit Augen, die nach innen sahen. Er hörte den eben noch sprechen: Dann verstehe ich es nicht.

Er verstand es auch nicht, er selbst. Aber es war da etwas in ihm, das ihm keine Ruhe ließ, daß ihn hineinzwang in dieses dunkle Grübeln, als ob Leben und Seligkeit davon abhinge.

Er atmete einmal schwer auf und stützte den Kopf in die Hände, daß sich die Finger in das straffe, dicke, blonde Haar einfurchten. Weiter, weiter.

Aber an diesem Abend, als die Schrift auf dem Blatt in der Dämmerung eben anfing, ineinanderzulaufen, kam der Prior in die Bücherei. Und er ging nicht an der Fensternische vorbei wie die andern, die über Tag wohl einmal sich etwas aus einer von den Büchertruhen holten und den Klosterschüler nicht sahen oder wenigstens so taten, weil der Abt es wollte.

Burkard stand auf, wie es Regel war, als der Alte auf ihn zukam, und schlug mit einem heimlich raschen Griff seinen Augustinus zu. Der Prior sah ihn mit scharf prüfenden Augen an.

„Es hat vor einer Stunde Vesper geläutet, Burkard. Die andern sind draußen am Teich."

„Ich mag lieber hier sein, Pater."

„Weißt du nicht, daß mit dem Vesperläuten jedes Buch und Werkzeug aus der Hand gelegt werden soll?"

Der Klosterschüler antwortete nicht und sah an dem Alten vorbei. Der Prior las einen Augenblick in dem jungen Gesicht, dann zeigte er auf den Augustinus.

„Ich habe gewartet, daß du zu mir kommen solltest, Burkard."

„Ich hatte nichts zu fragen."

Burkard sah mit verschlossenem Gesicht vor sich hin, aber der Prior lächelte in seinen Apostelbart hinein, ein gutes, nachsichtiges Lächeln, wie das Alter es für altkluge Kinder hat.

„Nichts zu fragen? Burkard, mi fili! Und die Konzilien können sich über diesen und jenen Ausspruch des heiligen Vaters Augustin nicht einig werden!"

Als der junge Mensch das zweitemal nicht antwortete, wurde sein Gesicht wieder ernst, schwer ernst sogar. Er legte ihm lose die Hand auf den Arm.

„Burkard, es macht mir Sorge, wie du es jetzt treibst. Dein Alter braucht geistige Kost, und du bist den andern voraus, das weiß ich. Aber zuviel ist vom Übel. Wenn einer mit weißem Kopf das so macht, dann ist es gut und recht. Aber Jugend soll austollen und nicht in den Büchern stecken, wenn draußen die Sonne scheint. Gut, daß morgen Hagelfeier ist und du mit mußt."

„Hagelfeier!" Burkard fuhr auf mit ganz entsetzten Augen. „Pater Prior, laßt mich hier!"

„Warum, mein Kind?"

Burkard dachte an seine Mutter, an die vielen Menschen und Gesichter, die er sehen sollte. Nur das nicht! Lieber sich in einen Winkel verkriechen wie ein Maulwurf. Er legte die Hände zusammen.

„Laßt mich hier, Pater Prior! Ich mag nicht mit den andern gehen. Es ist – ich –"

Er stotterte und wußte nicht weiter. Aber der kleine Prior sah kopfschüttelnd und lächelnd zu dem großen, langen Klosterschüler in die Höhe.

„Ich kann mir denken, was es ist, mein Sohn. Du schämst dich, zwischen den Schülern zu gehen. Ist ja auch manch einer in deinem Alter längst Novize oder hat schon Profeß getan. Aber das ist sündliche Hoffart, du mußt mit, es darf keiner zu Haus bleiben morgen. Und nun geh schlafen."

Er nickte ihm noch einmal zu und schlürfte mit kurzen, raschen Sandalenschrittchen aus der Bücherei.

— — —

Ein heißer Wind wühlte im Roggen, daß breite, silberig graue Lichter wie Wellenschlag über die Felder liefen. Er fegte auch die hundert und hundert kleinen Flammen der Wachskerzen, die wunderlich gelb in das Sonnenlicht hereinbrannten, alle nach einer Seite, daß sie bisweilen fast ausloschen, wenn nicht die Hände davor gehalten wurden. Aber die goldgestickten Kirchenfahnen waren zu schwer, um mit dem Wind zu flattern, die starre scharlachrote Seite knisterte nur und schwankte etwas am Schaft, wenn ein heftiger Stoß kam.

Die paar kröpeligen Alten, die nicht mitkonnten und im Dorf auf die Bittfahrt warteten, sahen diese scharlachgoldenen Kirchenfahnen zuerst von fern über dem mannshohen Roggen. Und wie die Windwellen auf dem Korn, so kam immer in einzelnen großen Wellen ein feierlich getragener Gesang von vielen Stimmen geweht, ein abgerissenes Stück eines Kirchenpsalms und wieder eines.

Das Singen schwoll stärker an und wurde zu einer großen brausenden Melodie.

Und hinter dem Rot und Gold kam etwas Grünes, das in blauen zerfließenden Wölkchen über dem Roggen entlang zog. Das war der bekränzte Traghimmel, unter dem das Allerheiligste kam. Jetzt gleich! Da!!

Was Beine hatte, auf Meilen im Land, lief mit auf der Bittfahrt ums liebe Korn, sang mit, so gut oder so schlecht es konnte, und trug seine brennende Wachskerze hinter dem Herrgott her. Den selbst hatte der Abt unter dem grünen Himmeldach in Händen, und zwei Priester rechts und links stützten ihm die alten Arme, wenn es ihm zu sauer werden wollte. Und immer, wenn sich die Sonne in den Steinen fing, mit denen die Monstranz besetzt war, gab es ein grün und rotes Blitzen zwischen den bläulichen Weihrauchwölkchen.

Die Klosterschule ging voran, das ganze halbe Hundert Wachskerzen in den Händen und in weiße Chorhemden gesteckt. Die Sonne schien blendend auf das frisch gebleichte Linnen, daß die Schatten in den Falten scharf und blau wurden.

Tönnies, des Bruchmeiers Sohn, ging fast zuletzt, dicht vor dem Traghimmel, sang, so kräftig er konnte, und sah dabei aus den hellen Augen scharf um sich. Das war Bruchhofer Roggen, an dem sie jetzt vorbeikamen. Wie der stand! Dicht und hoch, daß es ein gutes Stroh gab, und jede einzelne Ähre eine Pracht! Der Weizen daneben war nicht so hoch, er stand stramm und dunkelgrün und wollte erst blühen. Über dem großen, grünen Flachsland der Meierschen standen die kleinen, himmelblauen Blüten auf so feinen Stengeln, daß es aussah, als säßen sie in der Luft.

Wo des Bruchmeiers Land aufhörte, stand allein mitten im Feld eine große, breite Linde. Unter der hatten sie einen Altar aus Feldsteinen gebaut und ihn ganz mit Rosen besteckt. Der Bittgang war weit, und der Abt und der Herrgott mußten sich ausruhen.

Tönnies stieß seinen stummen Nebenmann mit dem Ellbogen an, als die Klosterschule sich in einem Halbkreis hinter dem Altar aufstellte.

„Sieh da, rechts! Euer Feld, Buko!"

Er bekam nur ein knurriges „Laß mich!" als Antwort. Aber der andere sah doch auf, ohne es zu wollen.

Er war den ganzen Weg gegangen, als wäre ihm der Mund zugewachsen, und mit einem Gesicht, das hart und finster war zwischen all den andern, vergnügten.

Er wollte den Mund nicht auftun, mit Absicht nicht. Was sollte er hier? Warum schleppten sie ihn mit? Er hatte den Prior gestern gebeten, ihm Dispens zu geben!

Es lag ihm ein dumpfer Druck auf dem Kopf, wie er im Zuge mit diesen hundert und hundert Menschen gleichen Weg ging. Irgendwo war auch seine Mutter darunter, er wußte, die blieb bei der Bittfahrt nicht zu Haus. Das quälte ihn, er mußte immer daran denken. Er hatte Angst, sie zu sehen, darum sah er kein einziges Mal auf. Er hatte die Augen auf seiner Kerzenflamme, die ihm das heiße Wachs auf die Hände tröpfelte. In seinen Ohren war ein unaufhörliches schrilles Gebimmel, das er durch das Auf und Nieder des feierlich brausenden Bittpsalms dicht hinter sich hörte. Das war die Glocke, die dem Allerheiligsten voranläutete. Der Erzengel hatte sie. Der war heute schöner als je; die Weiber zeigten auf ihn, wie er ernsthaft hinschritt, groß und barhaupt, die weiße klare Stirn aufgehoben, und wie getragen von der Hoheit seines Amtes, den heiligen Leichnam anzukündigen. Nach dem Reepener Junker sahen sie auch, aber der gefiel ihnen nicht so gut. Lang und breit war er auch, einen halben Kopf größer sogar als der mit der Schelle, aber er machte ein Gesicht, als ob er beißen wolle. Heute, auf der heiligen Bittfahrt!

Aber jetzt hatte er doch aufgesehen, zum erstenmal, wie der andere ihn anstieß. Es packte ihn fast ein Schrecken. Vor ihm Kopf an Kopf gedrängt, lauter helle Gesichter, alle zum Altar gekehrt – schlohweiße Tellerkragen, Kerzen dazwischen gesät wie flackernde, unruhige Goldpunkte, Weiberröcke, rot wie Feuerflammen, und Silberknöpfe auf den Linnenkitteln der Männer.

Und hinter der Menschenmauer das Feld, lauter Roggen, Weizen, seidige Gerste mit laufenden Lichtern und Schatten

über der grünen Fläche, so weit, daß man kaum sah, wo es aufhörte. Und alles Sonne und Helligkeit und Grün, bis an den blassen Hügelzug, über dem schiefergrau und schneeweiß sich Wolken und geballte Donnerköpfe ins Blaue aufreckten.

All das Blenden und Blinken fuhr in seine Dumpfheit herein wie ein Licht in einen schwarzen Keller. Und jetzt noch zwischen zwei Psalmstrophen die Lerchen, die irgendwo da oben im Dunkelblau über den Feldern standen!

Heilige Mutter Maria, war das schön! Er hatte ja ganz vergessen, wie die Sonne aussah! Wie ein Strom von starker Freude schoß es ihm in die Glieder, er hätte aufjuchzen mögen.

Wie er hell und rasch über die vielen Köpfe hinsah, fing ihn jemand mit den Augen. War das wirklich Bruchmeiers Engelke, die ihn da über ihr Kerzenflämmchen weg ansah? Es kam ihm auf einmal eine übermütige Lust, ihr lachend zuzunicken.

Aber gleich darauf kam wieder ein Schatten in seine Augen. Schräg hinter Engelke war ein anderes Gesicht, ein langes, strenges, unter weißem Stirntuch.

Einen Augenblick sahen Mutter und Sohn sich an, über alle Köpfe weg. Dem jungen Menschen stieg langsam das dunkle Rot bis unter die Haarwurzeln. Dann, in plötzlichem Auftrotzen, ruckte er den Kopf hoch und sah steif geradeaus.

Der Erzengel schüttelte dreimal seine Glocke, die vier Novizen hoben die bekränzten Stützen des Traghimmels auf die Schultern, ein Schieben und Drängen lief durch die Bittfahrer.

„Kyrie eleison!"

Burkard, der Klosterschüler, sang jetzt auf einmal heraus mit seiner starken, tiefen Stimme, daß die Brust sich dehnte. Er sah nicht mehr vor die Füße. Er versuchte, wie er es als Junge oft getan hatte, ob er in die Sonne sehen könnte, ohne zu blinzeln oder zu zucken. Das tanzte ihm grün und rot vor den Augen.

„Kyrie eleison!"

Was war das denn, was ihn auf einmal gefaßt hatte? Wo war der Burkard von gestern? Der Grillenfänger, der Bücherwurm, der Grübler?

„Christe eleison!"

Narr, der er war! Verlag seine jungen Tage und den Sommer mit Hirngespinsten! Zum Teufel damit, woher sie kamen! Kopf hoch! Was hatte er denn getan, daß er sich vor den Leuten verkriechen müßte?

„Kyrie eleison!"

Er schmettert das jetzt heraus wie Hörnerblasen, daß Tönnies ihn am Ärmel zieht. Da lacht er in die Sonne hinein. Lacht auf der Bittfahrt, zwanzig Schritt vor dem Allerheiligsten!

Dem Abt tropft es doch von den eingefallenen Schläfen, wie er die Monstranz am hohen Mittag wieder mit ehrfürchtigen Händen in das Sakramentshäuschen setzt und die letzte Kniebeugung vor dem Hochwürdigsten macht. Draußen zwischen den Roggenfeldern hängt es noch wie Weihrauch in der Luft, der Wind hat sich gelegt und die Glut läßt sich mit Händen greifen. Das schieferblaue Wolkengeschiebe ist etwas höher gerückt.

Die Frau vom Haus geht schon mit ihren Hofleuten zwischen den Feldern. Sie sieht jetzt gar nicht mehr nach ihrem Sohn. Mag der kommen oder wegbleiben wie er will.

Aber im Klosterhof nimmt des Bruchmeiers Tönnies Burkard am Arm, ehe er mit seinen Leuten geht, die schon warten.

„Kommst du heute mit, Buko? Geh über den Bruchhof, das ist der nächste Weg."

Burkard dreht sich um, und wie er nirgends das lange, strenge Gesicht sieht, nur die Meiersleute, die herübernicken, da nickt er auch und lacht.

„Ich komme, Tönnies!"

Die Frauensleute sind schon voran, die Meiersche, Engelke und die Mägde, aber der Bruchmeier wartet auf seinen Jungen. Er schüttelt Burkard derb die Hand.

„Das ist recht, daß Ihr kommt, Junker. Habt Euch lange nicht sehen lassen!"

Er fährt sich mit dem Handrücken über das rote, breite Gesicht.

„Die Bittfahrt war ein Stück Arbeit, und kein schlechtes. Unser Herrgott kann dafür schon ein Einsehen haben und die Ernte nicht verhageln und verdorren lassen."

Burkard merkt nichts von der Siedeglut, die auf dem schmalen Pattweg zwischen den Feldern liegt. Es ist ein Übermut in den großen Jungen gefahren, daß er sich nicht zu lassen weiß. Es prickelt ihm in allen Gliedern, als ob er etwas Tolles anrichten müßte. Er lacht und redet laut. Er springt mit einem Satz und einen schrillen Pfiff über das niedrige Holzgatter am Hudekamp, bei dem die andern bedachtsam übersteigen, erst ein Bein und dann das zweite. Der Meier sieht ihn kopfschüttelnd an und lacht doch in sich hinein.

„Junker, Junker, nur nicht ganz aus Rand und Band! Ja, ja, das macht das viele Stillsitzen. Was soll dabei auch Gutes herauskommen in so jungen Jahren?"

Einen Augenblick schießt dem Klosterschüler ein Bild durch den Kopf: der Winkel im Kloster, in der Bücherei; der dicke pergamentene heilige Augustin! War das erst gestern?

Da vor ihm in der Sonne geht Engelke, und ihr Rock ist gerade so rot wie die Blumen rechts und links im Korn.

„Engelke!" ruft er laut. Aber das Mädchen sieht sich gar nicht um. Da reißt er eine von den roten Blumen ab und knallt mit den Blättern, daß es klatscht wie ein kleiner Peitschenschlag. Und der verständige Tönnies wird angesteckt, pflückt ein grünes Blatt vom nächsten Hagen und piepst und schnalzt darauflos wie ein Rehbock im Korn.

„Kindsköpfe!" lacht sie der Alte aus. Aber Engelke hat sich noch nicht umgesehen und muß es doch gehört haben. Das ist dumm von ihr.

Die Ausgelassenheit schlägt auf einmal um, wie der Meier ihm am Bruchhof die Hand schüttelt, und er soll einen Gruß an die gnädige Herrschaft ausrichten.

Ach ja, Burkard hat ganz vergessen, daß er auf dem Wege zu seiner Mutter ist. Es ist ihm gar nicht darnach zu Sinn, jetzt neben ihr zu sitzen und sich in ihrer kurzen Art fragen oder vielleicht schelten zu lassen, alles vor den Knechten, wie sie das immer macht. Der Trotz von vorhin ist noch in ihm.

Und vielleicht fängt sie auch wieder von dem andern an, von seinem Vater. Davor fürchtet er sich am meisten.

Er geht ganz langsam das letzte Stück Weg. Und wie er die Strohdachmütze des Hauses hinter den Bäumen sieht, überlegt er sich, daß sie doch jetzt schon am Tische sitzen und daß, wer nach dem Gratias kommt, zusehen und sich nachher erst seinen Napf allein vom Herde holen muß. Das ist Frau Helikes Hausordnung.

Da legte er sich doch lieber im Baumhof ins Gras und wartet, bis alle aufgestanden sind.

Wie er hinter dem Viehhaus herum in den Baumhof will, hört er jenseits des dicken Hagens, an dem er entlang geht, ein Lachen und Wispern. Also doch noch nicht Essenszeit? Er bleibt stehen und sieht durch eine Lücke zwischen den Zweigen und Blättern.

Auf einem Stamme an der Hauswand sitzt der Knecht vom Hof und hat die Lütjemagd auf den Knien. Das dralle Ding kichert und wehrt sich gegen den Grashalm, mit dem der Bursche sie am Ohr kitzelt. Und auf einmal kreischt sie auf und hält sich gleich darauf erschrocken den Mund zu.

„Jesmarie! Laß, Harm!"

Er lacht. „Warum, Maike?"

„Wenn unsre Frau das hört!"

Der Knecht ist noch nicht lange auf dem Hof, er versteht sie nicht.

„Was tut denn das! Laß sie's doch hören!"

Aber die Kleine schüttelt den Kopf und sieht sich ängstlich um.

„Nein, Harm! Das ist eine! Die mag nicht hören, wenn unsereins lustig ist. Die steckte am liebsten alles ins Kloster, wie unsern armen Junker, wenn sie könnte! Dich auch und mich, Harm!"

„Dich ins Kloster! Das soll sie nur versuchen! Maike, Maike!"

Der stämmige Bursche reißt das Mädchen auf einmal hinten herüber, daß sie sich nicht rühren und wehren kann, und küßt sie, küßt sie. Die beiden sind still dabei geworden, so still, daß der hinter dem Hagen die raschen Atemstöße des Burschen hört und einen halberstickten Laut von dem Mädchen.

Er drehte sich auf den Hacken um, so heftig, daß die Zweige knacken und rennt den Weg zurück, den er gekommen ist. Es ist ihm, als ob er in Feuer getaucht ist, so heiß schießt es ihm zu Kopf. So schämt er sich, daß er da hinter dem Hagen gestanden hat.

Er läuft und läuft und weiß nicht, warum und wohin. Und dann bleibt er auf einmal wieder stehen mit klopfenden Schläfen, mitten in der blendenden Sonne und sieht sich um.

Was will er denn hier auf des Bruchmeiers Hudekamp? Er wollte doch auf den Reepener Hof zu seiner Mutter!

„Die steckt am liebsten alles ins Kloster, wie unsern armen Junker", hört er auf einmal wieder sagen. Wie das Ding, die Lütjemagd, das gesagt hatte! War er denn so einer, mit dem das Weibervolk Mitleid haben mußte, weil er „ins Kloster gesteckt" war?

Ein dumpfer Zorn gegen seine Mutter ist in ihm, der ihm zugleich wohl und weh tut. Nein, er will nicht auf den Hof! Heute nicht!

Das Blut singt und sirrt ihm in den Ohren wie ein Mückenschwarm. Heiß ist er und matt und unruhig, und weiß doch nicht warum.

Er sieht über den mittagsstillen Kamp hin, der rötlich ist von blühenden Gräsern. Es geht auf die Heuernte.

Hier sich irgendwo hinwerfen und ausschlafen! Da verschläft er auch den Hunger bis zum Abend, wo er wieder ins Kloster kann.

Da drüben, wo die Wiese silberig ist von blühenden Flockenblumen, da ist der Boden feucht. Aber gerade unter dem Hagen, wo die großen Pappeln stehen, ist es trocken und schattig zugleich. Da wirft er sich längelang ins Gras, streckt die Arme aus, daß er liegt wie ein Gekreuzigter, und sieht in den Himmel. Den sieht er nur durch Gräser, gelbe, blanke Hahnenfußblüten und rote Sauerampferrispen, die ihm über das Gesicht hängen. Er ist so hoch, so hoch, daß man schwindelig wird beim Hereinsehen. Der Wind ist noch immer still, aber die Pappelblätter oben bewegen sich doch fortwährend an ihren dünnen Stielen, zeigen die silberne Unterseite und rascheln. Und irgendwo ganz ferne knurrt bisweilen kurz und zornig ein Donner auf.

Burkard will denken und sich besinnen, warum ihm eigentlich heute so wunderlich zumute ist, so wie betrunken von Luft oder Hitze. Aber seine Gedanken springen durcheinander, ohne doch ganz zu vergehen, und die Augen fallen ihm zu.

„Buko!"

Er weiß in seinem Halbschlaf ganz deutlich, daß ihn jemand ruft. Er wälzt sich zur Seite, blinzelt, sieht durch den Lidspalt etwas wie Feuer vor seinen Augen und fährt verstört in die Höhe, daß er aufrecht im Grase sitzt.

„Heda! Engelke, du!"

Es ist kein Feuer, sondern Engelkes roter Rock, auf den dicht vor ihm die Sonne geschienen hat. Das Mädchen steht da, hat die Arme auf die Hüften gesetzt, will böse aussehen und lacht dann hell heraus über sein schlaftrunkenes Gesicht.

„Tönnies sagt, du wolltest auf den Hof. Und nun finde ich

dich hier im Hudekamp. Da habe ich gedacht, ich muß dich wecken, deine Mutter wartet sonst."

„Meine Mutter?" Er ist jetzt ganz aufgewacht und lacht hart auf, „zu der will ich gar nicht. Die ist ja zufrieden, wenn sie denkt, ich sitze im Kloster."

Engelke sieht ihn ernsthaft an und schüttelt den Kopf.

„Du darfst nicht so von deiner Mutter reden, Buko."

„Deine ist anders mit dir, Engelke. Die steckt dich nicht ins Kloster."

„Aber Tönnies doch."

„Ein Weltpriester, das ist anders. Das ist nicht das Kloster."

Er weiß selbst nicht, warum ihm das heute so bitter von den Lippen kommt. Die Kleine steht und beißt auf einen Grashalm und denkt tief nach.

„Ist das doch wahr, was unser Vadder neulich zu unserer Frau gesagt hat? Ich habe es selbst gehört. Wer dem Kloster geschworen ist, der hat nicht Vater noch Mutter mehr —"

Es kommt wunderlich alt und weise heraus bei dem blutjungen Ding. Sie sieht so blank und hübsch aus mit ihren roten Backen. Und ehe er geantwortet hat, sitzt sie auf einmal neben ihm im Gras.

„Ist das schrecklich, wenn man nicht Vater noch Mutter hat, Buko? Ich habe so viel daran denken müssen. Du tust mir so leid. Eigentlich will ich ja böse mit dir sein, aber —"

„Böse? Warum denn, Engelke?" fragt er zerstreut. Ihr Mitleid ärgert ihn. Gerade wie bei der Lütjemagd vorhin.

Aber Engelke merkt das nicht, sie sieht ihn zutraulich an.

„Weil du so häßlich zu mir gewesen bist, das letztemal, als du vorbeikamst. Das ist aber jetzt schon lange her. Im Eckernkamp vor dem Hoftor, weißt du nicht mehr?"

Er besinnt sich, und dann auf einmal fällt es ihm ein. Die tolle Jagd damals, und wie er sie im Arm gehabt und dann weggestoßen hatte.

Wie ein Blitz schießt ihm etwas anderes dabei durch den Kopf. Das was er vorhin da hinter dem Hagen gesehen hat! Was hat das hiermit zu tun?

Es läuft ihm siedeheiß über. Er sieht mit einem raschen Blick zu dem Mädchen hin.

Das hat den Grashalm aus den Zähnen fallen lassen, hält die Hand noch wie erstarrt in der Luft und macht große, ängstliche Augen.

Was sieht er sie so an? Was hat er? Warum sagt er nichts?

Es ist ganz still um die zwei in dem sonnenheißen Kamp.

Da faßt er ungeschickt nach ihrer Hand neben sich im Gras.

„Engelke —"

Das kommt heraus, als ob ihm einer die Kehle zudrehte. Er hält fest, wie sie die Hand wegziehen will.

Eine plötzliche Angst packt das Kind, sie will auf die Füße, weg, nach Hause —

Es ist schon zu spät. Er hat sie schon im Arm, reißt sie an sich, drückt die Lippen auf ihr Gesicht.

„Engelke — Maike!"

„Laß mich — laß, Buko —"

Es klingt nur ganz schwach. Wie sie ihn mit der einen Hand wegdrängt, wirft sie ihm den andern Arm eng, ganz eng um den Hals. — — —

Ein Aufrauschen in den Pappelblättern und ein plötzliches nahes Donnern in die Stille herein. Scheint die Sonne auf einmal nicht mehr? Ist es schon Abend?"

Engelke fährt zusammen, sie versucht, sich loszumachen, und starrt ängstlich um sich.

„Ich muß nach Hause! Laß mich gehen, Buko!"

Aber er lacht nur. Er hat junge Kräfte und läßt nicht los.

„Warum denn nach Hause? Du bleibst hier, Engelke!"

„Nein, nein! Meine Mutter wartet. Lieber Gott, ich habe Angst, Buko!"

„Angst! Wovor denn?"

Sie sieht oben nach dem Himmel. Sie haben beide nicht gemerkt, daß die schieferblaue Wolkenwand heraufgekrochen ist und die Sonne verschluckt hat. Jetzt ist da oben ein Quirlen und Wühlen von Wolkenfetzen wie in einem Hexenkessel, alles in einem sonderbar düstergelben Schein, gegen den das graue Grün der Pappeln und der hohen Weidenhecke scharf absteht.

Das Mädchen duckt den Kopf an seine Schulter.

„Das Wetter wird schwer. Ich habe Angst, Buko. Es war doch Sünde –"

„Was war Sünde?"

Ihr Gesicht liegt noch auf seiner Schulter, daß er es nicht sieht. Sie schluchzt nur auf, ohne zu antworten. Es ist eine Stille zwischen ihnen. Dann hebt er den Kopf, seine Stimme ist heiser.

„Ich habe noch nicht Profeß getan, Engelke. Ich bin ja noch frei."

„Nein, nein, du bist des Klosters. Gott verzeih uns!"

Sie bringt das kaum heraus, so würgt sie das Schluchzen. Er fühlt das stoßweiße Schüttern ihrer Schultern in seinen Armen. Da reißt er auf einmal ihren Kopf hoch und küßt sie.

„Engelke, wein doch nicht! Gott und die Heiligen sind ja gut, Engelke! Wir haben doch keine Sünde gewollt! Es ist keine Sünde! Glaub es doch!"

Der ganze Himmel über ihnen steht in weißem Feuer. Bei dem bösen knatternden Schlag läßt er sie doch aus den Armen.

„Lauf jetzt nach Haus, Engelke, es kommt herauf. Aber versprich mir, daß du wiederkommst. Nächsten Sonntag um die Stunde wie heute! Versprich mir das!"

Das Kind steht vor ihm und sieht ihn verweint an. Aber so sieht kein Kind mehr aus den Augen. Sie schüttelt den Kopf.

„Wir dürfen doch nicht!"

Da zuckt ihm die Ungeduld in den Brauen, er kehrt sich schroff weg.

„Dann lauf hin!"

Einen Augenblick steht sie und atmet schwer aus der Tiefe herauf.

„Ja, ich komme, Buko!"

Er steht und sieht ihr nach, wie sie rasch durch den Regen läuft, das dünne Röckchen um die Knie, und den oberen roten Rock um den Kopf geschlagen. Er selbst merkt kaum, daß er keinen trockenen Faden mehr am Leib hat, wie er durch das Pforthaus ins Kloster geht.

In dieser Nacht stört ihn keiner. Der Erzengel hat bei der Bittfahrt seinen letzten Schülerdienst getan. Mit dem Tage, wo er in das Noviziat eingetreten ist, zieht er aus dem Dormitorium in seine eigene Zelle. Denn der Novize soll Ruhe haben zu Gebet und Betrachtung. –

Die ganze Nacht gewittert es. Das halbe Hundert Klosterschüler im Dormitorium schläft unter Donner und Regenbrausen den gesunden Jungenschlaf seiner fünfzehn Jahre. Aber der eine zwischen ihnen, der kein Knabe mehr ist, steht herausgebeugt an der steinernen Fensterbrüstung, daß ihm der nasse, starke Wind in die Haare greift, und sieht mit wachen, heißen Augen in die blauen Blitzfeuer, die über den dunklen Gartenbäumen aufzucken. –

Das Wetter hatte das Korn gelegt, aber das war noch kein Unglück. Gut, daß die Bittfahrt gerade zu rechter Zeit getan war, sagte des Bruchmeiers Tönnies. Einen Tag später, und es wäre gewiß alles verhagelt. Er konnte den Sonntag nicht abwarten, wo er sah, ob der Roggen sich wieder gehoben hatte.

An diesem Sonntage, drei Tage vor Johannistag, stand ein Mensch auf der Bank, die um den Stamm der großen Linde vor dem Dorfe lief. Der Mensch trug die schwarzweiße Dominikanerkutte, fuchtelte mit den Armen in der Luft und schrie mit heftiger scharfer Stimme über die Köpfe hinweg, die sich da vor ihm drängten.

Das halbe Dorf war zusammengelaufen. Es wußte keiner recht, was daraus zu machen war. Die Alten in der Pingelmütze hielten die Hand ans Ohr und horchten kopfschüttelnd. Das junge Mannsvolk stand herum, kaute an Strohhalmen und machte „Hm!" Was der Kerl für ein Mundwerk hatte!

Ganz vorne drängten sich die schwarzen Weiberkappen, die Köpfe darunter in heller Aufregung. Was das für ein heiliger Mann sein mußte, dieser Pater Henrich! Der predigte ja schöner als die Klostervater alle zusammen; in ein Mauseloch hätte man kriechen mögen, wenn er so losswetterte!

Aber der Dominikaner wetterte nicht auf die Weiberkappen; denen hatte er nichts zu sagen. Er hatte eine rote häßliche Narbe an der Schläfe, daß das Haar da wie weggefressen aussah, und scharfe, unruhige Augen, die schwarz waren wie Bickbeeren. Wenn er die nicht rollend in die Höhe warf, schoß er damit zwischen den Köpfen herum und nahm sich hier und da einen von den trägen, großen Lümmeln dahinten aufs Korn. Burkard, der Klosterschüler, stand da auch. Er war mit Tönnies auf dem Weg zum Hof hier hängengeblieben und reckte sich jetzt, so lang er konnte? War Engelke da vorn? Er hatte heute in der Kirche ihr Gesicht gesucht und nicht gefunden.

„— so ist es Gottes und aller Heiligen Wille, daß diese greuliche, vermaledeite Ketzerei mit Stumpf und Stiel ausgerottet und in den untersten höllischen Pfuhl in Gestank und Finsternis geworfen werde! Dahin sie auch gehören, weil sie den leibhaftigen Satan und Fürsten der Verdammnis als ihren Gott anbeten —"

Burkard horchte einen Augenblick auf, trotz Engelke. Gab es Menschen, die den Satan anbeteten?

„He, wer ist das? Von wem sagt er das?" frug in dröhnigem Ton ein Bauer hinter ihm. Sein Nebenmann puffte ihn.

„Hör zu, Mensch! Er schreit ja laut genug. Die Stedinger, da oben bei Bremen. Gottverdammtes Ketzervolk!"

„Je ja – je ja!"

„– und ihm einen scheußlichen Götzendienst zugerichtet haben, ihm ihre leibeigenen Kinder schlachten, unsern heiligsten Glauben verfluchen, die hochwürdige Hostie bespeien und dem Satan in Bocksgestalt den Hintern küssen. –"

„Pfui Teufel! Wenn der Kerl nur nicht lügt!" sagte trocken ein dürrer Alter und spuckte aus. Ein paar von den Jungen schlugen eine lärmende Lache auf.

„Und wegen dieser und anderer Schande und Laster ist es Gottes und des heiligen Vaters Wille – wer Ohren hat zu hören, der höre!" schrie der Dominikaner heftig, „daß dieses dreimal verdammte Volk ausgerottet werde! Und ich sage Euch im Namen des hochwürdigsten Erzbischofs und des heiligen Vaters und Gottes und unserer Frau Sankt Marien und aller Heiligen: wer das Kreuz nimmt gegen diese vermaledeiten Stedinger, dem sind erlassen und vergeben alle Sünden bis auf diesen Tag, und wenn es die sieben Todsünden wären! Und für jeden Ketzer, den er erschlägt zu Ehren Gottes, sind ihm erlassen und vergeben die Sünden für ein Jahr von dem Tage ab. Und wer fällt mit dem Kreuz, der kommt stracks in den Himmel, ohne alles Fegefeuer und Sündenstrafe. Und wer einem Ketzer nimmt Haus und Hof und Vieh oder Silber, der soll es zu Recht eigen behalten! Wer Ohren hat zu hören, der höre! Herr, erbarme dich, tue auf die Ohren, wecke auf, die deine Ehre rächen."

„Das klingt nicht schlecht. He, Harm, willst du mit?"

Bruchmeiers Tönnies drehte sich um, die Stimme kam ihm bekannt vor. Richtig, der Großknecht vom Bruchhof.

„Du kannst ja nicht weg, Tileke. Es geht auf die Ernte."

Der lange, stämmige Bursche lachte dem Sohn seines Hofwirts dreist ins Gesicht.

„Kümmere du dich um deine eigene Sache. Dafür gibt's Ablaß, wenn ich weglaufe."

„Her! Alle frommen Christen, her!"

Der Dominikaner war von der Bank gesprungen und wehte in der Luft mit einem Bündel schwarzer tuchener Kreuze, „wer nimmt das Kreuz gegen die verfluchten Erzketzer und verdient sich Vergebung der Sünden, zeitliche Güter und einen Stuhl in der himmlischen Seligkeit? Wer? Wer?

Sie machten ihm Platz, wie er armefuchtelnd mitten zwischen die Leute drang. Aber sie ließen ihn schreien, und keiner rührte sich. Die Sache war neu, und mit Lärm waren die harten Schädel nicht einzurennen.

Der Kreuzprediger packte einen Bauern am Arm und schüttelte ihn.

„Habt Ihr keine Ohren? Begreift Ihr denn nicht? Wer einem Ketzer nimmt Haus und Hof, Vieh oder Silber —"

„Ist das wahr, Pater?"

Der Knecht vom Bruchhof schob sich plötzlich vor, daß er gerade vor dem Schwarzweißen stand. Dem war die Stirn naß geworden vor hitzigem Eifer.

„Ja, dreimal ja! Habt Ihr denn Wolle in den Ohren? Im Namen des hochwürdigen Herrn Erzbischofs —"

„Ich will mit, Pater! Her mit dem Kreuz!"

Tönnies war auf einmal neben ihm und packte ihn am Arm.

„Er darf nicht, Pater! Er ist Knecht auf unserm Hof. Er kann doch nicht aus dem Dienst laufen vor der Ernte, er hat doch den Handschlag gegeben!"

Pater Henrich schob seine Hand zurück und nestelte dem Knecht hastig mit einem groben Faden das Kreuz an die Jacke.

„Wer da verläßt Weib oder Kinder oder Acker oder Vieh um Gottes willen, dem wird es belohnt hundertfältig! Gottesdienst vor Menschendienst! Her, alle frommen Christen! Wer kommt noch? Du da, he!"

Er nahm Burkard am Arm, der dicht neben ihm stand; der stach ihm in die Augen.

„Hier das Kreuz zur Ehre Gottes und der heiligen Kirche."

Der Klosterschüler hatte noch kein Wort gesagt, nur die Brauen hatte er zusammengezogen. Jetzt schüttelte er den Dominikaner von sich ab wie ein lästiges Tier.

„Nein, ich kann nicht. Und ich schlage mich auch für keinen, der die Knechte ihrem Herrn aus dem Dienst lockt!"

„Was sagt der Mensch? Willst du die heilige Kirche lästern? Teufelsgeselle du —"

Der Pater schimpfte und drohte mit der Faust hinter ihm her. Tönnies zog ihn am Arm weg, der ruhige Junge war ganz außer sich.

„Das war recht, Buko! Aber komm, ich muß auf den Hof, mein Vater soll das wissen! Teufel! So aus der hillen Arbeit weglaufen!"

Der andere hatte sich mitschleppen lassen, jetzt stand er still und sah sich um.

„War Engelke vorhin da, Tönnies? Hast du sie nicht gesehen?"

„Engelke? Nein. Was willst du von der?"

Er lachte dann auf einmal und schlug sich vor die Stirn.

„Ja so, ich weiß! Ihr habt wohl Streit gehabt? Sie hat neulich auch so dumme Reden von dir geführt. Laß sie laufen! Frauensleute sind Frauensleute!"

Er sah nicht, daß dem andern der Kopf heiß wurde, er hatte es zu eilig, auf den Hof zu kommen. — — —

Einen Blumengarten gab es auf Reepen nicht. Nicht einmal ein paar wilde Blumen; denn die wurden unerbittlich ausgejätet, wo sie den Kopf herausstecken.

Frau Helike ging in den schnurgeraden Wegen ihres Küchengartens zwischen Kohlköpfen, Dill und Bohnen, als sie Burkard kommen sah. Sie blieb stehen und sah ihm entgegen, nur etwas kühl erstaunt.

„Anneke hat das Essen schon abgetragen. Du bist ja sonst nie mehr gekommen."

Er nickte. „Ich brauche nichts mehr. Ich wollte nur fragen, wie es Euch geht, Mutter."

„Mir? Was ist da zu fragen?" Sie zuckte die Schultern und ging langsam neben ihm nach dem Haus. „Viel Arbeit und wenig Ruhe. Faule Mägde und schlechte Fronarbeit. Die unnützen Völker denken, sie brauchen nicht gut zu tun, wo eine Frau auf dem Herrenplatz sitzt. Aber was machst du?"

Er sah sie von der Seite an, es kam ihm vor, als ob sie milder sprach als sonst. Aber ehe er antworten konnte, blieb sie stehen.

„Burkard, ich glaubte, ich sähe dich als Schüler nicht wieder. Der Abt sagte mir, du würdest das Noviziat antreten."

„Der Abt? Woher weiß er das? Es ist nicht wahr!"

Burkard war aufgefahren, aber er wurde plötzlich wieder still, als sie ihn ansah. Noch vorhin hatte er vor dem Mönch gestanden als ein Mann. Aber jetzt war er auf einmal wieder der kleine Junge, der sich vor dem aufgehobenen Zeigefinger fürchtete.

„Es ist nicht wahr, Mutter! Ich kann nicht geistlich werden! Noch nicht –"

Nie, hatte er sagen wollen, aber brachte es nicht heraus vor diesen Augen. In denen war jetzt gar keine Milde mehr.

„Ich dachte, du wärest kein Kind mehr. Hast du vergessen, was ich dir da in deines Vaters Hause erzählt habe?"

Er war still. Und auf einmal hob er den Kopf. Der Trotz kam wieder hoch, die ganze Not dieser Wochen hinter ihm, und all das andere, Neue.

Jetzt galt es! Sie sollte sehen, was er war.

„Ich habe meines Vaters Sünde nicht getan!" sagte er schroff.

Die Frau antwortete nicht gleich, sie war starr. War das Burkard, ihr Sohn, von dem sie nie ein Widerwort gelitten hatte?

„Du bist deines Vaters Sohn. Gott straft die Sünde der Väter an den Kindern ins dritte und vierte Glied. Die Last ist schon groß genug. Willst du noch eigene Sünde dazutun?"

Sie sahen sich an. Es war wie ein kurzer, stummer Kampf. Und auf einmal sah die Frau in dem Gesicht des jungen Menschen etwas Fremdes, das sie nicht verstand. Sie zeigte mit ausgestreckter Hand nach dem Hoftor.

„Geh jetzt! Ich will solche Reden nicht hören. Und keinen Fuß wieder auf den Hof, bis du so kommst, wie ich dich sehen will. Verstehst du mich?"

Geh jetzt. Er ging nicht, er lief, alles in ihm heller Aufruhr. Er stand erst heftig atmend still, als er von fern in des Bruchmeiers Hudekamp den roten Fleck im Grase sah.

Engelke! Das Mädchen! Sie war richtig da.

Mit einem schrillen Juchzer, recht aus dem Trotz heraus – mochten sie's hören! – rannte er auf sie zu und schwang sie hoch durch die Luft, daß ihr roter Rock flog.

Die sechs Tage in der Woche hatte Burkard nichts im Kopf gehabt als diesen Sonntag. Wie ausgelöscht auf einmal diese langen sechs Tage; sogar die böse letzte halbe Stunde!

Er sah erst, als er Engelke im Gras auf den Knien hatte, daß ihr kinderrundes Gesicht trübe war.

„Was lachst du, Engelke? Du lachst ja nicht! Warum bist du heute nicht in der Messe gewesen?"

Sie hing den Kopf.

„Mutter war auch böse. Ich mochte aber nicht, Buko. Eine, die so schlecht ist wie ich –"

Er schlug sich heftig mit der Faust aufs Knie.

„Du bist nicht schlecht, Engelke! Du nicht und ich nicht! Ich bin ja noch frei!"

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn nicht an.

„Es ist besser, ich komme nicht mehr hierher, Buko!"

„Ich habe noch nicht Profeß getan, und ich sage dir, ich tue

ihn nicht, und wenn sie mich an den Haaren hinschleppen! Wer kann mich denn halten, wenn ich aus dem Kloster will?"

Das Mädchen warf ihm plötzlich beide Arme um den Hals.

„Nein, Buko, nein! Du darfst nicht! Ich will ja auch herkommen, jeden Sonntag! Aber du sollst bleiben, Buko, du sollst geistlich werden, versprich mir das."

Er schob sie schroff von sich.

„Du weißt nicht, was du sagst, Engelke. Du oder das Kloster! Eins kann nur sein!"

Das Mädchen saß still und spielte mit seiner breiten braunen Hand. Und auf einmal ließ sie die los und legte ihre beiden verarbeiteten Hände zusammen, wie ein Kind, das betet, und atmete ganz tief.

„Ich will dich Gott und den Heiligen nicht wegstehlen, Buko!"

Der junge Mann lachte auf.

„Man kann keinem stehlen, was ihm noch nicht gehört. Wenn ich nicht will, Engelke! Wein nicht, Leweke – komm, komm –"

Da verlor sie den Atem zum Sprechen unter seinen Lippen. –

Als Burkard an dem Abend unter dem Vesperläuten hastig in den Kreuzgang bog, begegnete er dem Erzengel. Der sah über ihn weg, als ob er Luft wäre. Was hatte er noch mit den Klosterschülern zu tun?

Burkard drehte den Kopf nach ihm.

„Das hätte Gott besser gemacht, wenn der meiner Mutter Sohn wäre und nicht ich!"

Wie die Klosterschule früher stolz war auf den Erzengel, so waren es jetzt die Patres auf ihren jungen Novizen. Der Abt baute Luftschlösser auf seine alten Tage, wenn er ihn da vorn auf dem Chor stehen sah.

Sankt Benedikt konnte es ihm hoch anrechnen, daß er ihm diesen Schüler erzogen hatte. Das war einer zum Vorschieben

vor den Leuten, wenn es die Ehre des Konvents galt. Aus dem wurde noch etwas.

Was war es denn sonst, was bei Sankt Benedikt anklopfte? Grauköpfe, die von der Welt zerzaust waren und hier im Kloster unterkrochen. Landlose zweite Söhne und arme Schlucker, die nichts zu beißen und zu brechen hatten und hier ihr Leben lang versorgt sein wollten. Wurmstichige Früchte einer wie der andre, dachte der alte Gartenmann. Aber dieser war anders! Wie er dastand, schlank und gerade in der Kutte, das Gesicht klar und schön und etwas herbe, wie es die Jugend ist, die erst reif werden will!

Und dieser fromme Eifer! Immer der erste auf dem Chor, und nie ohne Brevier in den Händen, selbst in der Erholungsstunde! Wahrhaftig, die ältesten Patres konnten sich ein Muster daran nehmen! Aber so war er von früh auf gewesen!

Der Alte verzog grämlich die Stirn. Der andre fiel ihm plötzlich ein, der vom Reepener Hof. Der saß noch immer auf den Schülerbänken und hätte längst Novize sein sollen. Er nahm sich vor, mit dem Prior über ihn zu sprechen. Der redete ihm immer das Wort. Heiliger Benedikt, der Mann war zu alt, zu alt, und zu schwach gegen dieses unbändige Volk! Das war keine Zucht mehr! Aber so lange Prior Barthold lebte, mußte das nun so bleiben. Nachher, ja dann...

Prior Barthold versaß die Erholungszeit meist in einer kleinen Laube, die er sich selbst mühselig angelegt hatte, und um die er sich allerlei bunte Sommerblumen gepflanzt hatte, Lavendel und Rosen, und ein paar Nelkenstöcke voll scharlachroter und gesprenkelter Blüten. Er sah mit gutem, zerstreutem Blick auf, als der Abt auf ihn zukam, und machte ihm Platz auf der schmalen hölzernen Bank. Sie hatten öfters gemeinsam ihre Freude an seinen Blumen.

Aber der Abt hatte heute keine Zeit und Laune für Nelken. Und des Priors kleines Gesicht in dem weißen Bart wurde auf ein-

mal ernsthaft, als er nach dem Klosterschüler, dem großen Burkard, fragte.

„Ja, der Burkard. Er ist mir lieb wie ein leiblicher Sohn, aber er macht mir Sorge."

Der Abt wiegte unzufrieden den Kopf und kniff die Augen zu.

„Das hat er immer getan. Aber ich dachte, er ändert nun endlich seinen Sinn. Ich habe das von Euch selbst, Prior. Ich warte jeden Tag, daß er kommt und um die Aufnahme bittet."

„Das habe ich auch geglaubt, Hochwürdiger. An die fünfzigmal sehe ich nun ein junges Geschlecht von der Schulbank flügge werden und kenne mich aus. Aber bei diesem ist meine Weisheit zu Ende. Das sitzt erst über den heiligen Kirchenvätern jede Stunde am Tag, wie ich alter Mann es kaum treibe. Und ein Fragen und ein Hunger nach geistlichem Rat und Lehre, nicht zu sagen! – Und auf einmal alles vorbei. Die Bücher haben Ruhe vor ihm seit vielen Tagen. Was ihn umtreibt und ihm im Kopf steckt? Jung Blut, unruhig Blut, Hochwürdiger."

Der Abt fuhr mit seiner faltigen, blaugeäderten Hand durch die Luft, als wollte er die langatmige Rede abschneiden.

„Ein Tunichtgut ist er, weiter nichts. Er hat das vom Vater. Und Ihr seid blind gegen ihn, Prior, blind und schwach!"

Der mit dem Apostelbart schüttelte den Kopf.

„Ich habe nur noch nicht vergessen, daß ich auch jung gewesen bin."

„Desto schlimmer für Euch, Prior. Ihr habt dafür vergessen, daß Ihr zuerst und vor allem ein Diener der heiligen Kirche seid."

Der Hochwürdige sprach strenge. Seine kleinen Augen sahen hart und klug und uralt in die alterslosen hellblauen des Priors. Der nahm den Tadel hin ohne Widerwort. Der Abt war der geistliche Vater, wenn er auch ein Dutzend Jahr weniger hatte.

Er stand jetzt auf.

„Also merkt es Euch, Prior. Ich will diesen Burkard nicht lange mehr auf der Schülerbank sehen. Er bringt einen schlimmen Geist in die Schule, Pater Liborius klagt schon. Und er ist reif, überreif für – für Höheres!"

Der, den sie da lang und breit beredeten und der reif für Höheres war, saß eben in einem gegabelten Eichenast am Gartenende, wo man gerade den Strohfirst des Bruchhofes sehen konnte, pfiff sich eins, brach mitten im Ton ab und starrte abwesend in das grüne Blattwerk hinein. Und wie er die Refektoriumglocke läuten hörte, zog er böse die Mundwinkel herunter und blieb noch eine Weile mit schaukelnden Füßen sitzen, ehe er ganz langsam herunterstieg und durch den Garten zum Kloster ging. Es war jetzt immer in seinem Gesicht, in den vorspringenden Brauen und den starken Kinnladen, eine stumme Störrigkeit, die nur auf den rechten Augenblick wartete, um in hellem Trotz aufzufahren. Der Abt hatte nicht gerade unrecht in dem, was er über ihn sagte. Und Pater Liborius hatte beinah Angst vor dem großen Menschen, der in seiner Schule zwischen die Jungen paßte wie ein junger Stier in den Kälberstall.

Es saßen aber jetzt nicht mehr viele auf den Bänken, die er verderben konnte. Draußen stand der Roggen fahlgelb, so weit man sehen konnte. Die Ähren legten sich schon, so schwer waren sie. Die Ernte konnte viele Arme brauchen, und wer einen Sohn in der Klosterschule hatte, der forderte ihn sich für die Ernte zurück.

Auf dem Bruchhof hatten sie den Hausjohn noch nötiger als sonst, da der Großknecht auf Kreuzfahrt gegen die Stedinger gelaufen war. Tönnies juchzte hell auf, als er die Lattentür des Klostergartens hinter sich zuschlug und durch die Felder zum Bruchhof rannte.

Der kurze, stämmige Junge stand vornan bei den Mähern, die Brust offen und das Gesicht naß und rotgebrannt unter dem

weißblonden Strohdach, führte seine Sense in großem Wurf wie ein Mann und wurde nicht müde. Der Meier hatte seine helle Freude daran und knurrte eine Verwünschung nach der andern in sich herein, wenn er an das Kloster dachte. Was das für ein Bauer geworden wäre!

Er tröstete sich, wenn er Engelke ansah. Das Mädchen machte sich auch heraus in diesem Sommer. Sie wuchs, daß man es vor Augen sah, und die Arbeit flog ihr nur so von der Hand, wie sie da neben der Großmagd stand beim Garbenbinden. Nur stiller war sie geworden, das Singen und Lachen über den ganzen Hof hatte aufgehört. Aber das war wohl, weil der Verstand mit den Jahren kommt, und war ganz gut so.

Die Meiersche dachte nicht ganz so wie ihr Mann über die Sache. Sie hatte das Essen aufs Feld herausgeschleppt in zwei großen Weidenkörben, eine dicke dampfende Suppe und ein gutes Stück Speck darin; die Erntearbeit machte hungrige Mäuler. Jetzt saß sie neben dem Alten unter der Hecke im Schatten, ein Stück seitab von den Knechten, und schüttelte den Kopf, wie er Engelkes Lob sang.

„Vadder, der Verstand ist das nicht bei dem Kind. Die Maike gefällt mir nicht, sie kann mir nicht mehr recht in die Augen sehen. Wenn der nur nicht etwas im Kopf steckt!"

Der Bauer war schon schläfrig in der Mittagshitze, aber jetzt sperrte er die Augen wieder auf.

„Was soll ihr denn im Kopf stecken, Mutter?"

Die Meiersche machte ein grämliches Gesicht.

„Was hat denn eine Maike im Kopf, wenn sie in die Jahre kommt? Das Mannsvolk!"

„Engelke? Das Kind? Die hat keinen Kerl im Kopf, das sage ich dir!"

Der Meier lachte, aber gleich darauf besann er sich.

„Du lieber Gott, es wäre auch noch das Schlimmste nicht. Wir sind auch nicht älter gewesen, Frau."

„Das war anders, Mann. Wir haben das unser Lebtag gewußt, daß ich auf den Bruchhof freien sollte. Das ging alles zu, wie es recht ist, wir haben keine Heimlichkeiten gehabt. Was das mit der Maike ist, weiß ich nicht. Letzten Johannisabend hat sie im Haus gesessen. Vossen Hinrich hat sie zum Feuer auf den Brink holen wollen, aber sie hat ihn allein laufen lassen."

Der Meier sagte nichts und versank ganz in sich selbst. Erst nach einer Weile sagte er plötzlich in die schläfrige Hitze hinein:

„Recht, Mutter! Die Maike muß freien. Ich will mit dem Voßbauer sprechen."

Und drehte sich im Gras auf die Seite und tat einen ersten ruhig kräftigen Schnarcher. Die Meiersche war schon vorher eingenickt.

Engelke hatte richtig an dem Johannisabend Vossen Hinrich laufen lassen. Als der große Junge trübselig und schimpfend abzog, war sie in den Baumhof gelaufen. Da hatte sie gehockt und nach dem Brink hinaufgestarrt, wo hinter den Bäumen ein großes rundes Licht herschien, und hatte auf das Juchzen gehorcht, das mit dem Wind herüberkam. Es wurde an dem Abend gar nicht dunkel, sie konnte noch deutlich sehen, um die neunerlei Kräuter zu pflücken, die ein Mädchen sich in der Johannisnacht unter den Kopf legen mußte, wenn es im Traum seinen Schatz sehen wollte. Aber Engelke hatte in der Nacht keinen gesehen, nur immer dicht vor den Augen rote, heiße, böse Feuerflammen, die ihr zuletzt so nah kamen und an die Schürze sprangen, daß sie gellend schrie und von ihrer eigenen Stimme aufwachte.

Sie kam heute müde, mit dem Rechen über der Schulter nach Hause, ein Stück hinter den Mägden, die sangen und mit dem jungen Mannsvolk schäkerten. Der kleine dreiste Hofjunge hatte den Arm um die stämmige Großmagd gelegt, die einen Kopf größer war als er und sich mit lautem Gelächter losmachte.

Der Bruchmeier war schon früher vom Felde gekommen, er stand in der Einfahrt und ließ das junge Volk vorbei. Als Engelke kam, schlug er sie lachend auf die Schulter.

„Maike, jede hat ihren Schatz, und du läufst allein! Sollst dir auch einen anschaffen!"

Sie tat einen raschen, scheuen Blick in sein Gesicht. Er nickte ihr zu.

„Weißt keinen? Soll ich dir suchen helfen? Auf dem Voßhofe sitzt einer, der dreht sich nach dir den Hals ab. He, was sagst du? Willst du Vossen Hinrich freien?"

Dem Mädchen schoß es heiß und glühend ins Gesicht.

„Vadder, ich will nicht freien. Laß mich nur hier bleiben!"

Der Bauer nickte.

„Sollst auch hier bleiben. Des Bruchmeiers Maike braucht keinem Kerl nachlaufen und vom Hofe freien. Die holt sich ihren Mann selbst ins Haus."

Engelke tat den Mund auf und wollte etwas sagen, aber sie brachte nichts heraus. Der Alte sah ihr einen Augenblick fest ins Gesicht und runzelte die Stirn.

„Daß du es weißt, Maike, ich habe mit dem Voßbauer geredet. Nach der Ernte ist Hochzeit."

Er kehrte sich um und ließ das Kind stehen. Engelke ging langsam, unter ihrem Rechen gebückt, ins Haus.

An dem Abend brachte sie kaum einen Löffel herunter, so würgte es sie in der Kehle.

Vossen Hinrich! Das rote Vollmondgesicht mit den Augen, die herausstanden wie bei einem Frosch! Der Junge, der noch keinen Schatz hatte, weil alle Mädchen vor ihm liefen und über ihn lachten!

Vossen Hinrichs Frau sollte sie werden! Sie konnte es gar nicht glauben. Aber was der Alte sagte und wollte, das stand fest wie ein Berg. Daran war nichts zu rütteln.

Es war eine Strafe vom lieben Gott für ihre Sünde!

Und Burkard wußte noch nichts davon! Er hatte sie immer nur ausgelacht, wenn sie sagte, daß etwas Schlimmes davon kommen müßte. Aber sie hatte ja gewußt, daß kein Segen dabei sein konnte!

Nun war alles aus und vorbei. Und sie mußte ihm das sagen!

Wie lange war es noch hin bis zum Sonntag? Drei ganze Tage noch!

Drei lange Tage, die weißglühend auf die Erntefelder, auf die nackten, braunen Arme der Knechte und die roten Röcke der Mädchen herunterbrannten. Tage, die langsam, langsam im Schneckenschritt krochen und sich erst ganz spät aus stark weingoldenem und grünlichem Abendglanz in dunkelblaue Stille verwandelten.

Der Bruchmeier hatte kein Wort weiter zu Engelke über die Sache gesagt. Das war nun fertig und in Ordnung, und er hatte in dieser hillen Erntezeit mehr zu tun, als danach zu sehen, was für ein Gesicht sie machte. Die Maike konnte sich freuen, wenn ihre Eltern ihr zur rechten Zeit einen rechten Mann gaben, der von einem großen Hof kam wie sie selbst. Sein Vater hatte es mit ihm auch so gemacht.

So wurde über Vossen Hinrich nicht weiter geredet auf dem Bruchhofe. Aber am Sonntag, als die Messe zu Ende war, stand er groß und breit an der Kirchentür, einen grünen Zweig zwischen den Zähnen und streckte Engelke vertraulich seine dicke, rote Hand hin.

Das Mädchen ging an ihm vorbei und sah und hörte ihn gar nicht. Ihr rundes Kindergesicht hatte etwas sonderbar Starres. Ehe der verdutzte Bräutigam ein Wort sagen konnte, machte der Bruchmeier einen raschen Schritt auf ihn zu und gab ihm die Hand. Der mit den Froschaugen glänzte übers ganze Gesicht und schlug ein. Die Mädchen waren anfangs alle so, das wußte er. Engelke wollte er schon herumkriegen. Die Hauptsache war, daß er den Alten sicher hatte. Es war keine Kleinigkeit, der

Tochtermann des Bruchmeiers zu werden. Hinrich trug den Kopf so hoch als er es bei seinem kurzen, starken Nacken konnte, wie er vor aller Leute Augen neben dem großen Meier den Weg zum Dorf ging.

Aber das mit Engelke mußte nun auch in Ordnung kommen, nahm er sich vor. Der große Junge war ehrlich verliebt in das frische Ding, geärgert hatte es ihn doch, daß sie vorhin so an ihm vorbeilief. Er überlegte sich, daß er ihr heute nachmittag ein buntes Tuch mitbringen wollte. So etwas gefiel den Mädchen, und seine Mutter hatte eins in der Lade, das viel zu bunt war für eine alte Frau. Das mußte sie ihm geben.

Als er am Nachmittag mit seinem Tuch unter der Jacke auf dem Bruchhof anrückte, fand er Tönnies am Torbalken lehnend. Der Junge hatte gar nichts Klosterschülerliches mehr, war rotgebrannt und starrte schläfrig zufrieden über den Hof in die Sonne.

Als er Hinrich kommen sah, sperrte er die Augen etwas weiter auf. Er wußte, weshalb er kam, und wollte sich den künftigen Schwestermann genau ansehen. Er kannte ihn ja längst, aber er hatte nie recht auf ihn geachtet.

Schön war er ja nicht, wie er daherkam, breit und kurz und stämmig. Aber in dem roten Gesicht war doch etwas, das Tönnies gut gefiel. Die Mädchen lachten ihn aus, das wußte er. Aber an solchen, denen alle Mädchen nachliefen, war auch nicht viel Gutes. Dieser verstand seine Sache und konnte arbeiten, das sah man ihm an. Und das war die Hauptsache für den Hof.

Der Hausſohn und der Freier schüttelten sich fest und kurz die Hand. Dann ging Hinrich über die Diele. Drinnen auf der Ofenbank in der Dönse saßen die beiden Alten. Er setzte sich hinzu, es gab ein ruhiges Hin- und Herreden über Wetter und Ernte.

Hinrich fühlte nach dem bunten Tuch unter der Jacke und drehte unruhig den runden Kopf in alle Ecken und nach der Tür.

„Wo ist Engelke?" fragte er zuletzt, mitten in eine langatmige Rede der Meierschen hinein, auf die er gar nicht recht gehört hatte.

Der Meier stand auf und ging zur Tür.

„Engelke!" rief er laut auf die Diele hinaus. Als nichts antwortete, sah er seine Frau an.

„Wo ist die Maike?"

Die Meiersche machte ein ängstliches Gesicht.

„Ich weiß nicht, Mann. Die steckt jetzt immer allein. Ich habe sie den halben Tag nicht gesehen."

Der Bauer runzelte die Stirn.

„Ich will das nicht haben. Wenn der Schatz kommt, soll die Maike zu Hause sein!"

Er tat einen schrillen Pfiff auf den Fingern.

„He, Tönnies! Such Engelke, sie soll herkommen! Und schnell!"

Tönnies reckte die steifen Glieder und setzte sich in kurzen Trab. Der Hof war groß und hatte viele Ecken und Winkel. Er knurrte, während er auf den Kornboden kletterte und hinter der Gartenhecke herumstrich. Wo hatte das dumme Ding sich verkrochen?

Sie war nirgends zu finden. Er ging aufs Geratewohl vom Hof auf den Kamp, wo sie als Kinder immer gespielt hatten.

Hinter dem Kamp ging zwischen Schilf und Rusch ein seichter brauner Bach, an dem entlang ein kleines Holz lag, das der Alte selbst angelegt hatte. Junge Buchen und Pappeln, dicht gepflanzt, und dünne weiße Birkenstämmchen dazwischen. In dem schütteren Laubwerk raschelte jetzt der Wind und flickerte die Sonne, daß eine lustige Unruhe in dem Holz war. Es roch

stark nach frischem Laub und feuchter, moderiger Walderde, und überall huschten rasche kleine Vogelschatten.

Tönnies stand auf einmal still auf dem weichen, grasbewachsenen Weg. Es war ihm, als ob er Stimmen durch den Wind hörte, und ein Bewegen, das nicht von Blättern und Vögeln kam. Schien da hinten nicht etwas Rotes durch die Stämme, oder war das nur die Sonne auf dem braunen Waldboden?

Er ging vom Wege ab und quer darauf zu, gar nicht besonders vorsichtig, daß ein paarmal die Zweige unter seinem Fuß knackten.

Was war das? Wirklich Engelke? Und noch ein Mensch? Einer, der sie im Arm hatte? Teufel, was war das?

Die beiden hatten nichts gehört und gesehen. Sie fuhren erst auf, als sie dicht vor sich eine Stimme hörten, einen heiseren Laut, der gar nicht wie ein Wort klang.

„Tönnies!"

Engelke schrie auf. Sie wollte sich losmachen, aber sie konnte nicht, Burkard hielt sie fest, daß er ihr wehtat. Über sie weg sah er den andern an.

Der stand noch immer und starrte, als ob er nicht gleich begriff, was er da sah. Dann machte er einen Schritt näher, braunrot im Gesicht.

„Laß Engelke los!"

Burkard hob den Kopf, in seinen Augen war ein kalter Trotz.

„Laß sie los, Buko, sage ich dir!"

„Nein!"

Tönnies ballte die Fäuste und stand doch wie angewachsen, einen wunderlich hilflosen Blick in den Augen.

„Laß meine Schwester los!" sagte er noch einmal schwerfällig, „du sollst nichts Schlechtes tun, Buko!"

Der Große fuhr auf.

„Ich tue nichts Schlechtes! Vergiß nicht, wer ich bin!"

Tönnies sah ihm gerade ins Gesicht.

„Du bist unser Junker. Und darum darfst du nichts Schlechtes tun." –

Burkard trat mit dem Fuß auf, er riß mit einem Ruck das Mädchen in die Arme, daß sie den Atem verlor.

„Und wenn dies schlecht ist, so will ich in Teufelsnamen dreimal verdammt sein, Tönnies!"

„Buko! Heilige Muttergottes, erbarm dich!"

Engelke schluchzte auf, sie war weiß wie ein Tuch.

In dem derben Gesicht des Bauernjungen zuckte es. Er hielt noch an sich, aber seine Stimme klang sonderbar heiser.

„Du läßt sie los, hörst du? Ich will es nicht! Unser Vater hat sie einem versprochen!"

„Was geht mich das an?"

Der Bruchmeiersohn wußte selbst nicht, was ihn an dem harten Lachen des andern so wild machte. Ein wirrer Zorn und Jammer war in ihm, kochte auf und kochte über. Mit einem Satz warf er sich vorwärts, holte aus, schlug zu –

Aber er traf den andern nicht. Er stolperte plötzlich ein paar Schritte nach rückwärts, es hing ihm etwas schwer am Hals und riß und drängte ihn zurück.

„Laß ihn, Tönnies, laß ihn! Ich will ja mitgehen, ich komme schon, Tönnies."

Er packte heftig Engelkes Hände in seinem Nacken und versuchte sie loszumachen. Was hatte das dumme Ding ihm in den Weg zu kommen, wenn er dem da zu Leibe wollte? Teufel, sie würgte ihn fast! Los, Maike!

Aber sie klammerte sich fest und hing an ihm.

„Nein, Tönnies! Komm, laß ihn, nein –"

Burkard war stehengeblieben, die Arme schlaff hängend, als das Mädchen sich plötzlich von ihm losriß. Jetzt stampfte er hart auf die Erde.

„Her zu mir, Engelke! Hierher! Mir gehörst du!"

Sie wandte ihr Gesicht zu ihm, die Augen voll Angst.

„Nein, nein, ich will mit Tönnies gehen: Tönnies hat recht, es ist Sünde! Um unserer Seelen Seligkeit willen, Buko! Weg, faß mich nicht an –"

„Engelke!" schrie der junge Mensch auf.

Das Mädchen drückte ihr Gesicht an ihres Bruders Schulter. Es war zwischen den dreien eine Stille, in die der Wind hereinraschelte. Mit einer ungeschickten, heftigen Bewegung griff der Große seitwärts an einen Birkenast neben sich. Den brach er herunter, daß das weiße wunde Holz splitterte und die frischen Blätter den Boden fegten. In seinen Augen stand ein böser, kalter Ausdruck.

„Das vergesse ich dir nicht, Tönnies. Mein Lebtag nicht!" sagte er hart. „Lauft nur hin, ihr. Verklagt mich nur!"

Das Mädchen sagte nichts. Der andere sah vor sich hin auf die Erde.

„Das weißt du, daß ich kein Wort sage, Buko."

Aber der hörte ihn nicht mehr. Mit weiten Schritten lief er zwischen den Stämmchen und sah sich keinmal um.

Der Bruchmeiersson ließ das Kinn auf die Brust hängen, wie er langsam nach dem Hof zu ging. Auf seinem jungen, ehrlichen Gesicht lag ein schwerer Ernst und eine dumpfe Traurigkeit, die es älter machte. Er achtete gar nicht auf seine Schwester, die ein paar Schritte hinter ihm ging, ihre blaue Schürze über den Kopf geschlagen hatte und schluchzte.

Es war wieder still im Holz. Nur Wind und rasche Vogelschatten, und schwingende Zweige und fließende Lichter auf blanken Blättern.

Am Rand des Holzes, wo diese Sonnenlichter größer und greller wurden, lag Burkard, drückte das Gesicht auf den feuchten Waldboden und rührte sich nicht.

Das wühlte und brannte in ihm wie Feuer und Fieber.

Engelke! Engelke!

Wie ein Schlag vor den Kopf war ihm das gewesen, was

sie da eben gesagt hatte. War das denn möglich, daß sie nichts mehr von ihm wissen wollte? Weg, faß mich nicht an!

Und einen Augenblick vorher noch hatte sie ihn geküßt!

Sein aufgestörtes Blut jagte, daß er es klopfen fühlte, in den Schläfen, hier, da, im ganzen Leibe, in starken, erstickenden Schlägen.

Er sah das Mädchen. In seinem aufgeregten Kopf stand ihr Gesicht zum Greifen nah, mit den verängstigten Augen. Er hörte sie sprechen – es ist Sünde – um unserer Seelen Seligkeit willen, Buko –

Sünde? Wenn er in der Kirche vor dem Allerheiligsten kniete, war er nicht so fromm wie bei Engelke. Das sollte Sünde sein?

Daß sie ihn da vorhin stehen ließ, das war schlecht und sündhaft von ihr! Daß sie auf einmal zu fromm für ihn war, daß sie an nichts dachte als an ihrer Seelen Seligkeit! Dreimal verflucht diese Frömmigkeit!

Ein unbändiger, heißer Haß war auf einmal in ihm, gegen Engelke, gegen Tönnies, gegen das Kloster, gegen Gott und die Welt. Er schlug mit der Faust auf die Erde und richtete sich mit halbem Leibe auf.

Sollte er denn blind alles geschehen lassen, ohne einen Finger zu rühren?

Was hatte ihm denn Tönnies zu sagen, der Bauernjunge, dessen Vater dem Reepener Hof zinspflichtig war? Engelke hatte nur Angst gehabt, deshalb hatte sie gesagt, was sie sagen sollte! Wenn er sie allein hatte, sollte sie schon anders reden!

Und der andere, der Bauerntölpel, dem der Bruchmeier sie versprochen hatte?

Burkard verzog das Gesicht. Der würde schon nicht das Maul auftun, wenn er, der Junker vom Haus, mit ihm redete!

Wer konnte ihn denn zwingen, daß er geistlich wurde? Warum nicht mit Engelke in die weite Welt, wo keiner ihn kannte? Mochten sie sich dann die Zungen lahm fluchen über ihn, alle

diese Frommen hier! Was scherte ihn das? Nur erst Engelke sehen, sprechen, sie im Arme haben!

Burkard zog die Knie zu sich heran, legte die Arme darum und das Kinn darauf. So starrte er in den roten, schwülen Abend; liebte, haßte, grübelte und baute Pläne, stark und heftig wie ein Mann, und unreif wie ein Kind, das nichts vom Leben weiß. Und merkte nicht, daß es darüber Nacht wurde.

Das war die Nacht auf Jakobitag. Und in dieser Nacht geschah mancherlei.

In dieser Nacht auf Jakobitag war ein Platz im Dormitorium der Klosterschüler leer. Der Pater, der spät noch mit einer Handleuchte durchging, blieb stehen, hob das Licht, daß es grell die vielen hellen und schwarzen Jungenköpfe mit den heißgeschlafenen Backen beschien, und zählte. Er zog die Augenbrauen hoch und zählte noch einmal, aber es blieb dasselbe. Sollte er einen wecken und fragen? Heiliger Benedikt, nein, es war ja ein Segen, daß die ausgelassene Bande jetzt wenigstens Ruhe hielt, sie machten ihm am Tage Not genug! Vielleicht war der Junge nur über Nacht auf dem Reepener Hof geblieben. Das sollte zwar auch nicht sein, aber dieser Burkard nahm sich ja alles heraus. Die Nachsicht des Pater Prior ging zu weit, viel zu weit!

In dieser Nacht auf Jakobitag schlug ein paarmal in die dunkle Stille hinein laut und deutlich ein Buchfink, dicht an der Mauer des Bruchhofes. Das war wunderlich, denn in der Nacht steckt der Fink sonst den Kopf unter die Flügel, und was herumstreicht, ist lichtscheues Gevögel. Es wunderte sich auch jemand auf dem Bruchhof darüber. Eine Stalluke wurde sacht aufgeschoben. Ein kurzer, erschreckter Laut, ein Rascheln, Tritte, so leise, wie wenn ein Marder am Dachfirst schleicht. Das alles war kurz vor Mitternacht. Die Großmagd, die noch bei den Kühen im Holzverschlag schlief, saß früh ganz verstört bei der Morgensuppe. Es war die Nacht nicht geheuer gewesen im

Kuhstall. Sie hatte sich die Decke über den Kopf gezogen und ein Dutzend Paternoster und Aves gebetet. Wenn nur den Kühen nichts zugestoßen war! Gott bewahre uns vor dem Bösen!

In dieser Nacht auf Jakobitag, die schwül und sehr dunkel war, konnte in seiner Zelle der junge Novize, der Erzengel, nicht schlafen. Er stand lange vor der Hora auf, nahm sein Brevier und ging lautlos durch eine Seitentür und den langen Weg zwischen den Kirschbäumen herunter, die jetzt in der grauen, dunstigen Frühdämmerung in wunderlich sperrigen Formen gegen den Himmel standen. Unten am Teich war eine Bank, auf die setzte er sich und wartete auf den Morgen.

Diese frostige Morgenkühle tat gut. Er haßte die dumpfe Unruhe dieser heißen Sommernächte, aus der allerlei heimliche Begierden und Wünsche aufstiegen, die weltlich und sündig waren.

Was ging ihn die Welt an? Er dachte an den reichen Krämer in Bremen, seinen Vater. Der besaß diese Welt, soweit sie sich kaufen ließ. Da war kein Wunsch, bei dem er sich selbst nein sagen mußte. Aber der schlaue, hochmütige Mann, der von silbernen Schüsseln aß, bückte sich tief vor dem kleinsten Kaplan des Erzbischofs. Und vor diesem Erzbischof selbst, der keines Pfennigs Wert zu eigen besaß, bückten sich Könige. Die Welt beherrschen, ohne sie zu besitzen! Das war der Weg der Kirche. Das war sein Weg.

Ein selbstsicherer Zug war in dem schönen jungen Gesicht, das der erste rötliche Glanz hinter den Gartenbäumen her anschien. Es wollte jetzt Tag werden. In dem Schilf des Teiches rührten sich schwadernde Enten, und ein Eisvogel schoß über das schwarze Wasser wie ein blauer lebendiger Türkis.

Der Erzengel hob auf einmal den Kopf, er hörte Schritte. Ganz vorsichtig stand er auf und sah über die Büsche nach der Richtung, woher sie kamen. Es mußte der Weg vom Dorfe sein, der nach der Hinterpforte des Klostergartens führte.

Sein Gesicht veränderte sich plötzlich, er reckte den Hals. Der da kam, dreist und sicher mitten auf dem Weg, den kannte er! Und er kam nicht allein!

Fiel denn nicht Feuer und Schwefel vom Himmel? Ein Weiberrock und ein Klosterschülermantel! Und der da war nicht nur Klosterschüler, er war Gott und dem heiligen Benedikt gelobt!

Die beiden waren an der Lattenpforte stehengeblieben. Er verstand nicht, was sie sprachen, nur abgerissene Worte und Laute hörte er; aber er sah, wie der Mensch das Mädchen in die Arme riß und auf das Haar und den Mund küßte.

Mit einer scheuen, schnellen Bewegung wandte er sich weg, sein Gesicht brannte. Ganz leise stand er auf und ging hinter dem Gebüsch entlang nach dem Haus.

Es war besser, die sahen ihn nicht. Er wußte, was er zu tun hatte. Wer ein rechter Sohn und Knecht der heiligen Kirche ist, der soll das Böse hassen und strafen, wo er es findet, um seiner eigenen Seele und der Seelen seiner Brüder willen. Und wer das Böse versteckt, der ist mit daran schuldig.

Er ging sehr gerade und sah untadelig und strenge aus. Er war ganz Erzengel. –

Ein paar Stunden später war ein Summen wie von einem Bienenschwarm, erst im Dormitorium, dann um den steinernen Brunnen im Klosterhof, und zuletzt im Refektorium.

Der große Burkard saß im Refektorium und auf der Schulbank an seinem Platz, und keiner hatte recht gemerkt, wie er dahingekommen war. Er saß vornübergebückt, sah starr vor sich hin und hatte nicht Auge noch Ohr für den Pater, der am Lehrpult stand. Darum merkte er auch nicht, daß der ihn von Zeit zu Zeit mit einem durchbohrenden Richterblicke ansah, in dem doch eine heimliche Neugierde steckte.

Der Pater hielt aber seine Lateinschule wie immer. Die Schüler schrien gerade im Chor taktmäßig einen Vers herunter, daß die Wände schütterten, als auf einmal die Tür aufging. Alle

Köpfe fuhren herum. Ein Laienbruder stand da mit einer Botschaft: der große Burkard sollte mit ihm zum Abt kommen, jetzt gleich, stehenden Fußes.

Ein Tuscheln lief durch die Bänke, alle die vielen Augen wurden rund und erstaunt und neugierig. Zum Abt? Was hieß das? Seit Menschengedenken war das nicht vorgekommen – das hieß, soweit sie denken konnten. Es mußte etwas ganz Schlimmes sein! Ob er nicht Angst hatte?

Aber Burkard sah nicht aus wie einer, der Angst hat. Ganz gleichgültig stand er auf und ging zwischen den Bänken her. Ein rechter Kerl war er doch! Sie starrten ihm mit heimlicher Bewunderung nach.

Neben dem großen Kapitelsaal lag ein schmaler Raum mit zwei tiefen Fensternischen, holzvertäfelten Wänden und bunten Teppichen über den Bänken. Dieser kleine Saal hatte etwas geheimnisvoll Feierliches. Vornehme Gäste wurden da empfangen, und die Klosterschüler bekamen ihn nur durch die Türspalte zu sehen.

Da lief der Abt jetzt auf und ab mit kurzen Greisenschrittchen, die auf den Steinfliesen schlürften. Er hatte ein Schreibrohr in der einen Hand, mit dem er fortwährend heftig und rasch in die Fläche der andern schlug. Bisweilen blieb er stehen und sah unruhig nach der Tür.

So stand er auch, als die Tür aufging. Mit einer hastigen Bewegung winkte er den Laienbruder weg. Dann sah er den Klosterschüler da an der Schwelle von oben bis unten scharf an.

Der hielt den Blick aus und wartete. Und wie es so ein paar Augenblicke still gewesen war, machte der Abt einen Schritt vorwärts.

„Burkard vom Haus, weißt du, warum du hier bist?"

Der junge Mann antwortete nicht. Das kleine gelbe Gesicht des Alten wurde strenger.

„Burkard vom Haus, wo bist du diese Nacht gewesen?"

Über das Gesicht des Jungen ging ein kurzes Zucken.

„Wer hat das verraten? Tönnies?"

„Nein, Tönnies nicht. Es geht dich nichts an, wer. Und nun hörst du: ich will eine Antwort haben!"

Burkard hatte rasch und erstaunt aufgesehen, aber er sagte kein Wort. Der Abt schlug auf einmal mit dem Schreibrohr auf den Tisch.

„Soll ich dir sagen, warum du deinen Mund nicht auftust? Weil du dich schämst! Weil du auf des Teufels Wegen gelaufen bist!"

Der Klosterschüler hob heftig den Kopf, dunkelrot bis unter das Haar.

„Ich bin auf dem Bruchhof gewesen!"

Die kleinen Augen des Abtes stachen förmlich aus dem feinen Gefältel der runzeligen Lider heraus.

„Ich habe doch noch mehr von dir gehalten, als du verdienst, Burkard vom Haus! Du schämst dich also nicht einmal? Auf dem Bruchhof warst du? Was hast du da zu suchen? Bei Nacht und Nebel den Dirnen nachlaufen! Sind das nicht Teufelswege? Verflucht die unheilige fleischliche Lust! Vom Satan kommt sie und führt zum Satan, sage ich dir!"

Burkard strich sich das blonde Haar aus der Stirn, auf der an den Schläfen helle Tropfen standen, und sah dem Alten mit einem sonderbar festen Blick ins Gesicht.

„Ich habe hier im Kloster nicht gelernt, daß der Satan dem Erzvater Adam das Weib gegeben hat!"

Der Abt blieb mit halberhobener Hand völlig erstarrt. War der Knabe da von Verstand? Solch eine Antwort hatten diese Wände noch nicht gehört. Und wie er ihn ansah! Wie ein junger Stier, der stoßen will: wahr dich!

Dem alten Mann zitterte das Kinn vor empörter Aufregung, daß es aussah, als ob er kaute. Aber er hielt doch an sich. Achtzig Jahre gegen zwanzig, das soll bedeuten: Ruhe und Maß gegen Trotz und Ungestüm. Der Abt war sehr klug.

„Wahr deine Zunge, daß du nicht lästerst. Denen in der Welt ist Weib und Ehe unverboten, wenn sie christlich geführt wird. Aber wer von Gott berufen ist, dem ist alle weltliche Liebe Sünde! Todsünde, hörst du, Burkard vom Haus? Der böse Feind weiß das auch. Denk an den heiligen Vater Benedict! Der hat sich in den Dornen gewälzt, als die fleischliche Versuchung über ihn kam!"

Der Junge tat einen heftigen Ruck mit den Schultern mitten in die langatmige Rede hinein.

„Ich bin aber kein Heiliger! Ich bin nicht berufen –."

„Du bist berufen durch das Gelöbnis deiner Mutter! Es ist eine Gnade Gottes, wenn er dich würdigt, sein Knecht zu sein. Aber du – du – ein Schandfleck bist du für die Schule und das Kloster und die Gnade Gottes nicht wert, sage ich dir –"

„So gebt mich frei!" schrie der junge Mensch plötzlich auf, „warum laßt Ihr mich denn nicht los, wenn ich doch zu schlecht bin? Ich will die Gnade nicht! Und wenn ich verdammt und verloren sein soll, ich kann nicht anders! Ich hasse das Kloster, und Euch, und die Heiligen und alles hier! Hört Ihr? Ich hasse, hasse, hasse es –"

Er war mit einem Schlage still, wie er dem Abt in das Gesicht sah, das grauweiß war und in allen Fältchen und Runzeln sonderbar zuckte. Er wußte in dem Augenblick, daß er etwas Schreckliches gesagt hatte. Aber er bereute es gar nicht, er atmete aus der Tiefe heraus, fast stoßend, als ob er eine Last los wäre, und wartete, was nun kam.

Es blieb aber erst noch still. Der alte Mann war zum Fenster gegangen und stand da, die Hände auf dem Rücken. Er rührte sich gar nicht, nur seine mageren gelben Finger bewegten sich in einem unruhig spielenden Greifen. Als er sich umkehrte, war sein Gesicht ruhig und sehr würdig.

„Ist das dein Ernst, was du da eben gesagt hast, Burkard vom Haus? Besinn dich!"

Der junge Mann besann sich keinen Augenblick. „Ja!“ sagte er hastig und heiser.

Der Abt sah kalt auf den Aufrührer.

„Ich bin dein geistlicher Vater, und Gott wird von mir Rechenschaft für dich fordern. Du hast noch nicht Profeß getan und bist frei nach menschlichem Recht. Dein Gewissen ist ein ander Ding. Ich will dir eine Frist geben, um mit dir selbst allein zu bedenken, ob du des Teufels Versuchung nachgeben willst. Bist du dann noch gleichen Sinnes – dann geh. Es hält dich keiner!“

Eine Stunde später kam der Abt aus seiner Zelle, die kahl und ärmlich war wie die des geringsten Laienbruders. Nur ein kostbar eingelegtes Betpult stand am Fenster, auf dem lag das Brevier noch offen.

Vor dem Klostertor wartete die Sänfte.

„Nach dem Reepener Hof!“ sagte der Abt kurz, während er sich von dem grauköpfigen Klosterknecht hineinhelfen ließ. Wie die Sänfte langsam zwischen den Feldern herging, über denen das schrille Dengeln der Sensen am Wetzstein sich nah und weit antwortete, war er so schwer in Gedanken, daß er gar nicht darauf achtete, wie auf des Bruchmeiers halbgemähtem Weizenstück die Leute mitten in der Arbeit aufhörten und die Kappen zogen. –

Der Bruchmeier stand mit seinem Sohn und den Hofleuten nun schon den zwölften Tag im Korn und mähte vor. Es war ein Wettkampf unter den Knechten, wer mit dem Wirt Schritt halten konnte. Aber der Bauer lachte alle aus, er hatte Kräfte in den Armen für zwei.

Engelke war mit Raffen und Binden zu Gange wie die Hofmägde, aber sie lachte und schwatzte nicht mit. Die Meiersche hatte ein Auge auf sie, die Maike war seit einer Zeit so wunderlich, unruhig und verstört, und wenn einer sie anrief, dann hörte sie gar nicht oder fuhr zusammen wie ein verprügelter

Hund. Es war klar wie der Tag, daß ein Mannsmensch dahinter steckte, und zwar nicht Vossen Hinrich, denn sonst hätte Engelke ja zufrieden sein können. Na, wenn nur erst die Hochzeit gewesen war, würde der Mann ihr schon die Dummheiten austreiben!

Auf dem Hof war es ganz leer und still, kein Lebewesen ging aus und ein als der schläfrige große Hund, der an seiner Kette lag. Die Kühe waren im Kamp draußen, und die beiden blanken Braunen standen vor dem halbgeladenen Erntewagen auf dem Stoppelacker, stampften und peitschten sich mit dem Schweif die Stechfliegen von den Flanken.

Der Bruchmeier stand neben dem Wagen und warf mit der Grepe die Garben hinauf. Er hatte gar nicht auf den kleinen Weißkopf, des Schweinehirten Sohn, geachtet, der quer über den Acker gelaufen kam.

Aber der Junge winkte aufgeregt mit den Armen und lief gerade auf ihn los.

„Meiers Vadder – he – die Herrschaft ist da, Ihr sollt kommen!" schrie er schon von weitem ganz atemlos.

Der Bauer kehrte sich um.

„Die Herrschaft? Wo?"

„Auf dem Hof! Sie hat gesagt, sie will warten. Ihr sollt gleich kommen!"

Jetzt mitten aus der Erntearbeit? Der Bauer besann sich einen Augenblick, dann stach er die Grepe in die Erde. Die gnädige Frau vom Reepener Hof wußte, so gut wie er, was Erntearbeit hieß. Wenn die ihn doch jetzt rufen ließ, mußte es seinen Grund haben. Er zog sich den weißen Kittel über, den er an den Rain geworfen hatte und ging mit großen Schritten querfeldüber. –

Die Diele war kühl und dämmerig und wartete mit weit aufgesperrtem Tor auf die Erntewagen. Ein paar Schwalben zuckten fortwährend in flinkem, leichtem Bogen unter dem bunten Torbalken aus und ein und ließen sich gar nicht von der großen

Frau stören, die vom Herd zum Tor auf und ab ging, mit großen harten Schritten wie ein Mann.

Frau Helike blieb stehen, als sie den Meier endlich von ferne sah, und ließ ihn herankommen. Sie nickte kurz, wie er seine Kappe zog.

„Gut, daß Ihr kommt, Bruchmeier!"

Der Bruchmeier sah ihr erschrocken ins Gesicht. Zusammengefallen und alt sah die Frau aus. In den zwanzig Jahren, die er sie kannte, hatte er sie nicht so gesehen. Nicht einmal, als sie die Leichenmesse für den Junker lasen. Da stand sie ganz gerade und hart, den Kopf hoch, wie die Steinheiligen an den Säulen, er wußte das noch gut.

„Ist ein Unglück auf dem Hof?" fragte er hastig, die Kappe noch in der Hand.

Sie schüttelte den Kopf.

„Kein Unglück, aber auch nichts Gutes. Ich habe mit Euch zu reden, Bruchmeier!"

Der Bauer ging über die Diele und stieß die Tür zur Dönse auf, wo die Holzbänke an der Wand entlang liefen.

„Wenn die gnädige Herrschaft hereinkommen will!"

Frau Helike ging mit, aber sie blieb am Tisch stehen.

„Bruchmeier, ich habe mich immer auf Euch verlassen können —"

Der Meier nickte nur und machte weiter keine Worte.

„Und ich habe geglaubt, ich könnte mich auf alles verlassen, was vom Bruchhof kommt. Ihr habt schlecht auf Eure Tochter acht gehabt, Bruchmeier."

„Engelke? Unsere Maike?"

Sie sah ihn fest an.

„Der Weg vom Kloster zum Reepener Hof führt gerade über den Bruchhof. Mein Sohn ist alle Sonntag aus dem Kloster gegangen, aber bei mir ist er nicht angekommen. Und letzt ist er die Nacht weggeblieben."

Sie sprach langsam und scharf. Auf der Stirn des Bauern stand eine dicke, dunkle Ader.

„Der Junker? Wer sagt das? Das ist nicht wahr!"

„Fragt das Mädchen selbst, Bruchmeier!"

Der Alte schlug mit der Faust auf den Tisch, daß es krachte.

„Gottes Tod! Wenn die Maike sich dem Junker an den Hals gehängt! Zuschanden schlage ich sie! Aus dem Hause soll sie, auf die Landstraße –"

„Damit er ihr nachläuft?" fragte die Frau scharf; „Bruchmeier hört zu. Ich weiß, daß es wahr ist, und ein Ende muß es haben. Deshalb bin ich hier. Aber zuschanden schlagen und wegjagen hilft nichts. Ich weiß, was besser ist. Ihr sollt Eurer Tochter einen Mann geben."

„Einen Mann?" Der Bauer lachte böse auf, „ich soll wohl im Dorf herumlaufen und fragen: wer will die Maike, die der Junker gehabt hat?"

Die Frau achtete gar nicht auf seinen bitteren Ton, sie war wie verschlossen für alles außer ihrer eigenen Sache. Ein paar hartrote Flecken standen ihr auf den Backenknochen.

„Torheit. Da ist keiner im Dorf, der nicht des Bruchmeiers Tochtermann sein möchte. Eure Frau hat mir gesagt, daß Ihr schon einen für sie habt und der Verspruch schon gehalten ist. Ihr müßt das fertig machen, und schnell, Bruchmeier. Nächsten Sonntag den Kirchgang."

Der Mann lachte noch einmal, ebenso höhnisch wie vorher.

„Mitten in der Ernte? Damit sie hier im Dorfe was zu schwatzen haben: des Bruchmeiers Maike muß es wohl eilig haben mit dem Mann!"

Die Frau faßte auf einmal heftig seinen Arm.

„Bruchmeier, was wollt Ihr dafür? Ich will Euch Zins und Zehnt erlassen auf zehn Jahre! Ich will die Hochzeit ausrichten! Wenn Eure Herrschaft das tut, dann soll es nur einer versuchen und den Mund auftun! Hört Ihr?"

Ehe der Bauer geantwortet hatte, knarrte die Tür; Engelke kam herein. Der Meierschen war es auf dem Felde eingefallen, daß der Herrschaft etwas vorgesetzt werden müßte, und wenn es nur ein Becher Milch war. Sie hatte das Mädchen geschickt.

Engelke stand einen Augenblick, atemlos vom Laufen, und sah die beiden Gesichter an. Und auf einmal wußte sie, daß etwas Schlimmes geschehen war. Etwas, das sie anging. Sie ließ die Arme schlaff fallen und sah hilflos auf den Alten.

„He! Die kommt eben recht!"

Der Bauer verzog den Mund, dann trat er einen Schritt vorwärts, packte sie an der Schulter und schüttelte sie.

„He, hast du das hier auf dem Hofe gelernt? Dem Junker nachlaufen? Zucht und Ehre vergessen? Aus dem Haus sollte ich dich werfen, verloddertes Frauensmensch du!"

Er ließ sie los und stieß sie dabei zurück, daß sie gegen die Wand stolperte.

„Da! Bedank dich bei der gnädigen Herrschaft, wenn ich dich nicht krumm und lahm schlage. Die will dir die Hochzeit ausrichten, wenn dich Vossen Hinrich noch will! Eine feine Hochzeit mit einem Strohkranz!"

„Vadder!" Das Mädchen schluchzte plötzlich wild auf, „nein, nein! Ich kann nicht! Schlag mich lieber tot! Ich kann nicht!"

„Kann nicht? Ich will dich lehren!"

„Ich habe es ihm versprochen, Vadder! Auf das Marienbild versprochen —"

Das kam stoßend heraus, daß man es kaum verstand. Der Bauer starrte sie zornig an.

„Versprochen! wem? heda!"

Eine kurze Stille. —

„Burkard — daß ich keinen andern nehmen soll!"

Frau Helike fuhr zusammen bei dem Namen, sie sah das Mädchen feindselig an.

„Das Gelübde hat keine Kraft, es ist sündig", sagte sie heftig, „danke den Heiligen, daß es noch Zeit ist. Es bleibe dabei, Bruchmeier, Sonntag. Ich richte die Hochzeit aus."

„Ich kann nicht! Lieber aus dem Hause laufen! Lieber sterben!"

Die große Frau tat auf einmal einen Schritt, daß sie ganz dicht vor dem Mädchen stand, und hob die Hand auf, wie zum Eid.

„Von deinen Händen fordere ich meines Sohnes Burkard Seele, sage ich dir!"

Engelke war an die Wand zurückgewichen und starrte sie an. Sie hörte die schrecklichen Worte und verstand sie zuerst nicht. Aber plötzlich hörte sie auf zu schluchzen.

Seine Seele! Wenn die verloren ging, war das ihre Schuld? Sie hatte ihm ja zuerst immer gesagt, daß sie nicht die Sünde tun und ihn den Heiligen wegstehlen wollte. Da hatte er sie nur ausgelacht und sie geküßt –

Sie sah noch immer in das große, strenge Gesicht dicht vor sich. Eine schreckliche Angst packte sie. Vielleicht war seine Seele schon verloren! Vielleicht war es schon zu spät, sie zu retten! Heilige Mutter Maria, hilf, hilf, hilf!

Sie legte die Hände zusammen, wie sie das inwendig sagte. Und auf einmal wußte sie, was recht war und was sie tun mußte. Sie wußte es so klar, als ob es ihr einer sagte.

Sie drückte ihre Hände fest zusammen und hob den Kopf. Ein paarmal schluckte sie, ehe sie ein Wort herausbrachte.

„Ich will – ich will Hinrich freien, Vadder!" sagte sie dann heftig.

Frau Helike blieb noch vor ihr stehen und ließ sie nicht los mit den Augen.

„Ich will das dem Junker sagen, Engelke. Ich will ihm auch sagen, daß du es selbst gewollt hast, und daß du dich freust auf die Hochzeit."

Nein! wollte Engelke schreien, sie hob erschreckt die Augen. Aber sie verstand auf einmal, was die Frau wollte. Es war besser, er dachte, daß sie schlecht wäre und ihn nicht mehr wollte, als daß seine Seele verloren ging.

Sie nickte. „Ja – daß ich mich freue."

Der Bauer hatte daneben gestanden, der Zorn kochte ihm noch im Kopf, aber der Verstand kam doch jetzt auch wieder zu seinem Rechte.

Er räusperte sich.

„Wenn die gnädige Herrschaft das so will, so soll mir das recht sein mit dem Kirchgang. Aber die Vossen sind dem Reepener Hofe eigen, und auf dem Bruchhof haben immer nur leibfreie Meier gesessen."

Die Frau nickte.

„Schickt mir Euren Tochtermann auf den Hof, Bruchmeier, ich will ihm den Freibrief schreiben lassen. Und schickt mir das Mädchen mit. Sie soll sich ihre Hochzeitsgifte selbst von mir holen."

Der Bauer sah über seine Tochter weg, als ob sie Luft wäre. Um seinen Mund lag ein harter kluger Zug. Wer die Gelegenheit nicht beim Schopf packt, ist ein Narr!

„Und wegen Zins und Zehnten?" fragte er langsam.

„Was ich gesagt habe, ist gesagt. Sie sind Euch auf zehn Jahre erlassen. Jetzt kann ich das ja noch."

Der Bruchmeier verstand das Letzte nicht, aber er war zufrieden. Er brachte die Frau bis an das Dielentor, die Kappe in der Hand. Da blieb sie stehen. Vom Kloster her läutete es.

„Ist das schon Vesper? Feierabend, Bruchmeier! Ihr sollt noch von mir hören."

Der Bruchmeier stand und sah ihr nach. Wie langsam sie ging und dabei die Schultern hängen ließ! Sonst war sie doch anders.

Er schüttelte den Kopf und horchte dann; es läutete noch im-

mer, ein rasches schrilles Gebimmel. Der Bauer schlug ein Kreuz. Das Pingelglöckchen wurde gezogen, wenn es mit einem im Kloster aufs letzte ging. Die Vesperglocke schlug ganz anders an, und die Sonne stand auch noch zu hoch. Bis Feierabend ließ sich noch ein gutes Stück schaffen. Und wenn das Erntewetter so blieb, war der Weizen auch herein bis Sonntag. Und dann heisa, los mit dem Hochzeiten!

Der Bauer spuckte aus und tat einen kurzen Fluch. Dann ging er mit großen Schritten nach der Einfahrt und weiter.

Auf dem leeren Hof, in der dunkelsten Ecke im Kuhstall, hockte Engelke, in sich verkrochen wie ein kleines Tier. Sie hatte sich die blaue Schürze ganz über den Kopf gezogen und rührte sich nicht. – – –

Der, für den sie im Kloster das Pingelglöckchen zogen, war der Pater Prior. Der alte Mann war immer kleiner geworden, wie ein Licht, das herunterbrennt, und nun losch er auch so aus.

Der Klosterschüler Burkard stand an einem Fenster, die Arme auf die steinerne Brüstung gelegt, und horchte auf das Läuten. Schon den halben Tag bimmelte das schrill und heftig, hörte bisweilen auf und fing dann lauter wieder an. Um wen ging das heut? Keiner kam und sagte es ihm.

Burkard vom Haus saß nicht in der kleinen, niedrigen Strafzelle, in der die Schüler ihre Ungezogenheiten abbüßten. Seine Sache war über das Strafen hinaus, hatte der Abt gesagt. Aber er sollte auch nicht länger in der Klosterschule das gefährliche Gift der Abtrünnigkeit verbreiten. Und er sollte mit sich und Gott allein sein.

Ganz seitab hinter den Vorratskammern lag ein großer, kahler Raum, für solche, die eine Zeitlang zu Betrachtung, geistlicher Übung oder strenger Arbeit in der Absonderung leben wollten. Der stand jetzt leer. Wer da saß, den störte keiner.

Der Abt hatte zuletzt das Kreuz über ihn gemacht.

„Ich will den Brüdern sagen, daß sie alle für dich beten. Du wählst jetzt für die Ewigkeit: Gott oder den Satan, Hölle oder Himmel. Denk an unsern hochgelobten Herrn. Den stellte der Teufel auch auf den Berg und zeigte ihm alle weltliche Herrlichkeit, und wollte ihn zum König darüber machen, wenn er hinfiele und betete ihn an!"

Burkard verzog den Mund, wenn er daran dachte. Der Teufel sollte das sein? Konnte der Teufel Engelkes Gesicht haben?

Er wußte selbst nicht, wie das mit Engelke und ihm gekommen war, er hatte sonst nie ein Mädchen angesehen. Es war eben auf einmal da gewesen! Er straffte die Arme und warf sie heftig zurück in plötzlichem, unbändigem Drang, wie er an sie dachte. Sie so haben und im Arm halten! Engelke und nichts anderes im Schlaf und im Wachen! Da war nichts dagegen zu tun!

Ein Carmen ging ihm im Kopf herum, das ein paar dreiste große Schlingel in der Klosterschule sangen, wenn keiner von den Patres es hörte. Er hatte es damals dumm gefunden, aber jetzt suchte er sich die lateinischen Brocken zusammen:

Mea est puellula,
Die ich staete minne,
Dulcis suavissima
Trag ich sie im Sinne!
Sui lucent oculi,
Die ich staete minne,
Sicut solis radii
Trag ich sie im Sinne ...

Er vertrieb sich die Zeit damit. Freilich sollte er über anderes nachdenken. Aber er wußte heute schon, was er wollte.

Hier war das Kloster, und da war die Welt. Hier war Buchstabenklauben und Gartengraben und Horasingen bis in die aschgraue Ewigkeit – und da war Engelke. Engelke hieß für

ihn die Welt. Was kannte denn sonst einer von der Welt, der in der Klausur steckte, seit er fünf zählen konnte?

Was er in dieser Welt anfangen sollte? Er streckte sich und lachte. Wer zwei Arme hatte wie er, der brauchte sich nicht zu sorgen!

Die zehn Tage noch ließ er sich gutwillig gefallen, dahinter stand ja das Tor in die Freiheit offen. Aber sie gingen sehr langsam. Ein Laienbruder brachte ihm das Essen und sprach kein Wort dabei. Das einzige, was er hörte, war die Hora von der Kirche. Die zählte er und rechnete aus, wie oft er sie noch hören mußte, bis er frei war, und brach sich Kalkbröckchen von der Mauer, um es zu bezeichnen. Eine freudige Unrast war ihm in den Gliedern, daß er nicht stillsitzen mochte. Er lief hin und her in dem niedrigen Raum, in dem er beinahe mit dem Kopf an die Decke stieß. Oder er starrte aus dem Fenster. Das Brevier, das ihm hingelegt war, hatte er noch nicht angerührt.

Er fuhr jetzt herum, als in das Glockengebimmel hinein der Türriegel quietschte und das gleichmütige, fette Gesicht eines Laienbruders durch die Spalte sah.

„Was ist, Bruder Gottfried? Warum läuten sie?"

Der Bruder schlug ein Kreuz.

„Der Pater Prior. Er hat schon die Sterbesakramente. Aber er will dich noch sehen, der Abt schickt mich darum."

Der Prior! Daß er an den gar nicht gedacht hatte! Es steckte ihm plötzlich wie ein Pflock in der Kehle, als er hinter dem Bruder aus der Tür ging.

Draußen auf dem langen Gang mit den tiefen kleinen Bogenfenstern war ein fortwährendes Summen von vielen Stimmen. Das ganze Kloster stand da, betete die Sterbelitaneien und drängte sich bisweilen an die offene Tür der Zelle. Es war ein großer Segen, ein christliches Sterben zu sehen.

Die braunen Kutten wichen auseinander wie vor einem Aussätzigen, als der Klosterschüler den Gang herunterkam und mit

aufgeregt ernsten Augen über die vielen neugierig strengen Gesichter, die sich nach ihm drehten, wegsah nach der Tür der Zelle.

Die stand weit offen und war bläulich von Weihrauch. Das Hochwürdige war eben hinausgetragen. Auf seinem Strohsack unter der groben Wolldecke lag der alte Mann. Ein Pater kniete daneben, sprach eintönig singend einen Sterbepsalm herunter und richtete die geweihte Kerze immer wieder auf, wenn sie in der kraftlosen, gelben, runzeligen Hand zur Seite fiel.

Burkard blieb vor dem Bett stehen und sah darauf herunter. War das der Prior? In einem großen, weißen Bartgestrüpp, das an den Spitzen gelbgrau war, lag ein kleines, eingesunkenes, braunes Menschengesicht, das wunderlich fremd aussah.

Der junge vom Haus hatte noch keinen sterben sehen. Er stand wie ein Pfahl, und seine Hände wurden kalt. Erst als der Pater ihn ärgerlich am Rock zog, ließ er sich ungeschickt auf die Knie nieder.

Er sah immerfort auf das kleine, fremde Pergamentgesicht da vor ihm, und eine schwere Angst faßte ihn an. In dem eintönigen Stimmengesumme war es ihm, als ob er in einem schrecklichen Traum wäre, und wenn er aufwachte, wäre alles nicht wahr.

„De profundis ..."

Der Sterbende schlug plötzlich die Augen auf, zuerst mit einem leeren Blick, der hilflos suchend wanderte, auf einmal an Burkards Gesicht hängen blieb und bewußt wurde. Das Gesicht veränderte sich, aus dem fremden, verfallenen kam wie ein schwacher Glanz das alte, gütige mit den jungen Augen heraus. Der Klosterschüler erkannte ihn in dem Augenblick, hatte ihn wieder.

Der alte Mann bewegte den Mund und versuchte kraftlos die Hand zu heben, Burkard beugte sich noch über ihn.

Da plötzlich erlosch das Gesicht, die Augenbälle drehten sich schrecklich, daß das Weiße sichtbar war. Der Leib bäumte sich

auf, mit einem gurgelnden Ton warf der Sterbende beide Hände hoch, die geweihte Kerze fiel polternd auf den Boden.

Mit wirr entsetzten Augen starrte Burkard auf das Furchtbare dicht vor ihm, sein Herz tat ein paar Stöße, als ob er ersticken sollte. Es war ihm plötzlich, als schob sich ein schwarzes Tuch zwischen ihn und dieses fremde verfallene Menschengesicht mit der spitzen Nase und den schrecklichen weißen Augenbällen unter den halboffenen Lidspalten.

Er fuhr zusammen, als ihn ein harter Knöchel auf die Schulter klopfte. Der Abt stand da. Seine Augen waren trübe, und die ganz heruntergezogenen Mundwinkel zitterten sonderbar.

„Dies ist das Ende aller Dinge. Gott erbarme sich unser. Geh in deine Klausur zurück, Burkard!"

Dem starken jungen Menschen waren die Knie wie gelähmt, als er den Gang herunterging.

Das Ende aller Dinge! Das Ende aller Dinge!

Eben war da noch ein Mensch gewesen, Prior Bartold, den er kannte, und der atmete und blickte. Jetzt war er nicht mehr da. Was da jetzt lag, war nichts Besseres als ein Holzklotz! Das Leben war herausgegangen vor seinen Augen. Wo war es hin? Was war denn Leben? Was war Sterben? Es war etwas Schreckliches. Und was kam nach diesem Schrecklichen?

Seine Hände waren eiskalt, wie er sie an die Schläfen legte. Er sah sich in der kahlen großen Zelle um. Das schrille, hastige Geläute war mit einem Schlage abgerissen. Es war eine Stille, so still, daß er nicht atmen konnte.

Burkard stand mit einem Ruck auf und ging zum Fenster.

Was war denn das? War er denn kein Mann? Es war feige, sich vor dem Sterben zu grauen. Sterben mußten alle; der Abt und er selbst und Engelke.

Er fühlte, wie sein Herz noch immer stark klopfte, und legte die Hand auf die Stelle. Das hörte auch einmal ganz auf, und Sehen und Hören und alles sonst. So wie bei Prior Bartold.

Burkard sah unter den vorspringenden Brauen mit Grüblerangen geradeaus und in sich hinein. Was war denn das ganze Leben wert, wenn es doch endlich so aufhören mußte? Es war wunderlich, daß alle Menschen so lebten und sich lustig machten und sorgten um heute und morgen, statt jede Stunde an dieses Schreckliche zu denken, das doch für jeden kommen mußte. Man sah nicht, wo das Leben aus dem Leib hinging. Aber die Kirche und die heiligen Apostel und Väter wußten und sagten es: ewige Verdammnis oder ewige Seligkeit! Himmel oder Hölle!

Ein plötzlicher Schrecken fuhr ihm wie ein Stoß in die Glieder. Die Worte hatte der Abt ihm auch gesagt, als er ihn in die Klausurzelle schickte.

Er sah sich selbst auf einmal anders, und Engelke auch, und alles, was er vorhatte. Wenn der Abt nun recht hätte? Wenn er geradewegs in die Verdammnis hineinliefe und Engelke mit?

Er warf heftig mit der Hand die dicke blonde Haarsträhne zurück, die ihm über die Augen fiel. Es gab doch viele Menschen, die auch in der Welt Gott dienten und ein rechtes Leben führten. Sollte das ihm verboten sein?

Wenn er Einen wüßte, den er fragen könnte? Prior Bartold, der hätte es ihm gesagt, der war wie ein Vater zu ihm! Und plötzlich zog ihm etwas schneidend das Herz zusammen, daß es ihm heiß in die Augen sprang.

„Flennen wie ein Weib!" sagte er laut und verächtlich und kehrte sich vom Fenster weg. Und wie er auf den Steinfliesen hin- und herlief, hielt er den Kopf hoch und redete sich den rechten Trotz wieder ein.

Aber in dieser Nacht hatte er auf seinem Strohsack wilde und böse Träume, daß er ein paarmal schreiend und um sich schlagend auffuhr. Er sah des Priors Gesicht mit den verdrehten weißen Augäpfeln dicht über sich gebeugt. Und seinen Vater sah er, an den er sich kaum mehr erinnerte, mit einem großen schwarzen Spieß furchtbar auf sich eindringen. Und zuletzt sah

er flüchtig Engelkes rundes Gesicht, aber ganz traurig und rotgeweint, das verwandelte sich plötzlich in eine schwarze Fratze, und des Abtes Stimme sagte ganz dicht an seinem Ohr: das ist der Teufel. –

Burkard hörte nur den Chor und die Glocken in seine Klausur hinein, als sie den Prior drei Tage darauf begruben. Er saß mit finsterem Gesicht auf seinem Holzschemel und hob die Augen nicht vom Boden. Die Selbstsicherheit und erwartungsvolle Aufregung der ersten Tage war ihm nicht wiedergekommen. Der Kampf, der in ihm war, stand auf den Wänden geschrieben. Mit einem rostigen Eisennagel, den er in einer Ecke gefunden, hatte er mit großer Mühe allerlei in den weißen Kalk hineingeritzt. In plumpen Buchstaben stand da das ‚Mea est puellula' neben dem ‚De profundis'.

Das Horasingen hatte er richtig weitergezählt und ausgerechnet. An diesem Morgen, wo wieder zu ungewohnter Stunde sein Riegel gerückt wurde, wußte er, daß er nur noch zwei Tage der Klausur zu bestehen hatte. Dann hatte die Not ein Ende; wenn die Entscheidung erst gewesen war, gab es nichts mehr zu zweifeln und zu quälen.

In einer dumpf feindseligen Stimmung sah er jetzt dem Laienbruder, der hereinkam, entgegen und sagte kein Wort.

Er sollte zum Abt kommen.

Wie er gedankenlos den gewohnten Weg zur Abtwohnung gehen wollte, bog der Bruder in den gedeckten Gang zum Pforthaus ein, der mit rotem Weinlaub ganz überhangen war. Burkard blieb stehen. „Warum hierhin?" Der Bruder zuckte die Schultern, ohne zu antworten.

Das Pforthaus war ein langer Fachwerkbau, durch den in der Mitte die breite, mit einem festen Tor versperrte Einfahrt in den Hof führte. Links neben dieser war die kleine Bude, in der der Bruder Pförtner, ein lahmer, kränklicher Mensch, saß und durch eine Luke ein Auge auf den Weg hatte, und daran

stieß ein großes Gelaß mit Holzbänken und einem plumpen steinernen Kamin. Sonntags nach der Messe saß hier, wer mit einem von den Klosterleuten zu reden hatte, besonders Weibsleute, die einen Sohn oder Bruder dazwischen hatten. Es war oft so voll, daß der Platz nicht reichte und die Leute noch draußen vor dem Pforthause standen und warteten, bis sie darankamen.

Als der junge Reepener heute hereinkam, waren nur zwei Menschen darin. Der Abt selbst und die Frau vom Haus.

Burkard zuckte mit den Brauen, als er seine Mutter sah, ein plötzliches Kraftgefühl sprang in ihm auf. Er hatte ja dunkel gefürchtet, daß so etwas kommen mußte. Aber jetzt freute es ihn fast. Offener Widerstand, der sich greifen ließ, das war das rechte. Das hatte nur gefehlt, um den Zweifel zu verjagen.

Er wollte auf seine Mutter zugehen, aber sie sah mit einem fremden Blick über ihn weg. Da blieb er steif an der Tür stehen und wartete.

Der Abt hatte auch nicht auf ihn geachtet. Die beiden führten ihr Gespräch weiter, als ob kein dritter dabei wäre.

„Es ist mir nicht recht, daß ich den Cisterzienserfrauen nichts zubringe", sagte die Frau mit einer lauten, scharfen Stimme, die sonderbar gereizt klang, „aber zwischen uns war die Sache ja seit vielen Jahren beredet. Und da Ihr und die Frauen von Sankt Marien von derselben Regel seid, so bleibt es ja doch bei Sankt Benedikt."

Der Abt strich mit den gelben, feinen Händen über ein großes beschriebenes Pergament, das neben ihm auf der Holzbank lag.

„Der heilige Vater Benedikt wird Euch das nicht vergessen, Tochter."

Frau Helike nickte.

„Das hoffe ich. Fürsprache habe ich groß nötig. Der Schenkbrief ist in Ordnung, meine Freundschaft auf Dumdorf und Ricklingen hat ihn mit unterschrieben, der alte Mandelsloh und sein Bruder, der Knappe. Und es ist ein schöner Hof."

„Ja, ja, ich weiß, der beste Hof im Lande. Er hat aber auch den besten Wirt gehabt."

Die Frau nahm das Lob des klugen alten Mannes hin wie etwas, das ihr zukam.

„Ich habe in zwanzig Jahren um nichts anderes gesorgt, und geschafft, Hochwürdiger. Deshalb liegt es mir auch am Herzen, was nun daraus wird. Ich möchte, daß ein guter Wirt darauf säße, der alles in Ordnung hielte und nichts verkommen ließe. Und darum wollte ich bitten, daß Ihr den Bruchmeier auf den Reepener Hof setzt."

„So, so, den Bruchmeier. Ja, wen Frau Helike selber aussucht, der wird seine Sache schon verstehen. Aber – hm" –

Er tippte mit dem Finger ein paarmal auf das Pergament und sah nachdenklich vor sich hin.

„Ist das denn alles nötig, Tochter? Wenn Ihr Sankt Benedikt den Hof verschrieben habt, so ist das ja recht und gut. Aber es könnte doch, solange Gott Euch das Leben läßt, beim alten bleiben. Der Hof steht sich unter keiner anderen Hand so gut wie unter Eurer!"

Die Frau sah starr und kummervoll geradeaus.

„Das habe ich auch gedacht, Hochwürdiger. Es ist als ob ich mir die rechte Hand abschnitte, daß ich den Hof weggebe. Drei Nächte habe ich auf den Knien gelegen und gebetet, ob es nicht anders sein könnte."

Sie achtete mit keinem Blick auf den an der Tür, der noch immer stumm mit verschlossenem Gesicht stand und kein Glied rührte. Aber es war, als ob ihre innere Aufregung auf einmal das Stillsitzen nicht mehr aushielt. Sie stand heftig auf.

„Herr, meines erschlagenen Junkers Seele kommt jede Nacht zu mir. Es ist keiner, der für seine Seele betet. Ich habe geglaubt, ich hätte Gott und den Heiligen genug gegeben, aber mein Opfer ist zu schlecht gewesen. Es läßt mir nicht Ruhe, Hochwürdiger, ich muß nach Sankt Marien! Die Knie will ich

mir wund liegen und nichts anderes im Sinn haben als Beten Tag und Nacht. Es geht mir um die Ehre, Herr!"

„Ja – es ist recht, wenn eine Witfrau um ihres Mannes Seele sorgt."

Der Abt machte ein unbehagliches Gesicht. Er konnte Leidenschaft und heftiges Wesen nicht vertragen, besonders jetzt auf seine alten Tage. Und diese Frau war ihm unheimlich mit den starren, aufgeregten Augen. Das finstere Gesicht des jungen Menschen da an der Tür störte ihn auch. Aber sie hatte ja selbst verlangt, daß er anhören sollte, was sie mit dem Abt zu verhandeln hatte.

„Um noch einmal vom Bruchmeier zu reden", sagte der alte Mann jetzt langsam in absichtsvoll nüchternem Ton, „ich weiß, daß es ein tüchtiger Mann ist. Aber ein Wirt und zwei Höfe, das will mir nicht recht eingehen. Der Reepener Hof ist groß."

Frau Helike schüttelte heftig den Kopf.

„Das habe ich auch bedacht, Hochwürden. Zwei Höfe in einer Hand tut nicht gut. Aber dem Bruchmeier wird es recht sein, wenn er seinem Tochtermann den Bruchhof geben kann."

„Des Bruchmeiers Tochtermann? Was ist das?"

Sie fuhren beide herum. Der große Klosterschüler stand auf einmal dicht vor der Frau, sein Gesicht hatte etwas Drohendes, daß sie einen Schritt zurückwich.

„Was habt Ihr da gesagt? Ich will es wissen!"

Frau Helike sah ihn an.

„Was geht dich das an, wenn des Bruchmeiers Tochtermann –"

„Der Bruchmeier hat keinen Tochtermann! Er kann keinen haben! Hört Ihr? Ich weiß es –"

„Woher willst du das wissen? Des Bruchmeiers Tochter hat gestern Kirchgang gehalten. Es ist eine Hochzeit gewesen, wie seit zehn Jahren im Dorf keine war."

„Das ist nicht wahr! Das ist Lüge!"

„Sagst du deiner Mutter, daß sie lügt? Geh hin und sieh zu!"

Er stand und starrte sie an, es war ihm, als drehte sich alles und wurde dunkel, und nur das Gesicht seiner Mutter blieb stehen, dieses weiße, strenge, lange Gesicht, das er haßte in diesem Augenblick, haßte wie den Tod. Er ballte krampfhaft die Fäuste.

„Ihr habt das schuld! Ihr habt sie gequält, bis sie es getan hat! Meint Ihr, ich weiß das nicht?"

„Der Bruchmeier hat eine kluge Tochter", sagte die Frau langsam, „die ist lieber Meiersche auf dem Bruchhof als eines Klosterschülers Schatz!"

„Wer sagt das?" schrie er heiser auf.

Die Frau zögerte.

„Es ist noch nicht eine Woche, daß ich auf dem Bruchhof war. Ich soll dir von Engelke ausrichten, daß es ihr freier Wille ist. Daß sie es nicht hat abwarten können, Hochzeit zu halten, so hat sie sich gefreut."

Sie sah ihn einen Augenblick scharf forschend an, dann streckte sie ihm die Hand hin.

„Du kannst deinem Heiligen danken, Buko. Komm, es soll vergessen sein."

Der junge Mensch gab einen unverständlichen Laut von sich, sein Gesicht war ganz weiß. Es war ihm, als ob irgend etwas in ihm zerbrach. Eine plötzliche Wut schwoll in ihm auf, eine tolle, erstickende, furchtbare Wut, die zuschlagen, sich Luft machen mußte. Mit einem Satz sprang er vorwärts und holte blind mit der Faust aus.

„Deine Mutter! Um Gott, deine Mutter!"

Die Kraft des alten Mannes reichte eben, um die Frau beiseite zu reißen, daß der Schlag sie nicht traf; sein runzeliges Gesicht zuckte und zitterte in allen Falten, „verflucht die Hand, die sich gegen die Mutter aufhebt!"

Burkard war von der Wucht des eigenen Faustschlags ins Leere rücklings an den steinernen Kamin gestolpert und mit dem Kopf hart gegen die Kante geschlagen. Er blieb da wie betäubt hingelehnt. Es war eine kurze Stille zwischen den dreien.

„Seine Mutter?" sagte Frau Helike mit eiskalter Stimme, „ich bin seine Mutter nicht mehr. Ich habe keinen Sohn mehr. Euren Segen, Hochwürdiger! Ich habe hier nichts weiter zu suchen!"

Sie schob sich das steife weiße Stirntuch zurecht und wandte sich um, jede Handbewegung und jeder Schritt harte Gerechtigkeit. Der Abt nahm hastig den Schenkbrief von der Bank und rollte das Pergament auf. Es wurden nicht viel Worte gemacht bei diesem raschen Abschied; Frau Helike tat das nie, und dem Abt war es vergangen. Er bekreuzte sie auf die Stirn und brachte sie bis an das Tor des Pforthauses, um ihr wenigstens noch eine Ehre zu erweisen.

Wie sie aus der Tür gingen, sah keiner der beiden sich nach Burkard um. Der lehnte noch am Kamin, seine Arme hingen schlaff herunter, und er stierte, den Kopf vornüber, vor sich hin mit Augen, in denen nichts war als dumpfes Elend.

Draußen vor dem Pforthause wartete der Knecht mit zwei Pferden. Als Frau Helike mitten zwischen den Reepener Feldern war, zog sie den Zügel an, daß ihre große braune Stute stand, und sah sich um.

Links lag eine breite Roggenstoppel, die Garben standen aufrecht in Hocken. Das Weizenfeld rechts am Wege war noch nicht geschnitten, die festen großen Ähren standen stramm aufrecht in diesem bräunlich goldigen Gelb, das sie in der Reife haben. Es war sehr still im Felde, nur von der Seite her, wo die braune Strohkappe des Turmes von Reepen feldüber zu sehen war, kam Hühnergackern und das kurze rauhe Anschlagen eines Hundes.

Die Frau sah über das alles hin mit einem langsam wandernden Blick. Dann wendete sie kurz die Stute, die sich nur

mit einem widerwillig verwunderten Schnaufen vom gewohnten Stallweg abdrängen ließ, und ritt einen andern Weg, dahin, wo das lange, plumpe, turmlose Dach der Klosterfrauen von Sankt Marien sich schwarz in den Horizont hob. –

Am Abend dieses Tages stand Burkard, der Klosterschüler, vor dem Abt und bat um Aufnahme in das Noviziat. Es war noch zwei Tage vor Ablauf der Frist, die ihm gesetzt war.

– – –

Ein Wintertag ist lang, als ob er kein Ende nehmen will. Aber wenn viele solcher Tage sich gleichförmig aneinanderreihen, so ist ein Winter herum, so schnell wie man die Hand umdreht.

Das Kloster und die Höfe im Dorf und das Reepener Haus waren wie aus der Welt, solch einen Winter lang. Die Wege waren zugeschneit oder aufgeweicht und wieder holprig überfroren, daß kein Karren heil durchkam. Nicht einmal der Krämer ließ sich sehen, und dem war sonst kein Weg zu mühsam, wenn es ein paar Pfennige galt. Es war ein halbes Wunder, wenn etwas Fremdes ins Dorf kam.

März, aber noch immer scharfer Frost, daß der Atem wie Rauch aus dem Mund hing. In der niedrigen Schenkstube des Kruges eine Backofenhitze, die von dem dicken, gemauerten Kachelungetüm ausstrahlte. Wer nicht lieber den ganzen Tag schlief, der versaß hier auf den Wandbänken den Abend, seinen tönernen Krug dünnes Bier vor sich.

Die da heute saßen, hatten etwas zu sehen und zu hören, was es nicht alle Tage gab. Auf der Ofenbank saßen ein paar schwarzweiße Kutten, tranken Bier, von dem ihnen der Wirt um Gottes willen ein paar Krüge hinsetzte, und redeten und schalten aufgeregt, immer beide zugleich.

Die Bauern sagten erst nichts und sahen die Gesellschaft an. Es lief mancherlei in der Kutte im Lande herum, vor dem sie ihre Weiber und Mägde in acht nehmen mußten. Aber schließ-

lich sperrten sie doch Augen und Ohren auf, und hier und da rückte einer näher mit seinem Biertopf.

Woher die hochwürdigen Väter denn kämen, daß sie soviel von Mord und Totschlag zu erzählen wüßten?

Woher sie kämen? Sah man ihnen das nicht an? Hier! die Kutte in Fetzen! Hier! Frische rote Schmarren am Arm und eine Beule am Kopf, so dick wie ein Taubenei! Das gottverfluchte Ketzervolk, die Stedinger da oben in ihren Sümpfen! Pech und Schwefel vom Himmel über sie, vom Ältesten bis zum Jüngsten!

Die frommen Väter fluchten in allen Tonarten und bei allen Heiligen, denn in diesem Fall war ja das Fluchen verdienstlich. Ein Wunder, daß sie lebendig hier saßen! Der heilige Dominikus hatte seine Söhne beschützt, bis auf den einen, denn sie waren zu dritt gewesen. Aber den Pater Henrich hatte Gott gewürdigt, ein Märtyrer für das heilige Kreuz zu werden!

Pater Henrich? Einer von den Bauern besann sich. War das ein dürrer, schwarzer mit einer Schmarre am Kopf? So einer hatte vorletztes Jahr um Johanni hier gepredigt, und des Bruchmeiers Großknecht war ihm nachgelaufen, mitten aus der Ernte heraus!

Ja, ja, das war er! So war er! Immer in hellem Eifer für die heilige Kirche, und alle Leute liefen ihm nach, noch jetzt, wo er tot war. Auf dem hohen Chor zu Bremen hatten sie ihn beigesetzt, und sie, die frommen Väter, kamen eben daher und hatten es angesehen, wie ein blinder Mensch das Gesicht wiederbekam, als er den Sarg anrührte! Heiliger Bruder Henrich, bitt für uns! So ein Märtyrer und Blutzeuge wie der! Wie die Wölfe waren sie über ihn hergefallen, die verfluchten Ketzer, mit Knütteln und Stangen, daß ihm das Gehirn aus dem Schädel spritzte!

Der Wirt setzte ein paar frische Krüge vor die Schwarzweißen hin, solche Gäste waren ihm schon recht. Die Bauern wurden

durstig von der Hitze des Zuhörens. Marter Gottes? Wenn das so herging in der Welt! Das war ja wie Sodom und Gomorrha! War denn da keiner, der den verdammten Kerls das Leder versohlte, daß sie das Wiederkommen vergaßen! Wenn ihrer doch drei beisammen waren!

Die Dominikaner lachten überlaut.

„Mein guter Hans Klauk, und wenn es ihrer dreihundert gegen uns drei waren, was hättest du dann gemacht? Über den Hals sind sie uns gekommen wie ein Hagelwetter, wie wir die Abendkollekte gehalten haben. Auf freiem Feld hinter einem Heuschober, weil sich ja in diesem vermaledeiten Land ein Diener der heiligen Kirche nicht offen sehen lassen kann. Rettet euch, lauft, Brüder, hat er geschrien, wie sie aus dem Knick herausgebrochen sind, es ist genug, wenn sie Einen schlachten! Und hat die Arme ausgebreitet wie der Hochgelobte am Kreuz: Vater, in deine Hände —! und ist ihnen entgegen. Mit einer Barte hat ihm einer die Hirnschale eingehauen, haben wir noch gesehen —!"

Einer von den Bauern schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Lebendig braten, die Düwelskerls! Eine Sünde und Schande, wenn einer davon übrig bleibt! So ein heiliger Mann!"

Mit der Wirkung waren die Dominikaner zufrieden, sie hatten heute genug getan. Sie wischten sich den Mund mit dem Kuttenärmel und bezahlten den Wirt mit ihrem Segen für das Bier. Sie wollten heute im Kloster nächtigen, der Abt wollte auch gewiß hören, wie die heilige Kirche sich in diesen Zeiten durchzuschlagen hatte, Gott sei's geklagt!

An diesem Tage traf es Bruder Gerhard, den Erzengel, die Gäste zu versorgen. Er führte sie in die Gastkammer im Pforthause, wo der Bauch des dicken Ofens bis oben voll von rotem Feuer war, schnürte ihnen die Sandalenriemen auf und goß ihnen warmes Wasser über die großen schmutzigen Füße.

Die Dominikaner hatten es sonst immer mit Bauern und gemeinem Volk zu tun; wer da das gröbste Mundwerk hat und

am stärksten schreit, der schlägt durch. Und die Gewohnheit bleibt hängen. Diese schwarzweißen Hatzhunde des Herrn waren rauhfellig und bissig und verstanden das Bellen. Aber sie wurden merkwürdig geduckt und gesittet unter den Augen dieses dienenden Bruders, der ihnen mit dem ernsten Anstand eines jungen Kirchenfürsten die Breischüssel auf den Tisch setzte.

Er führte sie gleich nachher zum Abt, der die Gäste sprechen wollte. Den alten Mann hatte das letzte Jahr stark mitgenommen, so daß im Kloster schon hin und her über die neue Abtwahl geraunt wurde. Aber die klugen kleinen Augen in dem mageren Gesicht, das verrunzelt und braun war wie ein gedörrter Apfel, wurden scharf und lebendig, als die Predigermönche in etwas gemäßigterem Ton als vorhin ihre Neuigkeiten über das schlimme Ketzervolk und die Zeitläufte auskramten und der eine zuletzt eine Rolle aus der Kutte zog.

„Es geht keine Glocke von Elsfleth bis Rechtenfleth mehr. Es ist nicht Taufe noch Olung mehr, und kein Priester im Land, der die Messe liest. Seine Gnaden der Erzbischof hat das Anathem über die Ketzer gesprochen. Hier ist die letzte Bulle des heiligen Vaters, hochwürdiger Herr: Gregorius episcopus, servus servorum Dei –"

Der Abt hörte zu, wie der Dominikaner die Ketzerbulle in böse verstümmeltem Latein herunterschnurrte. Er wiegte den Kopf.

„Ja ja, ecclesia militans. Wer auf die neunzig zugeht, der kann nicht mehr recht mittun. Dies geht euch an, euch Jungen. Es wird viel für dich zu tun geben, Sohn!"

Er sah zu dem jungen Bruder hin, der an der Tür stehen geblieben war. Dem sprang ein rasches Feuer in den Augen auf.

„Lieber heute als morgen!" sagte er hastig. Aber gleich darauf schlug er die Augen nieder: „Aber nicht, solange Ihr mich braucht, hochwürdiger Vater!"

Gerhard, der Erzengel, war der Verzug und die rechte Hand des Abtes geworden. Er leistete ihm allerlei Schreiberdienste,

las ihm vor, weil der Abt die Buchstaben nicht mehr sah und wurde als Bote in wichtigen Angelegenheiten versandt. Der Bischof kannte den jungen eifrigen Kleriker schon und hatte ein Auge auf ihn.

Einen Rivalen hatte der Erzengel; nicht in der Vorliebe des Abtes, aber in der Untadeligkeit. Das war Bruder Burkard.

Sie hatten nach dem Noviziat auf Mariä Himmelfahrt im letzten Sommer Profeß getan, beide an einem Tage. Der Erzengel strahlend schön in seiner herben jungen Männlichkeit, wie ein junger Heiliger anzusehen. Der andere mager und knochig wie ein Asket und Bußprediger, aber mit einer starren, ausdruckslosen Ruhe im Gesicht, in das während der ganzen heiligen Feier, von den schweren Worten der dreifachen ewigen Gelübde an bis zu dem Friedenskuß des Abtes und der Brüder auch nicht ein Zucken kam.

Diese starre Ruhe war ihm geblieben. Es war keiner, der mit größerer Strenge die täglichen Pflichten erfüllte. Wenn ein künstliches Uhrwerk diese Pflichten abgetan hätte, sie hätten nicht genauer und nicht lebloser erfüllt werden können, dachte der Abt. Er schüttelte den Kopf, wenn er dieses eckige Gesicht mit dem stumpf gleichgültigen Ausdruck ansah. Und bisweilen machte er sich Gedanken, daß da etwas versehen war.

Zwischen den andern ging der junge Bruder hin, ohne viel nach rechts und links zu sehen. Nur dem Bruchmeiersohn war er aus dem Wege gegangen. Aber Tönnies hatte nun die Weihen bekommen und saß als Priester an der Laurentiikapelle, eine Stunde weit mitten in der Heide. Da hatte er sein mageres Stück Acker, das er selbst grub, und hielt sich zwei Ziegen und ein Schwein. Das war ein Anfang, er war damit zufrieden, und die Bruchmeiersche auch, die sonntags bei jedem Wetter herauskam, um ihren Jungen Messe lesen zu hören. –

Was unter den Brüdern sonst umging, Klosterklatsch, Eifersüchteleien oder gepfefferte Histörchen, das war für Burkard

nicht da. Nicht einmal für die Gäste, die jetzt öfters am Tisch saßen, hatte er mehr als einen gleichgültigen Blick.

Die beiden Schwarzweißen waren wie die ersten Schwalben gewesen, die den Vorfrühling anzeigen. Jetzt, wo das letzte bißchen Schnee unter den Hecken wegschmolz und das Land wegbar wurde, kam derlei Zugvögelvolk die schwere Menge durchgeflogen. Auf allen Straßen kleine Trupps und größere Haufen, geistlich und weltlich, die gegen die Ketzer zogen. Es wurde jetzt Ernst mit der Kreuzfahrt; die Dominikaner hatten ihre Sache gut gemacht.

Der Dompropst von Magdeburg ritt auch gegen die Stedinger, er kehrte bei dem Abt ein, weil Knechte und Gäule auch ein paar Rasttage brauchen konnten.

Nun sah das Kloster aus wie ein Feldlager. Im Pforthause und in den großen Scheunen war für die Mannschaft Stroh aufgeschüttet, und im offenen Hof saß alles an langen Brettertischen und goß zum Essen das braune schwere Bier herunter, daß Bruder Hermann, dem Braumeister des Konvents, die Haare zu Berge standen.

In dem großen Gasthause war der Propst einquartiert, ein paar Domherren, die in seinem Gefolge ritten, und der Hauptmann der Stiftsknechte.

Es war wie ein Lauffeuer durch die nächsten Dörfer und weiter gegangen, daß der Schaumburger, der Propst, da war und gegen die Ketzer wollte. Von allen Seiten lief es ihm zu. Im Kloster hatte es nicht Platz, so lagerte es sich in Haufen auf der Pfaffenwisch am Garten, und die Brüder gingen mit Brotkörben dazwischen herum, wie die Jünger bei der Speisung der Fünftausend, nur daß es in den Körben nicht mehr wurde, sondern immer und immer nicht reichen wollte.

Der Propst ging selbst auch zu den Leuten hinaus, gestiefelt und geschient. Die Kappen flogen von den Köpfen, und es gab ein Geraune, wo er hinkam.

„Das ist er? Der mit der Stahlkappe? Siehst ihn, Henning? Und der will ein Dompape sein?"

Der Schaumburger hörte scharf, er drehte sich blitzschnell um.

„Der Dompape wird den Ketzern ein Lied pfeifen, daß ihnen die Ohren klingen sollen, Kerls!"

Ein brausendes Gelächter lief hinter ihm her, ein paar junge Burschen warfen die Mütze hoch. Das war ein Herr! Groß und vornehm wie nur einer, und doch nicht stolz gegen das geringe Volk!

In dem kleinen Saal neben dem Refektorium saß der Abt nach dem Essen mit seinen Gästen. Er hatte ein paar Krüge welschen Wein aus dem Keller holen lassen und trank dem Propst zu.

„Auf gute Fahrt! Wißt Ihr noch, wie Ihr zuletzt hier gesessen habt? Damals waret ihr noch Domherr!"

Der Propst nickte.

„Es ist vieles anders geworden seitdem, auch bei Euch. Ich sehe manche alte Gesichter nicht mehr, die damals mit am Tisch saßen, und dafür andere, junge. Ihr habt guten Nachwuchs hier, scheint's."

Er trank und sah dann lebhaft auf.

„Ihr könnt mir eine Freundschaft erweisen, Hochwürdiger. Ich brauche einen Menschen, der verläßlich ist und mir zur Hand geht in vielen Dingen. Gebt mir einen von Euren jungen Klerikern mit."

„Ja ja, gewiß – aber –"

Der Propst lächelte etwas von oben herab.

„Wenn Ihr Angst habt um seine Seele – ich will sie hüten wie meinen Augapfel."

Nein, darum sorgte sich der Abt nicht. Es war etwas anderes, das ihm Gedanken machte. Er wußte wohl einen, der dafür paßte, einen jungen Bruder, der Propst hatte ihn vorhin wohl auch im Refektorium gesehen, ein Bremer Kind und Pate eines Domherrn dort.

Er seufzte etwas und machte eine kummervolle Stirn, es wurde ihm schwer, seinen Liebling wegzugeben. Aber durfte er selbstsüchtig im Wege stehen, wenn die Kirche ihn nötig hatte? Er war gewiß zu großen Dingen bestimmt!

Der Propst wehrte abwehrend mit der Hand durch die Luft und lachte, als er begriff, wen der Abt meinte.

„Hochwürdiger, den will ich Euch nicht wegnehmen! Das ist einer von denen, die die Augen niederschlagen und darunter weg nach Bischofsstühlen blinzeln. Ich habe einen nötig, der einfach ist und ehrlich und geradeaus geht. Wie ist es mit dem langen Blonden, der neben Eurem jungen Heiligen saß? Ich habe ihn früher schon in der Klosterschule gesehen."

„Den?" Der Abt zog die Schultern hoch, daß sein Kopf sich ganz dazwischen duckte. „Ich will Euch nichts verweigern oder vorschreiben, aber es geht gegen mein Gewissen, den zu empfehlen."

„Was ist mit ihm?"

„Das läßt sich schwer sagen. Er läßt sich nichts zuschulden kommen, wenigstens nicht, seit er Novize ist. Aber Ihr werdet keine Freude an ihm haben, er ist —"

„Schickt ihn mir vor der Vesper her", schnitt der Propst ihm die unsicher zögernde Rede kurz ab, „ich bin gewohnt, mich auf meine eigenen Augen und Ohren zu verlassen." —

So kam es, daß vor der Vesper Bruder Burkard zu dem Dompropst von Magdeburg hineinging.

Der ließ ihn erst einen Augenblick vor sich stehen und sah ihn scharf an.

„Hat dir der Abt gesagt, warum ich dich kommen ließ?" frug er dann.

Ein kurzes „Ja, Herr!"

„Willst du mitgehen?"

„Ich gehe, wohin es mir befohlen wird."

„Das weiß ich. Aber ich frage dich, ob du aus eigenem Willen mitgehen willst?"

„Ich habe keinen Willen als den meiner Oberen."

Der Propst schlug heftig mit dem Stulphandschuh auf die Tischplatte.

„So befehle ich dir als dein Oberer, daß du einen eigenen Willen haben sollst, Bruder Burkard! Hörst du? Nun tu den Mund auf!"

Aber der junge Bruder tat zuerst die Augen auf und sah sich diesen Menschen an, der ihm da etwas befahl, was alle andern ihm verboten. Und wie er ihn ansah, kam eine plötzliche Angst über ihn, wie vor einer nahen Gefahr.

„Wenn Ihr denn Antwort wollt, Herr: ich bitte, laßt mich hier!"

„Warum?"

Der junge Mann in der Kutte sah finster vor sich hin.

„Weil ich nicht in die Welt passe. Weil ich sie nicht verstehe!"

Der Propst schlug mit der Hand durch die Luft.

„Wer versteht denn die Welt? Keiner. Es ist genug, wenn wir tun, was recht ist, und Gott und die heilige Kirche lieben."

Mit einer heftigen Bewegung hob der junge Mönch plötzlich den Kopf.

„Ich weiß aber nicht, was recht ist, Herr! Und ich kann Gott nicht lieben, und die Kirche auch nicht!"

Es war wie ein Aufbäumen. Der Propst beugte sich vor, als ob er seinen Ohren nicht glaubte.

„Weißt du, was du da sagst? Deinem Oberen sagst?" frug er langsam und strenge.

Der andere antwortete nicht, er sah ihn nur gerade an. Wie in einem offenen Buch las der Schaumburger in diesem harten jungen Gesicht, von dem die starre Ruhe plötzlich wie eine Decke heruntergefallen war.

Menschen beherrschen, führen und formen wie Ton, das war immer seine Leidenschaft gewesen; sie war Kunst bei ihm geworden. Bei diesem Material lohnte es sich. Er dachte das blitzschnell und lehnte sich im Stuhl zurück.

„Ich habe dich schon einmal gefragt, warum du geistlich werden wolltest. Heute frage ich wieder: warum bist du geistlich, Burkard vom Haus?"

Der junge Bruder starrte ihn fast feindselig an, in seinem Gesicht zuckte und arbeitete es. Was wollte dieser Mensch von ihm? Warum störte er ihn auf? Es war wie ein Zwang über ihm, daß er antworten mußte. Einen Augenblick wehrte er sich noch. Aber dann war er zu Ende.

Wie eine Sturzflut leidenschaftlicher Worte fuhr es über den Mann her, der da schweigend den Kopf auf die Hand stützte und zuhörte. Alles, was zwei Jahre lang in dieser starken Natur gewühlt und gebohrt hatte, eine wilde Beichte, trotzig, verworren, voll schwerer Anklage gegen sich selbst, gegen Menschen, Gott und Heilige.

Der Propst hatte ihn mit keinem Wort unterbrochen, er saß mit gefurchter Stirn. Er hatte auch kein heimliches Lächeln für diesen jungen Hitzkopf, dem sein Glaube an alles Gute, an Gott und Menschen in Scherben brach, weil eine Bauerndirne ihn betrogen hatte. Der Dompropst hatte scharfe Augen, die unter die Oberfläche sahen.

Als er mit einer lebhaften Bewegung aufstand, brach Burkard plötzlich ab, mitten im Satz. Es wurde ihm in dem Augenblick klar, was er getan hatte. In sein Gesicht sprang ein starrer Trotz: mochte er denn richten! Warum hatte er ihn gefragt?

Aber es geschah etwas, was er nicht erwartet hatte.

Erst war es still. Und dann streckte dieser große Herr und Dompropst ihm, Burkard, die Hand hin.

„Armes Kind! Armer Bruder!" sagte er nur.

Bruder Burkard ließ seine Hand schlaff wieder fallen.

„Herr – hochwürdiger Herr –"

In dem hochmütigen, dunklen Herrengesicht des Propstes war jetzt nichts als ernste, verstehende Güte.

„Ich bin noch kein alter Mann und habe noch nicht vergessen,

daß ich vor einem Dutzend Jahre auch so dagestanden habe wie du. Sich selbst und die Welt aufgeben, ist kein Kinderspiel. Wir haben es alle hart lernen müssen."

Er ging ein paarmal in Gedanken auf den teppichbelegten Steinfliesen auf und ab, dann blieb er wieder vor dem jungen Bruder stehen.

„Gott und die heilige Kirche kannst du nicht lieben, sagst du. Weißt du denn, was Gott und die Heiligen sind? Ich sage dir, du weißt es nicht, und ich nicht, und keiner! Was wir davon sehen, das sehen wir nur durch Menschen und in Menschen. Und Menschen sind schwach und sündhaft, alle. Es ist wie ein unheiliger irdischer Leib, in dem der heilige göttliche Geist der Kirche und Gott selbst steckt. Wer den einen haben und fassen will, der muß den andern auch mitnehmen. Was dem einen zugehört, gehört auch dem andern zu. Was dem irdischen Leib zu Dienst und Ehren getan wird, das ist dem himmlischen Geist angetan. Der ist sündelos und ewig und ist die rechte unsichtbare Kirche des heiligen Gottes, die am letzten Ende auch den brestlhaften Leib abwerfen und in Herrlichkeit erscheinen wird!"

Der Dompropst sprach laut und stark und sah mit seinen lebendigen schwarzen Augen Burkard dabei an, aber so, als ob er durch ihn hindurch in irgendeine weite Ferne sähe.

Der junge Bruder stand, ohne sich zu rühren, und atmete rasch. Eine tiefe, warme Bewegung wuchs und schwoll in ihm und riß ihn fast gewaltsam zu diesem Manne hin, der da vor ihm stand und sprach wie ein Prophet. Es war ihm, als ob ihm eine Binde von den Augen fiel. Er sah nicht mehr, was ihn diese dumpfen Jahre hindurch verbittert und gequält hatte. Er sah wie eine Offenbarung diese große, unsichtbare, sündelose Kirche aufwachsen, aus Kleinheit und Dunkelheit und Menschenwesen heraus. Und dieser Mann da war wie eine sichtbare Verkündigung und Verkörperung dieser heiligen Kirche auch schon in diesen Tagen. –

Burkard schrak zusammen, als der Dompropst plötzlich die Stimme änderte und zu gewöhnlichem Ton sinken ließ.

„Nun habe ich dir gesagt, was ich davon halte, Bruder. Und nun will ich dir auch noch sagen, warum ich gerade dich rufen ließ. Weil ich einen Menschen brauche – nicht heute und morgen nur, sondern immer – auf den ich mich verlassen kann. Einen, der nicht mit weltlichen Augen nur die irdische Kirche sieht, sondern darüber hinaus. Einen, der nicht an sich denkt und nach Pfründen und Ehren giert –"

Er mißverstand die fragenden Augen des jungen Mönchs und strich mit der Hand über sein Dompropstkreuz, als ob er es von der Brust fegen wollte.

„Wenn mir mehr an dem da gelegen ist als den hölzernen Heiligen in der Kirche an ihren Goldmänteln, die wir ihnen anhängen, so will ich kein Schaumburger sein. Zu Gottes Ehre, weiter nichts. Wer hoch steht, hat mehr Macht, die Kirche bauen zu helfen, das ist alles. Und nun –"

Burkard verstand die Frage, ehe sie gefragt war, er sah leidenschaftlich bittend den Dompropst an.

„Herr – wenn Ihr mich noch wollt – nehmt mich mit!"

Propst Bruno gab ihm die Hand mit einem ruhigen, selbstsicheren Lächeln.

„Es ist gut. Geh zu meinem Hauptmann, er soll dir ein Pferd geben. Morgen früh reiten wir." – – –

Eine feuergrelle, rote Sonnenkugel, noch ganz ohne Strahlen in dem kühlen, weißen Dunst und Dampf des frühen Morgens! Einen Gaul zwischen den Schenkeln, und rechts und links keine Kutten, sondern Kettenhemden, auf deren Eisenmaschen im Licht überall kleine, blanke Funken aufsprangen!

Der Dompropst lachte und hielt einen Augenblick an, als er im Vorbeireiten seinen neugeworbenen jungen Kuttenritter sah.

„Das sieht ja fast hoffärtig aus, Bruder! Aber sei ruhig, der

Herr Christus ist auch geritten, wenn es auch bloß auf einem Esel war! Potztausend, wo hast du denn den Sattelsitz gelernt?"

Burkards Gesicht war frisch und rot, als er sich umsah.

„Herr, eh ich ins Kloster kam, habe ich als Junge auf unserm Hof die Pferde in die Schwemme geritten, und die hatten keinen Sattel!"

Der Dompropst nickte ihm freundlich zu.

„Ist recht, das kannst du jetzt brauchen! Hauptmann, ich binde Euch diesen jungen Klerikus auf die Seele! Er weiß noch nichts von der Welt und könnte uns leicht abhanden kommen!"

Der Hauptmann der Stiftsknechte hieß Veit Flegelin und war ein kurzer, breiter Mann mit einem starken, fuchsroten Schnauzbart. Er hatte seinen Spaß an diesem jungen geistlichen Gesellen, der so frisch um sich sah und alles anstaunte und nichts kannte. Er ließ ihn auch einmal den Arm straffen, befühlte die Muskeln und schüttelte ärgerlich mitleidig den Kopf.

„Ein Jammer, daß ich Euch nicht zwischen meine Knechte stellen kann! Wer ein Krüppel oder sonst ungesund ist, der mag sich scheren lassen, aber einer wie Ihr – potz Hagel, fünf Schuh und drüber ist der Mensch lang!"

Es lief ein rascher Schatten über Burkards Gesicht, aber er verschwand gleich wieder. Es war ein neues, starkes Lebensgefühl über ihn gekommen, das ihn förmlich trug. Er war nicht mehr die armselige Kreatur von gestern, die dumpf hinlebte und nicht wußte, wozu sie da war. Die Heiligen hatten ein Wunder an ihm getan, durch den Mann, der da vorn ritt und selber ein Heiliger war!

Der Schaumburger hatte die rechte Herrenkunst, mit seinen Leuten umzugehen, die mit einem geboren wird und sich nicht lernen läßt. Sie duckten sich vor seinem Stirnrunzeln und gingen durchs Feuer für eins von den kurzen Scherzworten, die er wohl im Vorbeireiten ihnen hinwarf.

Unter den Stiftsknechten wurden auch manche Geschichten

von ihm erzählt und von der scharfen Art, wie er gleich nach der Einführung in allerlei Mißbräuche des Stifts hereingefahren war. Es hatte saure Gesichter im Domkapitel gegeben, potz Wetter, ja!

Ein ältlicher, knurriger Mann, der dem alten Regiment anhing, schüttelte den Kopf.

„Na, er wird auch schon noch lernen, fünf gerade sein lassen. Hat denn alles, was seit hundert Jahren so steht und liegt, bloß auf ihn gewartet? Es hätte ihm nichts geschadet, wenn er ein bißchen auf alte, verständige Köpfe gehört hätte. Aber so ein junger großer Herr denkt ja, er weiß alles am besten!"

„Schandmaul du!" Bruder Burkard war ungeistlich heftig herumgefahren. „Verlästerst du deinen Herrn? Als ob du mit deinem harten Schädel fassen könntest, was das für einer ist! Auf den Knien danken sollst du, daß du dem dienen darfst!"

Die Knechte lachten lärmend.

„Recht, Bruder, gebt es ihm! Nimm dich in acht, Goede, du kriegst Händel mit dem Geschorenen!"

Vor dem Dompropst selbst war Burkard stumm und schwerfällig von Worten. Eine heimliche Scheu und Scham zwang ihn, seine leidenschaftliche Verehrung zu verstecken wie etwas Schimpfliches. Aber die Maske war durchsichtig und der Propst ein Menschenkenner.

Er ließ den Mönch den Tag über mit dem Stiftshauptmann und den Knechten reiten. Etwas handfeste Weltkenntnis, wie er sie da fand, konnte ihm nichts schaden. Abends ließ er ihn für ein paar Stunden zu sich rufen. Es gab Briefe und allerhand Schreibereien für ihn zu tun, Abrechnungen über die Einkünfte des Domstifts, die der Propst streng überwachte. Meist ließ er sich dann noch eine Stunde vorlesen, und nicht aus Kirchenvätern; Virgil, Ovid, Cicero, die er in schönen Handschriften in seinem Reisegepäck mitführte. Es war gut, auch in weltlichen Sachen Bescheid zu wissen, sagte er, und die Weisheit der alten

Heiden war auch eine Gottesgabe, die es sündhaft wäre, zu verachten.

Burkard hatte grüblerisch die Brauen hochgezogen, als der Propst das sagte.

„Warum sagen die heiligen Väter, daß die Weisheit aller Welt Torheit ist vor Gott? Was ist da Wahrheit? Eins oder das andere?"

Der Propst lächelte fein.

„Beides, Burkard. Die Weisheit der Welt ist Torheit vor Gott, aber nicht vor der Welt. Und da wir mitten in der Welt stehen und uns mit ihr herumschlagen, so haben wir einstweilen ihre Weisheit noch nötig."

Das Lächeln blieb noch auf seinem Gesicht, wie er diesen eckigen Eins-oder-das-Andere-Menschen ansah. Ein weltkluger Prälat wurde nicht aus diesem Holz geschnitzt, das war gewiß. Aber vielleicht ein starkes, gerades, reines Werkzeug für den Dienst der heiligen Kirche. Es war an ihm selbst, dieses Werkzeug zu formen; jedes Wort, das er zu ihm sprach, war wie ein Hammerschlag daran. Es war ein Genuß, diesen eigenwilligen Geist zu führen, der ihm so warm und ehrlich entgegenkam.

Es war dem jungen Bruder, als ob er diese paar Stunden am Tag in die große unsichtbare Kirche eingelassen würde. Und am Hochaltar dieser Kirche stand einer, der das Allerheiligste hochhob und ihm zeigte, ein Mensch oder ein Heiliger, er wußte es nicht. Das war der Dompropst.

Tagüber blieb er bisweilen hinter dem Geschrei und Geschwätz der Stiftsknechte und dem eintönig lärmenden Gesang der Kreuzfahrer, die dem Trupp nachliefen, eine Strecke weit zurück und spann sich tiefer in diese Gedanken ein. Es war sein Glück, daß sein großer Brauner von selbst den rechten Weg hinter den andern hertrottete. Er selbst sah nicht rechts und nicht links, nur in sich herein. Er sah da heimliche Himmelsgesichte, wenn er so allein unter der Mittagssonne hinritt, vor denen er erschrak wie

vor etwas Fremdem. Es war ihm, als ob ein heißes, helles Feuer in ihm brannte, das nach dem dumpfen Druck und Zwang dieser verlorenen Jahre jetzt gewaltsam aufsprang.

Flüchtig ging wohl seine Mutter ihm inwendig vorbei und Engelkes rundes Kindergesicht. Er hob dann den Kopf und sah mit sonderbar strengem Lächeln geradeaus. Was ging ihn das alles an, was hinter ihm lag? Was ging ihn die Welt an? Er hatte mehr. Er war berufen, die große unsichtbare Kirche Gottes mit zu bauen, die ewig war!

„Adveniat regnum tuum – es komme dein Reich" – sagte er laut in das Hufklappen seines Braunen herein.

Er hatte Zeit zu solchen Grübeleien, es wurden nur kurze Tagereisen gemacht. Der Haufen, der zu Fuß im Staub hinter den berittenen Knechten herlief und sich die Kehlen heiser sang mit dem Kreuzlied, kam nur langsam vorwärts, und die vielen hungrigen Mäuler waren nicht leicht alle Tage zu füllen. In der Wesermarsch, von seinem festen Haus Hoya, war der Hoyaer Graf zu den Magdeburgern gestoßen, mit dem Bruchhauser und einem Dutzend adeliger Herren.

Das satte, lebendige Grün der jungen Wintersaat rechts und links am Wege hörte auf, das Land wurde mager und armselig, und platt wie ein Teller. Braunes Heideland, tote, schwarze Flächen, wo dünne, weiße Birken nackt im Winde standen und niedriges Ellerngestrüpp mit vorjährig gelben Blättern sich um die schwärzlich schillernden Wasserlachen duckte. Bisweilen zitterte der schwarze nasse Boden sonderbar hohl unter den Hufen und Füßen.

Ein scharfer brenzliger Qualm kam mit dem Wind, bisweilen so stark, daß die Sonne nur wie ein weißer unbestimmter Lichtfleck über den Köpfen stand.

Die Stiftsknechte sangen und lachten nicht mehr soviel, es war oft lange Strecken kein Laut als das Klirren und Knirschen von Eisen und vom Lederwerk der Sättel zu hören. Der lange

Henning Keynecke reckte sich in den Bügeln auf und schnüffelte mit der großen, roten Nase in den Wind.

„Hat denn dieses verwünschte Land noch nicht bald ein Ende? Hauptmann, ich glaube, wir kommen zu spät, sie brennen die Ketzer schon. Pfui Teufel, das stinkt!"

„Sie brennen das Moor für die Buchweizensaat. Ein Schweinefraß das."

Brand Hone, der Rotkopf, lachte.

„Gut genug für solche Schweine. Bricke Grotjan, dich haben sie ja schon in den Klauen gehabt, du mußt das wissen! Ist es wahr, daß sie den Satan leibhaftig anbeten?"

Bricke Grotjan hatte graue Bartstruppen und war einer, der alles selbst gesehen und erlebt hatte. Er blies sich wichtig auf und nickte.

„In der Kirche zu Borne sitzt er. Da laufen sie zusammen und haben Götzendienste und singen schandbare Lieder, daß ein Christenmensch taub wird vom bloßen Anhören."

„Aber du hast sie doch selber gehört, Bricke?" frug ein junger Kerl pfiffig dazwischen. Der Alte warf ihm einen bösen Blick zu.

„Jawohl habe ich das, Grasaff du. Die Heiligen haben mich bewahrt, weil sie wußten, daß ich nicht anders konnte als es hören. Die Luder, die Stedinger hatten mich ja aufgegriffen und in das Loch unter der Kirche gesetzt, wo man durch ein Gitter alles sieht. Gott soll mich bewahren! Um Mitternacht saß da ein schwarzer Kater, der hatte glühige Augen und war ihr Asmodi. Den haben sie vorn und hinten geküßt und sich verbeugt, und sich dann angefaßt, und um den Altar getanzt und geschrien. Und zuletzt haben sie sich auf die Erde geworfen, Mannsbilder und Weibervolk, und die Lichter ausgeblasen. Da habe ich nichts mehr vor Augen sehen können."

„Hm, schade!" sagte der Pfiffige. Der Graukopf sah ihn strenge an.

„Das sagst du, Bertold Honhorst. Du bist so einer. Ich habe meinen Schutzpatron gebeten, er sollte meine Seele bewahren."

„War auch groß nötig! Hast nicht mehr viel daran zu verlieren, Bricke!"

„Hat dich der Gottseibeiuns denn nicht auch zum Küssen eingeladen? Hast ja sonst immer auf gutem Fuß mit ihm gestanden!"

„Halt's Maul, sonst hat er dich gleich am Kragen", schrie der Alte seinen Nebenmann an, „ist ein großmächtiger Herr, der Leibhaftige! Mit dem soll man nicht spaßen!"

„Bist wohl selber ein Ketzer, Bricke, he? Die sagen auch, der Leibhaftige hat just soviel zu sagen wie der Herrgott selbst!"

Hauptmann Flegelin lachte.

„Wer euch Kerle totschlägt, muß euch das Maul noch hinterher besonders totschlagen! Ist das ein Gerede für eine Kreuzfahrt? Hab ich recht, Bruder Burkard? Ihr macht auch kein Gesicht zum Lachen!"

Der kurze Mann hob sich etwas im Sattel und sah sich um.

„Jungen, laßt den Lärm und singt eins, aber was Christliches! Seht ihr das da vorne?"

Er zeigte geradeaus, in den Westhimmel hinein. Zwischen plumpen, violettgrauen Wolken taten sich da Risse und Spalten von flüssigem, feuergelbem Licht auf; und gerade in diese Lichtspalten herein zackten sich zwei schwarze Türme vom Horizont herauf. Das war Sankt Peter zu Bremen. –

An diesem Abend, dem ersten in der bremischen Herberge, fragte Burkard den Dompropst, ob es wahr wäre, was über die Stedinger geredet würde, daß sie den Satan leibhaftig anbeten. Und er erschrak über die furchtbare Strenge im Gesicht und in der Stimme des Schaumburgers.

„Wer der heiligen Kirche Zins und Gehorsam verweigert, der betet den Satan an und ist verflucht."

„Also haben sie ihn nicht leibhaftig in der Kirche zu Borne?"

Der Propst sah ihm einen Augenblick in das ehrlich fragende Gesicht und zuckte die Schultern.

„Der gemeine Mann will erst den Leibhaftigen vor Augen haben, ehe er dreinschlägt. Fasse es jeder, wie er kann."

Burkard fragte nicht weiter, aber der Propst fuhr ihm halblächelnd mit der Hand über die Augen hin.

„Nicht so viel grübeln, Burkard. Mach die Augen auf und sieh um dich! Und jetzt geh und schlafe!" –

Es lohnte sich, die Augen aufzutun in diesem Bremen, in das von allen Seiten wie Gewitterwolken die dunklen Schwärme der Kreuzfahrer hereintrieben. Die Weser herauf kam ein langsamer Zug großer Segel, die drohend rotbraun aus dem hellen Westhimmel heraufwuchsen. Als die plumpen schwarzen Schiffe anlegten, war es der Herzog von Brabant, der auch das Kreuz gegen die Ketzer genommen hatte. Der Graf von Holland ritt ein mit einem Haufen großer Herren und ein paar hundert Reitern, die schwer und schwarz von Eisen auf großen flämischen Gäulen saßen.

Klöster und Bürgerhäuser waren voll fremder Gäste bis in jeden Dachwinkel, es wurde deutsch und flämisch geflucht in allen Schenken und sogar normannisch, denn in der Herberge zur Rose lag der Vogt von Bethune mit seinen braunen, großmäuligen Burschen, vor denen die Krämer ihre Weiber und Töchter versteckten. Das dunkle bremische Bier floß wie Wasser. Die Kreuzfahrt brachte ja soviel Ablaß, daß das bißchen lustige Leben gar nicht der Rede wert war. Und was gab es denn auch Besseres zu tun, wenn man doch nur faul die Tage mit Warten verlag und nicht dreinschlug? Das Beten mochten die Pfaffen tun, es waren ja genug da, von den feinen Kaplänen des Erzbischofs an, die weiße Hände hatten und auf zehn Schritt nach Salben rochen, bis zu den Minderbrüdern, die mit ihren Bettelsäcken barfuß und schmutzig durch allen Gassenstaub trotteten, aber nicht nach Salben rochen.

Und die Pfaffen beteten auch. An ihnen sollte es nicht liegen, wenn die Kreuzfahrt keinen guten Ablauf nahm. Messen über Messen, und Glockengedröhn und Gebimmel von Sankt Peter und den anderen Kirchen bis zu der kleinsten Kapelle, die sich zwischen die braunen hölzernen Krämerhäuser drückte.

Unter diesem ewigen Glockengeläut und zwischen diesen schmalen, hölzernen Häusern, die sich niedrig und dunkel um die große, rote Backsteinmasse von Sankt Peter duckten, ging der junge Benediktinerbruder in Lärm und Laufen und Gewimmel und tat die Augen auf; Augen, die tief unter den kantig vorspringenden Brauen saßen und etwas gerade Durchdringendes hatten und unbequem waren. Es gab Kutten genug in den Gassen, aber mancher drehte sich doch nach diesem langen, knochigen Menschen mit dem Asketengesicht um.

Der Magdeburger Dompropst war Gast im Hause des Bremer Domkapitels. Es ging ein und aus bei ihm wie in einem Taubenschlag, seit es bekannt geworden, daß er da war. Nicht nur geistliche Herren kamen. Wenn des Erzbischofs Gnaden selbst den halben Morgen bei ihm versessen hatten, fielen ihm die großen Grafen zu einer Kanne Bier ins Haus, der Holländer oder die von Cleve und Jülich. Und die Holsteiner Herren, die bei der Kreuzfahrt waren, sahen ihn als Schaumburger und Bruder ihres angestammten Grafen so an, als ob er von Rechts wegen ihnen gehörte.

Dem Propst hing in diesen Tagen seine breite, goldene Kette mit dem Kreuz über einen langen Rock von rosinroter Seide, wie ihn weltliche Herren trugen. Er redete mit dem einen und lachte und trank mit dem andern, unbeschadet seiner Würde.

Auf den Schreiber und Vorleser des Propstes, diesen langen, ungeschickten jungen Benediktiner, achtete keiner groß. Burkard hatte nichts zu tun tagüber, er aß gut am Tisch der Domherren und konnte kommen und gehen, wie er wollte. Aber eine dunkle Unruhe fing an, in ihm zu wachsen in diesen Tagen und Wochen.

Was sollte dieses lustige Leben? War das eine Kreuzfahrt? Eine große heilige Tat für die Kirche Gottes? Wußten diese Menschen überhaupt noch, wozu sie hier waren?

Was der Dompropst tat, war recht. Der blieb immer, was er war, ein großer, heiliger Mann. Es machte Burkard stolz, daß sie dem alle die Ehre gaben. Das kam ihm zu.

Aber es war vieles um ihn herum, das nicht war, wie es sein sollte. Diese Stadt unter dem Kreuz sollte voll Beten sein, und war voll Saufen und Raufen. Es widerte ihn an, bei diesen Schenken vorbeizugehen, wo sie am hellen Mittag schrien und lärmten wie auf einer Kirmes. Er schloß sich stundenlang in die kleine, kahle Zelle ein, die sie ihm im Kapitelhaus gegeben hatten.

Der Propst schüttelte den Kopf über ihn.

„Wir vom geistlichen Leben sollen Kloster und Klausur inwendig in uns haben. Geh du aus und sieh um dich und lerne."

An jedem Abend, wenn die Sonne untergehen wollte, machte Burkard einen Weg, immer denselben. Draußen, wo die großen Krämerhäuser aufhörten und windschiefe verwitterte Fischerhäuschen sich zwischen hohen Höfen und Warenschuppen zusammendrückten, mußte er erst vorüber.

Es roch nach Tang und Tran da, und die großen, dickbauchigen Schiffe lagen mit schlappen, braunen Segeln am Ufer angetaut. Ein Stück weiter weserab standen auf hohen, grünen Wurten drei Windmühlen, die ihre plumpen, schwarzen Flügel fortwährend mit starkem Sausen und Knirschen drehten.

Auf eine dieser Wurten stieg Burkard hinauf und sah über das breite, gelbgraue Wasser hin. Jenseits war auch ein niedriges, sandiges Ufer, eine endlose, grüne Fläche dehnte sich von da aus, so weit er sehen konnte. Hier und da in der Ferne etwas Dunkles wie Bäume oder wie ein Dach; aber deutlich war es nicht zu erkennen, und etwas Lebendiges sah er nie.

Was da jenseits lag, war das verfluchte Land. Das Land

ohne Glocken und ohne Gott. Das Land, wo Satan, das Böse von Anfang, Gott und König war. Das Land, das unter dem Kreuz für die irdische – für die große unsichtbare Kirche erobert werden mußte!

Er stand und starrte durch den dünnen, weißlichen Stromnebel, der alles schon undeutlich und dämmerig verschwommen machte.

Daß der Boden da jenseits noch grün war und lebendiges Kraut und Gras trug, wenn die Füße dieser Ketzer und Teufelsanbeter, dieser Feinde Gottes, darauf standen! Verrucht und verflucht jeder Fußbreit Erde, jedes Samenkorn, das darauf fällt, jeder Halm, der aufwächst! Herrgott, Feuer und Schwefel über die Häuser dieser Verdammten, wie über Sodom und Gomorrha!

O dieses Zögern und Zaudern, dieses Fasten und Feiern in der Krämerstadt dahinten! Gott, warum wartest du auf diese trägen Menschen, daß sie kommen und für dich aufstehen sollen? Warum bläst du deine Feinde nicht an mit dem Atem deines Zornes, daß sie hinfallen und sind vernichtet? Warum streckst du nicht deinen Arm aus wider deinen Feind von Anfang und stürzest ihn in Abgrund und Finsternis, daher er gekommen ist? Warum leidest du, daß er sich erhebe wider dich, Herr, der du allmächtig bist –?

Er stand noch immer, die Arme gekreuzt, und starrte mit unruhig bohrenden Augen in diesen Stromnebel, der jetzt flockig und dicht im Halbdunkel über den Ufern lag.

Warum, Herr – warum schufest du, was sich wider dich erheben kann? Oder – schufest du es nicht? Woher kam es dann und wer schuf es, daß es sich rühmen kann wieder dich? Herr, der du allmächtig bist –?

In plötzlichem Erschrecken fuhr er auf. Vermessenheit! Was war das? Woher kam ihm das? Wehte der Wind das von dem verfluchten Land herüber? Kam es aus einer vergessenen Tiefe in ihm herauf?

Er schlug ein Kreuz und kehrte sich rasch um.

„Apage, Satanas! Gott erbarme dich!" sagte er laut in die graue Dunkelheit hinein.

An einem Abend, als er schon fast an den Windmühlen war, stehenblieb und übers Wasser sah, weiterging und wieder stille stand, hörte er hinter sich gehen. Schwere breite Bauernschritte, langsam und gleichmäßig.

„So spät noch unterwegs, Bruder? Was habt Ihr da jenseits zu sehen?"

Burkard sah sich um. Der da kam, war ein großer, breiter Mensch, ein Bauer. Ein tüchtiges, festes Gesicht, so viel er in dem Halblicht erkennen konnte.

„Was ich da sehe? Nichts Gutes. Ich schicke Gottes Fluch da hinüber!"

„Gottes Fluch. Hm!" Es kam Burkard fast vor, als ob der Mann lachte, aber er sah es nicht recht. „Was haben Euch denn die jenseits getan?" fragte der Bauer. Er sprach breit und gezogen, wie alle Leute hier.

Burkard starrte ihn an.

„Mir? Getan? Nichts! Mann, wißt Ihr denn nichts von der Kreuzfahrt? Wißt Ihr denn nicht, daß da die Stedinger sitzen, die verfluchten Ketzer?"

Der Mann zuckte die Schultern.

„Ich kümmere mich nicht groß um solche Händel. Gott soll sie verdammen, wenn sie Ketzer sind. Was haben sie denn verschuldet?"

„Was sie verschuldet haben? Gott und die Heiligen verachtet und die heilige Kirche! Und die hochwürdigsten Sakramente verschimpft und verschändet!"

„Hm. Gott und den Heiligen haben die da jenseits immer ihr Recht gegeben – Gott und den Heiligen" – sagte der Bauer nachdrücklich. „Und die Sakramente beschimpft? Ich will Euch was erzählen, Bruder. Es war da ein Weib, die wollte zur

Beichte und zum heiligen Sakrament. Und weil dem Pfaffen der Beichtgroschen zu schlecht und gering war, stopft er ihr den ins Maul statt der Hostie. Das Weib meint, sie kann die heilige Hostie nicht essen wegen ihrer Sündhaftigkeit, läuft nach Haus, speit die Pfaffenhostie auf ein rein weiß Tuch und zeigt sie ihrem Mann. Der – der geht hin und haut den Pfaffen vor den Kopf, daß er nicht wieder aufsteht!"

Seine Stimme war heiser geworden, er sprach sonderbar ruckweise.

„Wer hat da das heilige Sakrament verschimpft, Bruder? Wer?"

Burkard schoß das Blut in die Stirn.

„Das ist nicht wahr, Mensch!"

Der Bauer lachte.

„Wahr, so gewiß, wie Gott lebt. Sie erzählen es aber nicht gern in Bremen."

Es war einen Augenblick still zwischen ihnen.

„Wenn der Priester gesündigt hat, wird Gott ihn richten", sagte Burkard dann heftig, „aber die Stedinger sind verfluchte Ketzer und beten den Satan an!"

„Wenn man sieht, wie es heutzutage in der Christenheit hergeht, so sollte man auch glauben, daß der Satan ein größerer Herr wäre als Der da oben! Bruder, es läuft mancher bei Euch herum, der laut zu Gott und allen Heiligen betet, und heimlich zum Satan, sage ich Euch!"

„Und sie haben die heilige Kirche verspottet und zum Spott und Schimpf sich selbst Bischöfe und Priester gesetzt und das Amt verlästert!"

Der Bauer, der neben Burkard weitergegangen war, blieb plötzlich stehen.

„Bruder", sagte er mit starker Stimme, „die Pfaffen sind ihnen aus dem Land gelaufen. Wer sein Kind hat taufen oder sein Weib hat begraben wollen, der hat selbst müssen den Pfaf-

fen machen. Latein haben sie nicht gekonnt, aber den Beichtgroschen haben sie doch keinem zu fressen gegeben!"

Er stieg mit ein paar langen Schritten die sandige Böschung herunter und schlug mit dem Fuß an einen plumpen Kahn, der da lag.

„Ich muß noch ein Stück fahren, und Ihr müßt nach Bremen herein, es wird dunkel."

Er bückte sich, hob das Ruder auf und stieß damit den Kahn vom Ufer weg. Dann wandte er sich noch einmal um.

„Auf den Tag nach Sankt Urban, Pfaff! Du kannst deinem Erzbischof einen Gruß ausrichten von Boleke von Bardenfleth. Er weiß, wer das ist!"

Seine Stimme ging sonderbar hallend über das stummschwarze Wasser. Burkard tat einen kurzen, rauhen Schrei und sprang vorwärts! Der Ketzer! Der Steding! Halt! Halt!

Er griff in die leere Luft. Er hörte nur das Ruder klatschen im Wasser und sah den Mann noch einen Augenblick groß wie einen Riesen durch den Nebel, ehe er in die Dunkelheit eintauchte.

Er schrie keinen Fluch hinterher. Er ging ganz langsam den stillen, menschenleeren Weg am Wasser zurück, mit gebeugtem Kopf.

Es war dunkel, als er die steinernen Stufen zum Kapitelhaus heraufstieg. Der Propst saß noch im Refektorium mit den Domherren bei einer Kanne Würzbier und winkte ihm mit den Augen, sich unten an den Tisch zu setzen.

Da unten saß einer von den feinen Kaplänen des Erzbischofs, die nach Salben rochen, mit ein paar jungen Klerikern zusammen, vornehmen Herren, denen die gute Pfründe schon in das Wiegenkissen eingebunden war. Sie taten aber gar nicht wie die zukünftigen Bischöfe, hatten rote Köpfe und erzählten sich über ihrem scharf gewürzten Bier scharf gewürzte Geschichten.

Der junge Bruder setzte sich auf den leeren Platz daneben und starrte vor sich hin.

Er sah das alles noch deutlich: das dunkle Wasser und den Weg im Ufersand. Den schwarzen Kahn und den Mann darin, der im Nebel und Halbdunkel riesig wuchs und sonderbar zerfloß. War das wirklich nur ein Mensch gewesen? Oder vielleicht ein Bote aus dem verfluchten Land da jenseits? Ein Bote von dem, der da König war, und den ein Christenmensch nicht gern nannte?

Wie ein böser, dunkel verworrener Traum war es in seinem Kopf. Und bisweilen schlug in diesen Traum ein lautes Wort oder ein scharfes Auflachen herein, das ihn störte.

Nach und nach horchte er darauf. Eine starre Falte kam dabei auf seine Stirn, steil über der Nasenwurzel, und machte sein Gesicht hart und abschreckend.

Heiliger Zorn Gottes! Rechts und links nichts als ungewaschene Mäuler! Geschwätz für Krämer und Fahrende in der Schenke! Das wollten Kleriker sein! Diener der heiligen Kirche? Diese weltlüsternen, hoffärtigen, geilen Gesellen?

Was ihm der Bauer, der Ketzer, erzählt hatte, das mit dem Beichtgroschen, das stach ihn noch. Es war wie etwas Schmutziges, das er angefaßt hatte, und das noch an ihm klebte. Und jetzt quoll auf einmal eine bittere, brennende Scham und ein Zorn in ihm auf, daß es ihm in den Fäusten zuckte zum Dreinfahren.

Es sah ihn aber keiner. Und einer von den Herrenpfaffen klatschte sich mit der flachen Hand aufs Bein und warf sich lachend hintenüber:

„Bei Sankt Ursel und den elftausend Jungfern, die Geschichte ist gut, Kaplan! So ein frommes Kind im Beichtstuhl haben – hahaha –"

„Schandmaul, das die Beichte verlästert!"

„He – holla?"

Nun drehten sich doch alle nach dem um, der da hinter ihnen aufgefahren war und nun braunrot vor zitterndem Zorn vor

ihnen stand. Der Kaplan lehnte sich über den Tisch und zog die Brauen hoch.

„Wer ist denn dieser junge Prediger in der Wüste? Ißt er auch Heuschrecken? Er sieht fast so aus!"

„Laßt ihn! Er ist ein Bauer!"

„Was geht es Euch an, wer ich bin? Ich danke Gott, daß ich nicht Euresgleichen bin, Ihr – Ihr" –

„Was ist denn das?"

Der Dompropst stand auf einmal zwischen den bösen Gesichtern, die jungen Kleriker fuhren von der Bank auf. Ehe einer erklären konnte, wehte der Propst schon abwehrend mit der Hand durch die Luft und lächelte sein kluges, ruhiges Lächeln.

„Verzeiht, ihr Herren, laßt mich aus eurem Streit heraus. Dieser junge Bruder Heißsporn weiß noch nicht viel von der Welt. Und für ihn und für mich ist es jetzt Zeit zur Arbeit, so gut euer bremisches Bier auch noch ist!" –

Da, in seiner Gaststube, wo sie allein zusammen waren, sah der Propst den Bruder strenge an.

„Was soll das heißen, Burkard? Ich muß mich schämen, daß ich solch einen ungebärdigen Wildling bei mir habe. Du bist Gast hier und nicht Richter."

Burkard hob heftig den Kopf.

„Ich konnte nicht anders, Herr! Es war eine Schande, wie sie redeten! Eine Schmach für die heilige Kirche!"

„Die heilige Kirche trifft das nicht. Hast du vergessen, was ich dir davon gesagt habe? Der Leib irdisch, aber der unsichtbare Geist göttlich und heilig!"

„Irdisch und schwach, ja, aber nicht verlottert! Ich bin auch Seele und Leib, Herr. Aber kann meine Seele Gottes sein, wenn mein Leib dem Satan dient? Ich weiß, daß Ihr nein sagt! Ich weiß, daß Ihr anders seid als die, Ihr!"

Der Dompropst sah scharf in das leidenschaftliche Gesicht des jungen Mannes.

„Und wenn ich so wäre wie die –?" sagte er langsam.

Dem andern sprang eine Flamme unter den starken Brauen heraus.

„So wäret Ihr nicht Ihr selbst, Herr! Ihr seid ein Heiliger!"

Es war eine kurze Stille.

„Richte du keinen als dich selbst, wenn du der Kirche dienen willst", sagte der Propst dann, „und nun geh. Ich brauche dich heute nicht."

Der Mönch ging mit gebeugtem Kopf. Als er an der Tür war, rief der Propst ihn noch einmal an, und seine Stimme war milder.

„Morgen, am Urbanstag, ist Messe in allen Kirchen für eine glückliche Kreuzfahrt. Und den Tag hernach reiten wir."

Es zuckte Burkard durch die Glieder wie ein Schlag.

Endlich! Gott sei Dank und allen Heiligen! Am Tag nach Sankt Urban!

Der Mann am Wasser, der Ketzer, fiel ihm plötzlich ein. ‚Auf den Tag nach Sankt Urban' hatte der ihm ja auch nachgerufen.

Burkard zögerte einen Augenblick, aber dann ging er doch aus der Tür, ohne ein Wort davon zu sagen, er wußte selbst nicht, warum. – – –

An diesem Tag nach Sankt Urban, als es noch kaum hell war, läutete die Stadt Bremen mit allen Glocken, die sie hatte. Sankt Peter tief und langsam, die andern Kirchen heller und höher, und die kleine Vituskapelle am Landungsplatz bimmelte schrill und atemlos eilig, als ob sie irgend etwas nicht abwarten könnte.

Es ging aber an diesem Tag nach Sankt Urban, wo alle Glocken läuteten, kein Mensch in die Kirchen. Die standen leer und vergessen, und die Altäre sahen wunderlich nackt und ohne Glanz aus.

Alles, was Beine hatte in Bremen, war in den frostigen Frühnebel mit hinausgelaufen, den Kreuzfahrern nach. Die

zogen in großen, schwarzen, langsamen Haufen, und Luft und Land zitterten von den Tausenden von Hufen und schwergestiefelten Füßen und von den vielen Stimmen, die sangen. Sie sangen alle denselben Leis, aber die Vordersten waren mit ihrem Vers zu Ende, wenn die Letzten anfingen, und so wurde es kein deutlicher Gesang, sondern nur ein unbestimmtes dunkles, tiefes Stimmenbrausen, das drohend und schrecklich klang. Die Sonne war noch nicht heraus. Darum sah das viele Eisen, in dem die holländischen Reiter und die großen Herren von Kopf bis zu Fuß steckten, noch nicht blank aus, sondern nur schwarz mit düstergrauen Lichtscheinen darüber. Es war ganz fein beperlt mit zahllosen, winzigen Nebeltröpfchen, und die hingen auch an dem rauhen Fell der flämischen Gäule und an den starren Schnauzbärten und Brauen der Reiter, die noch ohne Visier ritten.

Rechts neben dem Weg, auf dem die Haufen langsam sich vorwärtsschoben, lag breit und gelbgrau und von dünnem Nebel überflockt die Wasserfläche der Weser. Und auf der zogen sonderbar lautlos neben all dem Lärm dunkle plumpe Schiffe stromab, mit braunroten Segeln, die sie wie große Fledermausflügel in die nebelige Luft spannten. Das waren die Bremer Schiffe und die der flämischen Herren.

Es waren aber nicht Menschen allein, die heute gegen das verfluchte Land und die Ketzer ausrückten. Alle Heiligen von Bremen und weiter herum und der gekreuzigte Herrgott selbst waren mit der gesamten Klerisei unterwegs.

Der Erzbischof selber war der erste gewesen, der aus Bremen ausritt. In seinem goldgestickten Ornat, das prächtig weinrot war mit tiefen schwarzen Schatten in den samtenen Falten, saß er hager und vorgebückt auf einem großen Schimmel und starrte mit schmal zusammengekniffenen Augen fortwährend geradeaus, nicht rechts und nicht links. Gleich hinter ihm kam unter seinem plumpen Baldachin der große silberne Sankt Pe-

trus, dem sie einen blauen Brokatmantel umgehängt hatten. Die kleine, bunte Madonna der Schwestern von Sankt Marien war schwärzlich von Weihrauch und hatte nur einen hellen Fuß, von dem Rauch und Farbe weggeküßt waren. Zwischen ein paar kleinen, vergoldeten Heiligen ging leise schwankend das große, schwere Kruzifix aus dem Dom, das über alle Köpfe wegsah. Und dahinter ein Wald von starrseidenen Kirchenfahnen, die sich knisternd an den Schäften rieben und drehten, von steifen hölzernen Gesichtern und Kreuzen.

Der Magdeburger Propst wollte später seine Stiftsknechte selbst führen, aber jetzt ritt er noch dicht hinter dem Erzbischof, und Burkard neben ihm. Der hatte das Magdeburger Kreuz zu tragen, das von schwarzem Holz war mit einem weißen beinernen Christus daran.

Als der Propst sich in der ersten Dämmerung den Kettenpanzer festschnallte, hatte er Burkard auch ein Schwert gegeben, ein langes, schweres Ding an breitem Riemen, wie es die Stiftsknechte trugen.

„Es ist ja sonst nicht Regel, aber heute läßt Sankt Benedikt es schon hingehen. Ecclesia militans!"

Burkard fühlte jetzt gar nicht, daß ihm das ungewohnte Eisen bei jedem Huftritt seines Pferdes klappernd und kalt an den nackten Fußknöchel schlug und das große Kruzifix ihm mit seinen scharfen Kanten in die Hand schnitt. Es war eine dumpfbrausende Aufregung in ihm, daß er vor Trockenheit des Gaumens das Kreuzlied nicht mitsingen konnte, das um ihn her wie ein großer Strom von hunderten tiefer Männerstimmen langsam hinrollte. Er sah fortwährend mit unruhig suchenden Augen über die Köpfe weg in die Ferne, ohne doch etwas Lebendiges zu sehen; aber es kam ihm doch vor, als ob jeder Schritt vorwärts schon eine Eroberung wäre, denn sie ritten jetzt schon auf dem Boden des verfluchten Landes.

Wo der Heerweg der Ochte nahe kam, wurde er sumpfig und

tauchte plötzlich unter Wasser, das in diesem nassen Frühjahr einen Fuß hoch über dem grünen Grasland stand.

Alle Augen sahen in heimlich gespannter Erwartung über den Fluß weg; aber nur ein paar kleine Tauchenten wippten auf der großen, grauen Fläche, sonst lag sie weit und breit wie tot.

Sie machten hier Halt und drängten und schoben sich zugleich seitwärts zurück auf die sumpfigen Wiesen, um die Haufen durchzulassen, die langsam hinter ihnen aufrückten. Denn jetzt, wo es ernst wurde, sollten die in Eisen voran, und die Pfaffheit sollte nur ihnen im Rücken die Arme aufheben, wie Moses gegen Amalek.

Burkard hob sich ungeduldig im Sattel. Was sollte das Warten? Vorwärts, vorwärts! Wo war die Furt, die Brücke?

Er sah plötzlich, wie das vorderste der großen flämischen Schiffe mit seinen braunen Segeln wendete und aus der breiten Stromfläche in das seichtere Wasser einbog. Das nächste hinterher, zwei, fünf, der ganze Zug. Langsam, immer näher heran, jetzt drehte es bei, die Segel wurden gerefft, man hörte die langgezogenen Zurufe. Dann das zweite, dritte. Sie legten sich mit ihren plumpen Bäuchen nah aneinander, Planken wurden dröhnend von Bord zu Bord geworfen. Die rotbraunen Fledermausflügel falteten sich ein. Wie der letzte Kahn sich jenseits anlegte, spritzte und platschte das gelbe Wasser diesseits auch unter den ungeduldigen Füßen der ersten Bremischen, die nicht mehr warten mochten mit dem Übergang.

„Herr, reiten wir denn nicht?"

Burkard drängte seinen Braunen dicht an des Propstes Pferd. Aber der Schaumburger antwortete nicht, er hatte ihn gar nicht gehört und sah geradeaus auf die Haufen oldenburgischer Mannschaften, die vorbeirückten.

Es gab Lärm und Aufenthalt vor dem ersten Schiff. Die Pferde, bis an die Knie im Wasser, schnauften und sträubten sich aufgeregt, die Hufe auf diese zitternde, schwankende Brücke

zu setzen. Der Oldenburger Graf, ein kurzer Herr mit dickem Nacken und rotem Gesicht, wurde hitzig, fuhr selbst im Gedränge herum und haute mit flacher Klinge auf die Gäule ein, daß sie auskeilten und stiegen.

Endlich, endlich!

Die Planken und Verdecke schütterten in einem hohl rollenden Donner unter dem Getrampel der Hufe und Menschenfüße. Es war jetzt ein sonderbar gelblich kaltes Licht über dem Wasser, ein frostiger Wind, der kleine krause Wellen auftrieb.

Burkard hielt regungslos neben dem Propst und sah alles dicht vorbeiziehen.

Nun die flandrischen Eisernen, die langsam ritten unter den schweren Panzern, voran ihr Herzog selbst und der Holländer Graf, der Florens. Der sollte heute den Angriff führen. Der Brabanter war noch jung, weiß und rot wie ein Mädchen. Aber der Holländer hatte sein Visier schon geschlossen und trug einen Helm, hoch und schwarz und eckig wie ein eiserner Turm, mit einem Busch roter Federn darauf.

Die gelben dreisten Kerle, die der Vogt von Bethune führte, hatten sich wunderlich bunt mit Federn und Bändern herausgeputzt und schwatzten und lachten wie immer, während sonst auf allen Gesichtern ein schwerer, gehaltener Ernst lag. Die Leute wußten, daß sie es heute nicht nur mit Menschen zu tun hatten.

Weiter, weiter und kein Ende.

Gesichter von großen Herren, die Burkard von Ansehen kannte, weil sie bei dem Dompropst aus und ein gingen. Die von Geldern, Berg, Jülich, der fromme Ravensberger, der lange hagere Klevische, der gebückt auf einem hochbeinigen Fuchs saß und mit seiner großen Nase in der Luft zu schnüffeln schien. Viele andere noch, die er nicht kannte. Das bremische Stiftsaufgebot, Bauern und Bürger mit Armbrüsten und starken, stacheligen Morgensternen.

Da wieder bekannte Gesichter! Der Hauptmann Veit Flegelin mit den Magdeburger Knechten!

Der Dompropst wendete unmerklich den Kopf nach dem Mönch, der das Kreuz trug, und drängte sein Pferd aus dem Gewühl heraus, in den ziehenden Menschenstrom.

„Vorwärts!"

Die Magdeburger waren fast die letzten. Gleich nach ihnen kamen die Heiligen.

Als der silberne Petrus über das erste Schiff ging, kam gerade die Sonne herauf, eine gelbe Scheibe, scharfumgrenzt in dem weißen Dunst. Lichtblitze sprangen in dem Augenblick an der silbernen Mitra des Heiligen und in den Steinen an der Borte seines Brokatmantels auf, daß er wie in einer Glorie stand. Die schon jenseits am Ufer warteten, sahen das und schwenkten schreiend die Schilde.

Als die Gäule wieder festes Land unter den Füßen hatten, hob Burkard sich plötzlich in den Bügeln. Was war das da drüben, da in der Ferne?

Der neblige Dunst hatte sich vor dieser gelben Sonne zurückgeschoben, wie ein weißes Tuch, das aufgerollt wird. Und jetzt hob sich daraus, eben erkennbar, etwas Dunkles, formte sich und bekam Umrisse, wurde ein Dorf mit Dächern und runden Baumkronen. Und davor bewegte sich eine schwarze Masse, drängte sich vor, trennte sich, floß wieder zusammen, löste ein paar schwarze Punkte ab und schob sich näher heran.

Die Ketzer! Die Stedinger!

Ein Aufbrüllen und Schildeklappen durch alle Rotten, langgezogen und betäubend.

„Gott und Unsere Frau!"

Von jenseits eine Antwort wie ein Echo, Johlen und ein paar kurze, stoßende Hornschreie, die wild und böse klangen.

Burkard hatte sich vornüber auf den Hals des Braunen gelegt und starrte mit bohrendem Blick hinüber. In den Schläfen

und durch den ganzen Leib fühlte er das gewaltsame Klopfen des Blutes, als ob ihm die Adern zerspringen sollten. Vorwärts, vorwärts!

Aber er mußte noch warten. Es ging auf Mittag, als die Rotten standen, breit wie eine schwarze Mauer quer über die schattenlose Fläche, und der Bremer Erzbischof vor die Reihen ritt. Er ritt langsam, und neben ihm trug einer das große Kruzifix. Das stand scharf und schwarz mit seinen plumpen Kreuzarmen in der Luft über allen Köpfen. Sie sahen alle, die tausend und tausend Gesichter, auf den geschnitzten Christus, dessen fahler Kopf und Leib mit den gemalten roten Blutstreifen grell von der Sonne beschienen war.

Die drüben hatten sich auch vorwärts geschoben, langsam und schwerfällig. Ein paar tausend Schritt nur waren sie jetzt noch entfernt, daß man die einzelnen schon unterscheiden konnte.

„Bauernpack!" sagte halblaut und verächtlich einer von den Stiftsknechten hinter Burkard, „he, Bricke, siehst du? Die paar Schindmähren, die sie dabei haben! Sonst alle zu Fuß. Lumperei!"

Bricke Grotjan gähnte, daß ihm die Sonne in den Mund schien.

„Wozu bloß das Hopphe? Mit dem Gesindel wäre eine Handvoll tüchtiger Kerle auch fertig geworden. Das ist leichte Arbeit!"

„Halt's Maul, Mensch! Der Erzbischof!"

Geert von Bremen sprach nur ein kurzes Gebet mit gehobenen Händen. Der leichte Wind, der wehte, riß ihm die Worte vom Munde weg, daß sie abgehackt und undeutlich klangen. Aber sie sahen doch alle, wie er beim Amen das Kreuz machte.

Als er langsam zurückritt, kam eine sonderbare, vorwärtsdrängende Unruhe in die Rotten, ein paar einzelne Reiter lösten sich heraus, trabten vor, standen wieder. Der eine eisenschwarz von oben bis unten, mit einem Busch auf dem eckigen Helm.

Das waren Florens' von Holland rote Federn. Der hob den Arm.

Burkard zuckte auf. Mit einem Schlage schrien, brüllten, gellten an allen Ecken Hörner auf, über ein furchtbares Stimmengetöse weg. Ein plötzlicher unaufhaltsamer Vorwärtssturm fuhr in diese dunklen Menschenmassen hüben und drüben, riß sie gegeneinander, schlug sie in einem prasselnden Wirbel zusammen, in dem alles einzelne unterging.

Burkard sah und hörte nicht, ein wirres, wüstes Brausen war ihm in den Ohren. Vorwärts; drauf, mitten hinein! Kyrie, Kyrie eleison!

Das erste, was er mit Sinnen und Augen faßt, ist dicht vor ihm ein Knäuel Menschen, wütend ineinander verbissen wie tolle Hunde. Einer dazwischen, ein großer starker Kerl, der rasend um sich sticht mit kurzem, breitem Messer, dazu aus aufgerissenem Mund heiser brüllt wie ein Stier.

Da ist Veit Flegelin, der Hauptmann. Der schreit auch laut, irgend etwas schießt grell blinkend durch die Luft, der große Kerl verzieht plötzlich scheußlich das Gesicht zu einer Fratze und schlägt rücklings über.

Ein paar Stiftsknechte sind dem Hauptmann nach, über die andern her, die sich noch wehren. Veit Flegelins Gaul knickt plötzlich in die Knie, einer von den verfluchten Ketzern hat ihm das Messer in den Bauch gerannt. Der dicke Hauptmann rollt seitwärts, zwei, drei werfen sich auf ihn, es ist ein Balgen mit Messern, Fäusten und Zähnen, heisere Schreie dazwischen.

Der Mönch Burkard zwingt mit Fußstößen seine große Stute vorwärts, die scheut und störrig ist. Eine plötzliche tolle Gier fährt ihm siedeheiß in alle Glieder, sich mitten in diesen lebendigen, wütenden Knäuel zu werfen, zuzuschlagen, rechts und links.

Einen Augenblick reißt er sich noch zurück, sieht sich um mit wirren, wilden Augen: wo ist der Propst, der Schaumburger?

Vorwärts, rückwärts, überall nichts als rasende Menschen, blinde, rote Wut. Was ist das da drüben hinter den stiftischen Feldzeichen?

Die Flandrischen, die Eisernen! Die haben sich gegen die Ketzer geworfen, die Gäule Flanke an Flanke wie eine Mauer. Gottverdammt! Leichte Arbeit mit dem Gesindel hat Bricke Grotjan gesagt? Das schlägt und schnappt um sich wie die tollen Wölfe!

Herrgott im hohen Himmel, wo ist der Propst? Da! Ist das nicht der große Schecke, den er reitet?

Nur hundert Schritt von ihm, aber kein Fußbreit Raum zum Durchkommen. Nun ist der Schecke verschwunden. Alle vierzehn Nothelfer, durch, durch! Und wenn es dreimal das Leben kostet!

Der Bruder kommt gerade noch zur Zeit. Der Schecke liegt und blutet und haut mit den Hufen, unter ihm der Propst. Es sind drei gegen einen.

Wie der nächste gegen ihn herumfährt, sieht Burkard sein Gesicht. Sieht und erkennt! Der dunkle Abend bei den Windmühlen, der Bauer, der den Kahn abstieß: auf den Tag nach Sankt Urban, Pfaff!

Wie Feuer schießt es dem Mönch in die Augen. „Ecclesia militans!" schreit er laut. Er vergißt, daß er das Schwert am Riemen hat, aber er packt das große Kreuz mit beiden Händen und reißt es hoch. Dem beinernen Christus splittert der rechte Arm vom Holz herunter, aber der Ketzer tut einen schrecklich heulenden Schrei und schlägt hin, gerade mit dem Kopf in das schmale Siel hinter ihm, daß das gelbe Wasser hoch aufplatscht.

Der Schaumburger ist schon wieder auf den Füßen und hat den großen Zweihänder aus der Scheide geholt.

„Ho! Vorwärts! Gott und Unsere Frau!"

Seine Stimme schallt sonderbar und nicht wie eine Menschenstimme durch die Eisenplatten des Visiers, wie er jetzt vorwärts springt, über den toten Leib da vor seinen Füßen weg.

Hoch über Mittag! Die Sonne sticht jetzt herunter.

Und über dieses wahnwitzige, eiserne, heulende Getöse weg geht es wie starke, schwere Wogen von vielen Stimmen, von der Seite her, wo der starre Wald von Kreuzen, Kirchenfahnen und Heiligen unter diesem schattenlosen Himmel steht und gleißt und bisweilen langsam ein Stück weiterrückt –

Media vita in morte sumus!

Quem quaerimus adjutorem, nisi te, domine,

Sancte Deus! Sancte, fortis, sancte et misericors salvator!

„Heiliger Gott! Heiliger, starker, heiliger und barmherziger Heiland!"

– – –

Ein starker Wind kommt nun von Westen, wo die Sonne wunderbar klar in grünblasser Glorie und lauter hellroten Wölkchen untergehen will.

Es ist vorbei. Gott und die Heiligen haben gehört. Jetzt ist nichts mehr zu tun; nur für die Raben. Dick gesät liegt das auf den zerstampften Graskämpen, einzeln und in furchtbaren Haufen und Reihen, wie sie in dem wütenden Vor und Zurück dieses Tages hingeschlagen sind. Große starke Leiber in den Linnenkitteln, in denen sie sich wie blind und toll gegen die Panzer und Spieße geworfen haben. Einer liegt und hat die Zähne noch in den Arm eines Bremischen eingebissen, den er im Fallen mitgerissen hat. Das Gras und der nasse Boden sind rot und zerwühlt.

Sie hatten den Satan im Leibe, diese Ketzer, aber sie waren einer gegen vier, fünf. Und wie der Klevische ihnen am Spätnachmittag mit seinen Reitern in den Rücken gefahren ist, da ist es keine Schlacht mehr gewesen, nur ein Schlachten. Den letzten sind die von Kleve und die flämischen Reiter nach. Was nicht mit ist, das rennt und drängt sich auf Oldenesche zu, stolpernd vor Hast, weil der Boden holperig ist von toten Leibern, zerbeulten Eisenstücken. Es ist etwas Wüstes, Gieriges in all

diesen roten Gesichtern voll Schweiß und Staub. Das verworrene Gebrüll, das ein Kreuzlied sein soll, wird einen Augenblick still, wie einer auf gekreuzten Spießen herbeigeschleppt wird. Er muß ein großer Herr gewesen sein, der Strom staut sich lärmend.

„Heda, wer?"

„Der Oldenburger! Die Hunde haben den Oldenburger totgeschlagen!"

„Hölle und Teufel! So ein frommer Herr! Los, Kerls, der Bande das Nest ausräuchern! Los!"

Es sind aber schon andere gewesen, die das Nestausräuchern besorgt haben. Vierzehn Hofstätten sind in Oldenesche. Heute früh haben die langen, braunen Strohdächer, die so tief über die Mauern herunterhingen, noch heil und fest in dem weißen, schiebenden Nebel gestanden. Vierzehn Brandstätten sind da jetzt. Eine lichterlohe Hölle, aus der Funkengüsse und brennende Strohbüschel in die schwarzversengten Baumkronen schießen und der Qualm beizend ist von verbranntem Holz und verbranntem Fleisch. Es hat keiner die Stalltüren aufgemacht. Irgendwo aus Rauch und rotem Feuer kommt halberstickt ein schreiendes Brüllen und Blöken.

Aber auch Menschenstimmen dazwischen. Auf dem letzten Hof, der noch steht, ist zusammengepfercht, was noch lebendig ist. Kein Mann mehr, nur Weibervolk und Kinder. Der Qualm schlägt von oben in die große Diele hinein, weil schon ein brennendes Holzstück ins Dachstroh geflogen ist. Die Kinder heulen da drinnen, aber von den Weibern tut keins den Mund auf. Bisweilen kommt eine aus der Tür, beugt sich hastig vor, die Hand über den Augen, oder schüttelt die Faust und schreit etwas herüber. Dann saust und pfeift ein steinerner Hagel aus den johlenden Rotten, daß es gegen das breite Dielentor knallt.

„Teufelsbraten! Zurück! Sticken sollt ihr in eurem eigenen Stank! Ho! Zurück!"

Ein paar hundert Schritt vom Hof, hinter dem Hallo und Lärm, halten ein paar Reiter. Der Dompropst von Magdeburg auf einem großen Fuchs mit weißen Füßen, den er aufgegriffen hat, als sein Schecke verreckt war, und der jetzt mit nassen Flanken und von den Sporen blutig gerissen unter ihm steht.

Der Propst hat das Visier gelüftet. In dem eisernen Rahmen steht sein kluges, scharfes Gesicht dunkelrot angestrahlt von den Brandstätten her. Er sitzt sehr gerade im Sattel und sieht mit hartem, drohend gespanntem Blick in den Augen zu dem Hof hin.

Wie das Gericht Gottes! denkt der Bruder Burkard.

Der Mönch hält dicht hinter dem Propst, seinen beinernen Kruzifixus am schwarzen Kreuz geschultert wie eine Waffe. Er ist barhaupt, und die starken Knochen der Kinnladen treten merkwürdig scharf heraus und geben diesem eckigen Gesicht unter dem schweißnassen blonden Haar etwas fast Erschreckendes. Unter den Augenbrauen brennt es unruhig heraus, wie Fieber oder Rausch.

Der ganze Mann ist auch wie im Rausch. Das ist in dem Augenblick über ihn gekommen, wo er das Kreuz hochriß gegen den Ketzer: Ecclesia militans! Für Gott und Unsere Frau!

Er wußte da nichts mehr von sich. Es riß ihn vorwärts, in seinen Ohren das Schreien und Dröhnen wurde zu einem Brausen, das in großen Wogen ging, wie Fluchpsalmen Davids und Zorn des Propheten.

Es ist der Tag der Rache des Herrn! Schreiet und heulet, ihr Verdammten, denn das Schwert des Allmächtigen kommt über euch! Es bricht heraus der Löwe aus seiner Höhle, und der Würger der Helden fährt daher!

Bruder Burkard weiß, wer der Löwe Gottes ist. Daß er ein heiliger Mann war, hat er längst gewußt. Aber heute, wie er vor ihm her gegen die Bauernspieße ritt, mit einer sicheren

Ruhe, als ob er wüßte, daß für ihn kein Eisen gewachsen wäre, – wie er sich mit dem großen Zweihänder freien Weg fegte, Veit Flegelin und den Knechten voran – da war es Burkard, als ob der Reiter auf dem roten Pferd in einer roten Glorie ritte. Das war kein Mensch mehr, das war Sankt Michael vor den Heerscharen Gottes! Der Schwertreiter der Apokalypse, dem gegeben ist, den Frieden zu nehmen auf Erden!

Wie der Mönch jetzt auf den Schaumburger sieht, ist in seinen Augen eine Leidenschaft des Glaubens, eine wilde Schwärmerei, als ob er Gott leibhaftig in Menschengestalt da sähe, herabgestiegen auf die Erde!

Aber er fährt zusammen; ein wüstes, heulendes Geschrei stört ihn aus seinen inneren Gesichten. Er runzelt die Stirn und sieht nach dem Hof.

Was er da sieht, hält seine Augen fest. Ein Stück des brennenden Strohdachs ist heruntergeschossen. Was in der dunklen Diele eingesperrt war, drängt sich schreiend heraus, Weiber und Kinder. Aber ein Hagel von Steinen fährt ihnen ins Gesicht, trifft und treibt sie zurück in den Rauch. Ein faustgroßer fliegt einem Kind an die Stirn, die Mutter heult auf wie ein Tier, wie es rücklings überschlägt auf ihrem Arm.

Burkard besinnt sich keinen Augenblick, er drängt aufgeregt sein Pferd neben den Propst und zeigt auf den Jammer.

„Herr, sagt ein Wort, rasch! Seht doch hin, sie steinigen sie ja!"

Der Dompropst wendet den Kopf und sieht den Mönch kalt erstaunt an.

„Es sind ja Ketzer!"

„Aber es sind Weiber und Kinder. Wir haben uns mit Männern geschlagen."

Der Propst antwortet nicht gleich, er sieht ihm nur durchdringend ins Gesicht. Nimm dich in acht! sagen seine Augen.

„So geh hin und sag ihnen, daß sie laufen."

„Sie werden mir nicht glauben. Wenn Ihr ihnen Sicherheit geben wolltet auf Euer Wort." –

Der Propst zuckt die Schultern.

„Ich gebe es ihnen!" sagt er kurz und scharf.

Der Mönch sieht nicht, was für ein Gesicht er dabei macht. Er ist vom Sattel herunter und reißt einen grünen halbversengten Zweig von der Hecke neben sich. Den steckt er auf sein Kreuz, hinter den Armstumpf des weißen Kruzifixus. Wie er im Gehen das Schwert an seine Knöchel schlagen fühlt, schnallt er hastig den Gurt los.

Die Weiber drängen sich zusammen wie eine Herde gehetzter Tiere. Sie steckten die Kinder hinter ihre Röcke und sehen ihm mit bösen feindlichen Augen entgegen. Kutten und Kreuze bedeuten für sie nichts Gutes. Es sind große, knochige Weiber mit fahlblonden Köpfen. Eine steht voran, die ist schon grau und hat ein Gesicht und Fäuste wie ein Mann, und hat eine große Sense in diesen Fäusten. Sie belauert jede Bewegung des Mönchs mit mißtrauischen Augen. Wie sie sieht, daß er keine Waffe hat, pflanzt sie die Sense steil neben sich und läßt ihn heran.

Aber es dauert lange, bis sie ihn verstehen; und wie sie ihn verstanden haben, glauben sie ihm nicht. Erst wie er sich einmal bückt und einem kleinen Ding, das ihn neugierig aus verweintem, schmutzigem Gesichtchen anstarrt, mit der Hand über die hellen, festgeflochtenen Haarschwänzchen fährt, hat er sein Spiel gewonnen.

Mitzunehmen haben sie nichts. Nur daß das eine Weib, das neben ihrem toten Kind auf der Erde hockt, den kleinen kalten Leib aufnimmt und in ihr Tuch einschlägt, als ob er sonst frieren könnte.

Bruder Burkard geht dem Haufen voran, das Kreuz hoch mit dem grünen Zweig. Er hat nicht gesehen, daß der Dompropst sich Veit Flegelin hergerufen und ein paar kurze Worte mit ihm geredet hat.

Er sieht jetzt nur, daß die wüsten Rotten, die sich um den Hof herumtreiben, eine breite Gasse gemacht haben. Alle Gesichter sehen dem kleinen Zug entgegen. Es ist sonderbar still geworden.

Hundert Schritt und noch hundert. Jetzt kommen sie an den ersten vorbei. Es sind ein paar bremische Bürger, die die Weiber mit höhnischen Augen anstarren, aber ohne ein Wort.

Noch ein Stück weiter. Jetzt sind sie nah bei dem großen Eschenbaum, unter dem der Dompropst hält.

Auf einmal ein heiserer Schrei hinter dem Mönch, eine gellende Weiberstimme; Burkard fährt herum, er sieht, wie eben ein großer Kerl ein Weib an den Zöpfen packt und zurückreißt. Wie er zuspringen will, stößt ihn einer vor die Brust, von allen Seiten fährt es johlend und brüllend auf den verlorenen Haufen ein. Über dem Lärm ein paar schrille Kinderschreie, aus heller, höchster Todesangst heraus.

Der Mönch sieht sich um – vorn und rückwärts die Gasse geschlossen. Da weiß er auf einmal, was das bedeutet.

Da, zwanzig Schritt vor ihm der Propst auf seinem Fuchs. Er rührt sich nicht und sieht mit seinem hochmütigen Herrengesicht kalt über dieses furchtbare Menschengewühl hin.

Burkard arbeitet sich durch mit Armen und Füßen, jetzt ist er dicht vor ihm, packt in die Zügel, daß der Fuchs störrig zur Seite drängt.

„Herr, Herr, um Gotteswillen!"

Der Schaumburger sieht ihn an, zieht die Schultern hoch. Es ist eine versteckte Grausamkeit in diesen scharfen schwarzen Augen, die nicht mit den Wimpern zucken.

„Die Pest der Erde, diese Ketzer! Wer die zertritt, dient Gott!"

„Herr, Euer Wort! Ihr habt Euer Wort gegeben!"

Der Schaumburger schlägt mit der flachen Hand in die Luft.

„Ein Wort an Ketzer! Was gilt das?"

Der Mönch Burkard hat noch die Hand am Zügel des Pfer-

des, es ist, als ob er in der Stellung erstarrt. Wie der Dompropst ihm ins Gesicht sieht, erschrickt er fast über den Ausdruck, der ihm aus den Augen entgegenspringt – Zorn, Haß und wilder, leidenschaftlicher Jammer.

Im nächsten Augenblick läßt der Mönch den Zügel los, hebt das schwarze Kreuz von Magdeburg und wirft es dem Propst vor die Füße, daß der weiße Christus sich vom Holz löst und in Stücken im zertretenen Gras liegt. Dann kehrt er sich um. –

Zweiter Teil

Es lag ein gottverlassenes böhmisches Nest unten am Fluß. Schiefe Lehmhütten mit Stroh und Schilf gedeckt, vor denen sich schmutzige Kinder mit blanken schwarzen Augen nackt zwischen schwärzlichen Ferkeln und Hühnern herumtrieben.

Vor dem letzten Hause dicht an der breiten hellen Kiesbank des Flusses stand der Fährmann in der prallen Sonne, hackte einen Klotz angeschwemmtes Holz in kleine Scheiter und pfiff sich eins dazu.

Er hörte mitten in der Arbeit und im Pfeifen auf, als vom andern Ufer ein paarmal „Hol über!" gerufen wurde. Ein Haufen Menschen stand da, Männer und Weiber.

Der Fährmann, ein junger, starker Mensch, reckte sich und gähnte und setzte sich erst nach dem vierten Anruf in kurzen Trab nach dem plumpen Boot zu, das am Ufer lag.

Das Boot wurde ganz voll, es waren ein Dutzend Leute und mehr, mährische Bauern aus dem Kornland an der Morawa, Weiber mit bunten Tüchern um den Kopf und klappernden Rosenkränzen aus Holz in den Händen.

Das Boot ging schwer gegen die Strömung, der Fährmann stemmte sich mit aller Kraft auf die Stange. Er wischte sich die nasse Stirn mit dem Rockärmel, als endlich der Kiel auf den Kies scharrte und die Fahrgäste über den niedrigen Bootrand stiegen. Eins von den Weibern hinkte, die andern halfen ihr, und sie schimpfte und betete dabei abwechselnd.

Sie waren alle schon weit gelaufen, und den Männern war die Kehle trocken von Hitze und Staub. Der Fährmann schenkte einen sauren Birnmost, von dem schleppte er einen großen irdenen Krug vor die Tür.

„Der Most ist gut, das gibt frische Kräfte. Wohin wollt ihr denn heute noch?"

Eins von den Weibern schlug ein Kreuz.

„Zum heiligen Mann. Wir haben noch gut den halben Tag zu laufen."

Der Fährmann blinkerte neugierig mit den schwarzen, pfiffigen Augen.

„So, so, zum heiligen Mann. Was wollt ihr denn von ihm?"

„Er soll mir meinen Beinschaden besprechen. Zu allen Heiligen und zur Muttergottes von Velehrad bin ich schon gehumpelt, und Pfennige und Wachskerzen hat es mir gekostet die schwere Menge, und hat doch nichts geholfen", schalt die Hinkende, die ein ältliches Weib mit scharfer Stimme war, „aber sie sagen ja, daß der heilige Mann eine Salbe hat und einen Heilesegen, der stärker ist als alle andern zusammen. Meiner Muhme Schwestersohn –"

„Schwatz nicht, als ob du allein zu ihm wolltest", fuhr eine andere sie an, ein derbes, schwarzäugiges Ding mit Lippen, die so scharlachrot waren wie ihr Kopftuch, „unser sind noch mehr!"

„Warum gehst du denn wallfahrten zum heiligen Mann? Um einen Schatz?" Der Fährmann kniff das Mädchen in den bloßen braunen Arm und wollte sie umfassen, „das kannst du schon leichter haben, Täubchen – heiliger Wenzel!"

Er stolperte zurück, weil ihm das Mädchen einen Rippenstoß gab. Sie stand und zeigte ihre blanken Zähne.

„Wenn ich einen Schatz wollte, brauchte ich nicht zwei Tage lang zu laufen. Das kann ich zu Hause haben, zehn für einen. Ich bin mit denen da gegangen. Der Jurik ist mein Schwestermann."

Sie zeigte mit dem Daumen über die Schulter rückwärts. Es stand da hinter ihr ein Mensch mit straffem, schwarzem Haar und einem bösen Zug in dem hübschen Gesicht. Er hatte ein junges Weib bei sich, die etwas Scheues im Wesen hatte, wie ein

verprügelter Hund, und die ein quarrendes Würmchen in ihrem Tuch schaukelte.

Der Fährmann knurrte erst in sich hinein, aber dann tat er einen Schritt zu dem Bauern hin und gab ihm den Mostkrug.

„Da, trink eins. Siehst ja aus wie Pest und teure Zeit!"

Die mit dem roten Kopftuch tappte dem Fährmann auf den Arm.

„Komm ihm nicht zu nah, du! Seit er sich mit unserm Kaplan in den Haaren liegt, schnappt er um sich wie ein böser Hund. Die Bozena und ich wissen das!"

Der Fährmann war schon wieder versöhnt, er machte runde, erstaunte Augen.

„Mit dem Kaplan? Wie geht das zu?"

Das Mädchen lachte.

„Der Jurik denkt, des Bischofs Bannwald und was drin läuft, gehört ihm. Aber unser Kaplan denkt das nicht —"

„Willst du endlich den Mund halten, verfluchte Schlange du!" schrie der Bauer sie plötzlich an.

„Jesus, Maria, Josef, er will mich verschlingen! Hab ich's nicht gesagt?"

Das Mädchen duckte sich hinter dem breiten Rücken des Fährmanns. Der lachte aus vollem Halse und klopfte dem Mann auf die Schulter.

„Ruhig Blut, Brüderchen! Das ist ja ein Fastnachtsspaß, wenn du dem geweihten Herrn den Kopf heiß machst!"

„Fastnachtsspaß? Wenn der Pfaff mir den Wurm da nicht taufen will, eh ich nicht zu Kreuz krieche?" fuhr der Bauer hitzig auf, „zwölf Wochen ist's jetzt und hat noch kein Taufwasser gesehen! Heul nicht, Bozena!"

Die junge Bauernfrau klapperte schluchzend mit ihrem Rosenkranz.

„Jurik, Mann, ich sage dir, es bringt Unglück! Keinen guten Tag habe ich gehabt, seit —"

„Weib, ich schlage dir die Knochen zuschanden, wenn du nicht

still bist! Laufe ich denn nicht zwei Tage weit zum heiligen Mann, bloß wegen dir und dem Wurm da?"

„Ja, ja Täubchen, sei ruhig", mischte eine alte Frau sich ein, „du weißt doch, daß der heilige Mann keinen nach Hause läßt, dem er nicht geholfen hat!"

Jurik hatte finster vor sich hingesehen, jetzt schlug er sich plötzlich mit der flachen Hand aufs Knie, daß es klatschte.

„Diese verfluchten deutschen Pfaffen, die uns der von Olmütz ins Land setzt! Warum geben sie uns nicht unsere eigenen Priester? Sankt Wenzel ist auch unsereiner gewesen, und der heilige Woytech, wenn die Deutschen den auch jetzt Adalbert schimpfen! Zum Teufel mit diesen Fremden sage ich!"

Des Fährmanns Gesicht hatte plötzlich auch einen verbissenen Ausdruck.

„Es sind nicht die Pfaffen allein. Wer hat denn die besten Höfe im Dorf?"

Er drehte sich um und schüttelte die Faust nach ein paar entfernten Fachwerkhäusern zu, die etwas abseits vom Dorf lagen und größer und blanker waren als die armseligen Lehmhütten unten am Fluß.

„Da, und da! Die mästen sich, und wir können verhungern! Diese hergelaufenen Hunde! Wie die Herren im Lande spielen die sich auf!"

„Ist der heilige Mann denn nicht auch einer von denen?" frug ein häßlicher alter Bauer dazwischen, der bis jetzt noch kein Wort gesagt hatte.

Jurik zuckte die Schultern.

„Er hält sich zu uns und nicht zu den Fremden, das ist genug. Er soll von da irgendwo hergekommen sein", er bewegte den Arm unbestimmt in der Richtung des Flusses, „keiner weiß das recht. Es kann auch keiner sagen, wann er gekommen ist. Eines Tages war er da, und die Mauern für die Kapelle standen schon mannshoch."

Der häßliche Mann nickte.

„Ja. Es hat ihm jeder, der zu ihm kam, einen Mauerstein für die Kapelle gebracht. Jetzt ist sie fertig. Sogar eine Glocke hat sie, die haben die vom Rostanj geschenkt, damit er ihnen die Pest wegbeten sollte."

Die Hinkende streckte den Kopf vor und verzog ihr Gesicht in viele schlaue Fältchen.

„Sie sagen ja, daß ihm alle bösen Geister gehorchen müssen. Den gekreuzigten Jesus hat er auf dem Altar, und unter dem Altar hat er den Gottseibeiuns festgebunden."

Die Bozena, die jetzt auf der Erde hockte und dem Kind zu trinken gab, schlug ein Kreuz und stand hastig auf.

„Wir müssen weitergehen, Jurik!" sagte sie ängstlich.

Ganz am Ende des Dorfes, nah bei den neuen Holzhäusern, stand die Kirche, ein kleiner Holzbau mit einem bunten hölzernen Marienbild über der Tür. Dicht daneben ein kleines Häuschen, vor dem auf ordentlichen Beeten rote Nägelchen und sogar ein paar Rosenstöcke gepflanzt waren. Ein niedriger, geflochtener Zaun zog sich den Weg entlang um ein großes Stück Gartenland, wo die festen, bräunlichgrünen Krautköpfe mit vielen Wassertropfen in der Sonne blänkerten.

Der Kaplan stand in seinem Garten und grub selbst ein Stück Land um mit starken, gleichmäßigen Schaufelstößen. Als er Füßegetrappel und schwatzende, plärrende Stimmen auf dem Wege hörte, blieb er plötzlich stehen, den Fuß auf die Schaufel gesetzt und die rechte Hand vor den Augen, weil die Sonne blendete.

Jetzt kamen sie um die Kirchenecke. Rote Kopftücher und die Fellmützen der Bauern unten aus dem Kornland. Fremde Wallfahrer.

Der Priester trat ein paar Schritte näher an den Zaun. Der dürre, schwarze Mann da, war das nicht der Woytech aus dem Dorf? Der arbeitsscheue Kerl, der ihm soviel Not machte wie drei von den andern?

Er rief ihn an. Der Woytech tat, als ob er dicke Ohren hätte. Er war unten im Dorf mit dem Zug gelaufen und war seelenfroh, einmal gottgefällig faul sein zu können.

Zuletzt mußte er doch hören. Er schob sich mit zögernden Schritten und geducktem Kopf näher. Es war nicht gut, den Kaplan zu ärgern. Der predigte bisweilen auch mit den Händen, und wo die hintrafen, wuchs kein Gras mehr.

„Wo willst du hin, Woytech?"

Der Mensch bückte sich über den Zaun weg und küßte dem Priester den Rockärmel.

„Zu Unserer Frau nach Velehrad, Herr. Meine Kinder liegen alle krank am Fieber."

„Und da läßt du dein Weib allein sitzen? Und wer soll denn deinen Hafer schneiden? Es ist hohe Zeit, daß der hereinkommt."

Der Mann zwinkerte mit den Augen.

„O Herr, die Dubrawka ist ja da. Und die Heiligen werden schon dafür sorgen, weil ich doch auf einer Bittfahrt bin. Euren Segen, Herr."

Er küßte noch einmal hastig und unterwürfig den Rockärmel und trottete dann hinter den andern her, ohne sich umzusehen.

Auf dem ehrlichen Bauerngesicht des Dorfkaplans, das kräftig rotbraun unter einem Strohdach von falbem Haar stand, war ein deutlicher Widerwille.

Als er sich kopfschüttelnd umkehrte, runzelte er plötzlich die Stirn.

„Was machst du da, Wlasta?"

Das halbwüchsige Mädchen, das ihm Haus hielt, hockte da vor ihm auf der Erde, schlug in die Hände und lachte wie ein toller brauner Kobold.

„O Herr – o Herr" – sie erstickte fast an ihrem Kichern, „der Woytech ist gar nicht nach Velehrad. Er ist zum heiligen Mann gelaufen. Ich sage das, weil er mich neulich geschlagen und an den Ohren gerissen hat!"

„Zum heiligen Mann?"

Das Kind nickte, noch immer kichernd.

„Ja, er will ihn fragen, was er mit der Dubrawka machen soll. Sie ist alt und häßlich, und er läuft einer von da oben" – sie zeigte mit dem dünnen braunen Arm nach den Holzhäusern, „nach, die gelbe Haare hat. Aber er kann die Dubrawka nicht wegjagen, weil sein Acker ihr Brautschatz gewesen ist, und weil ihr Vater ihn sonst totschlägt. Darum will er den heiligen Mann fragen, ob der ihm nicht helfen kann."

Das Mädchen hatte das alles altklug hinerzählt, als ob es so ganz selbstverständlich wäre. Dem Kaplan war es rot in die Stirn geschossen. Er vergaß, daß er nur diesen halbwüchsigen Kobold da vor sich hatte.

„Wenn der heilige Mann dem Kerl nicht zurecht hilft, daß ihm der Kopf brummt" – er gab mit der flachen Hand der Luft eine kräftige Ohrfeige – „dann mag er auch ein rechter Heiliger sein!"

Die Kleine schlug mit großer Geschwindigkeit drei Kreuze hintereinander.

„O Herr, so darf man von dem heiligen Mann nicht sprechen. Sie sagen ja, es ist der heilige Wenzel, der wiedergekommen ist, weil –"

Sie verschluckte plötzlich das Ende und rannte wie ein Wiesel ins Haus, daß ihre pechschwarzen, wirren Haare flogen.

Der Bauernpriester bückte sich und stieß hastig seinen Spaten wieder in die Erde. In seinen guten, hellen Augen stand ein Schatten. Er wußte, was das Mädchen hatte sagen wollen.

‚– weil die Deutschen im Land sind.'

Sogar die Kinder schwatzten das nach, weil sie es von den Alten jeden Tag hörten. Kriecherei und Handkuß vor den Augen, und hinter dem Rücken geballte Fäuste. Er kannte das schon lange.

Froh sein sollten sie, daß die Deutschen ins Land kamen!

Nachmachen sollten sie, was sie bei denen sahen! Fleißige, tüchtige Leute waren das, und ihr Vieh und Feld im Stande, daß es eine Freude war. Fast wie zu Hause auf dem Bruchhofe, als er noch ein Junge war!

Aber hier das leichtsinnige Gesindel, das arbeitete ja nur, wenn ihm das Wasser an die Kehle ging. Alle Sonntage und Heiligentage fahrende Musikanten im Dorf, Fiedeln und Dudelsack, und nachher drei Werktage lang den Rausch ausgeschnarcht, und die anderen drei kaum einen Finger gerührt. Das war eine Schande mit dem Woytech und seinem Hafer. Erst schlecht gesät, daß er kümmerlich stand, und jetzt ließ der Kerl das Korn auf dem Halm auswachsen und lief zum heiligen Mann.

Der Priester zog die Stirn in Falten, während er grub. Er wußte das schon: wenn er einem die Hölle im Beichtstuhl heiß gemacht hatte, lief er sicher am andern Tag zu diesem Heiligen in die Berge. Gott wußte, was der mit ihnen anfing! Es ging dann meist eine Zeitlang besser mit ihnen, das mußte er zugeben. Aber –

Ob sie am Hof in Olmütz von diesem Heiligen wußten?

Nein, der Bischof hatte andere Dinge im Kopf, der half dem König König sein. Der setzte seine deutschen Priester zwischen dieses falsche Gesindel, und dann mochten sie selbst sehen, wie sie fertig wurden.

Er stieß plötzlich mit einem Ruck die Schaufel in die Erde und stieg mit weiten Schritten über die Schollen zum Haus.

Was fiel ihm denn ein? Er war ein armer Bauernkaplan und wollte so über den hochwürdigen Bischof losziehen? Was kümmerte ihn das alles? Wenn er selbst nur tat, was seines Amtes war! Jetzt mußte er ins Dorf und nach dem Weib des Woytech sehen, der armen Dubrawka.

Wenn seine Beichtkinder räudige Schafe waren, so brauchten sie erst recht einen, der zum Rechten sah und christliche Geduld

übte und auch bei Gott und den Heiligen ein gutes Wort für sie einlegte: Agnus Dei, qui tollis peccata mundi!

Als der Priester an diesem Abend das Gratias über den Tisch sprach, an dem er mit Wlasta vor der Abendsuppe saß, fiel ein Schatten in die offene Tür. Ein stämmiger Mann mit Tasche und Knotenstock stand da, der müde und staubig aussah.

Der Priester stand auf und legte einen dritten Holzlöffel an die irdene Schüssel.

„Kommt herein und eßt mit, wenn Ihr mögt."

„Gottes Lohn, Herr. Wenn einer den ganzen Tag auf den Füßen war, läßt er sich nicht lange bitten."

Der Mann warf sich auf die Bank, streckte die staubigen Füße unter den Tisch und löffelte, als ob es ums Leben ginge. Die kleine Braune äugte ihn neugierig an, aber der Kaplan ließ ihm seine Ruhe, bis er aufseufzend den Löffel hinlegte. Da schob er ihm den Krug mit dünnem Bier hin.

„Da, trinkt. Ihr kommt wohl von weit her?"

Der Mann nickte und schnalzte mit den Lippen, wie er den Krug hinsetzte.

„Das schmeckt. Ja, ich komme von Kromierciz, und muß noch weiter. Bin ich hier recht auf dem Weg zum Waldbruder?"

Der Priester zog die Brauen zusammen.

„Meint Ihr den heiligen Mann? So nennen sie ihn hier im Dorf. Wollt Ihr auch zu dem?"

„Ja. Seine Gnaden der Bischof schickt mich, der will ihn sehen. Ich soll ihn nach Kromierciz holen."

„Nach Kromierciz?" Der Kaplan schüttelte den Kopf. „Ich habe den heiligen Mann nie gesehen, aber ich glaube nicht, daß Seine Gnaden ihn zu sehen bekommt, wenn er nicht selbst zu ihm geht."

Der Bote lachte.

„Der fromme Bruder soll sich hüten. Unser Herr macht nicht

viel Worte. Wenn er das noch nicht weiß, wird er es schon merken."

Er reckte sich auf der Bank und gähnte.

„Habt Ihr eine Streu für mich diese Nacht? Mir tun alle Knochen weh von dem Laufen. Es sind keine glatten Straßen hierzulande."

Der Kaplan nickte ihm gutmütig zu.

„Ihr sollt in meiner Bettstatt schlafen, ich habe morgen keinen Botenlauf zu machen. Kommt mit."

Er ging ihm voran in die innere Kammer, wo die grob gezimmerte Bettlade stand, und schüttelte selbst das Stroh noch einmal auf.

„Nun schlaft, Mann. Und wenn Ihr mit dem Bruder zurückkommt, müßt Ihr wieder bei mir einkehren, hört Ihr? Ich hätte ihn längst gern gesehen. Und für Euch ist dies auch der nächste Weg."

Der müde Mensch knurrte nur schläfrig irgend eine Antwort heraus und fiel wie ein Klotz auf das Bettstroh. Eine halbe Stunde darauf schnarchte er schon, daß die Holzwände schütterten. Und schnarchte so die ganze Nacht.

Es war aber auch sein gutes Recht, sich auszuschlafen. Schlechter, sumpfiger, ausgefahrener Weg, die Sonne prall auf den Kopf, und knappe Ausruhzeit, seit er Kromierciz mit dem Rücken angesehen hatte.

Das war vor zwei Tagen gewesen.

An dem Tage hatte über Kromierciz noch ein so dicker niedriger Wolkenhimmel gestanden und sich ausgeschüttet in grauen, unwirschen Regengüssen, daß vom einen Morawaufer das andere nicht zu sehen war. Die krummen, engen Straßen waren das richtige Schlammparadies für die schwärzlichen Ferkel, und alle die greulichen Drachenköpfe am Dach des steinernen Bischofshofes spieen so heftige Wasserstrahlen, daß man das gleichmäßige Platschen bis in den großen Saal hinein hören konnte.

In diesem Saal waren die bunten Farben der Wandteppiche kaum zu unterscheiden, so trübe kam das Regenlicht durch das dicke bleigefaßte Fensterglas herein. Die Tische waren eben hinausgetragen, der Fettgeruch von gebratenem Fleisch, der säuerliche von Wein und von halbwelkem Grün machte die Luft dick und schlecht. Ein paar große gelbe Hunde räkelten und kratzten sich gelangweilt auf dem binsenbestreuten Fußboden, und einer kollerte heulend gegen die Wand, als er unter dem Trinktisch nach Knochen schnupperte und dabei einen Fußtritt bekam.

Böhmische und deutsche Herren, die sich über die verregnete Sauhatz ärgerten, hatten sich da mit ein paar jungen Klerikern zusammengesetzt und in dem schwärzlich-roten heißen Ungar festgetrunken. Die Geistlichkeit trank vorsichtig und mit feiner Schmeckzunge, aber der alte Wenzel von Rosenberg glotzte schon ganz krumm und in sich gesunken in seinen großen Holzbecher herein, und der von Lipa, der dicke Molik, hatte eine schwere Zunge und erzählte stotternd eine grobe Geschichte nach der andern, über die er selbst nachher lachte, daß er fast erstickte.

Diese Gäste waren also untergebracht. Der Bischof war nicht zufrieden, wenn er nicht das ganze Haus voll Gäste hatte. Er konnte auch nicht klagen. Es gab viele große Herren in Mähren und weiter herum, die in Kromierciz halb zu Hause waren. Und wer etwas Rechtes sein wollte, der schickte seine jungen Söhne auf ein Jahr an den Bischofshof. Bischof Bruno liebte es, junge, bildsame Menschen unter den Händen zu haben.

Ein paar von diesen sehr jungen Junkern trieben sich jetzt auch im Saal herum. Einer von Rosenberg war darunter, und der jüngste Sohn des Lipa, ein langer, unfertiger Junge mit treuherzigem Gesicht. Sie zerrten die Jagdhunde und schielten nach der mittelsten der drei breiten Fensternischen, in denen Steinbänke mit Polstern darauf standen.

Der Bischof selbst saß da. Ihm gegenüber ein kleines Geschöpf, das aussah wie ein Flämmchen, in feuergelben und roten Kleidern, mit viel blankem Gold behängt und beschlagen an Armen, Hals und Gürtel; das kleine, bräunliche Gesicht mit den schwarzen Augen und dem schwärzlichen Schatten über der roten Lippe spielte und funkelte und lachte mit solcher Lebendigkeit, daß es jeden Augenblick anders und neu war.

Dieses Feuerflämmchen war königlich böhmisches Blut, aber nur von der Schwertseite. Die gewesene Königin Margaret, die sich zu Krems zu Tode gegrämelt hatte, war schon zur Zeit des Beilagers, vor rund sechzehn Jahren, ältlich und mager und kühlgemessen gewesen. Sie hatte aber ein junges Hoffräulein gehabt, eine von Kuonrink, ein hübsches, heißes, braunes Ding. Der war die Mlada, ihre Tochter, wie aus den Augen geschnitten.

König Otakar schlug sich jetzt mit den Ungarn herum und hatte nicht Zeit, sich um das lustige Fräulein zu kümmern, und der neuen jungen Königin paßte es auch nicht an ihrem Hof zu Prag. Nun sollte der Bischof zu Olmütz es ihm hüten.

Der saß und stützte den eisengrauen Kopf auf die Hand. Zwischen ihm und dem Feuerflämmchen stand ein Brettspiel, auf dem rührte er einen von den elfenbeingeschnitzten Steinen.

„Jetzt zieht Ihr, Mlada. Aber nehmt Euch in acht!"

Das Fräulein sah einen Augenblick auf das Brett, und auf einmal fuhr sie mit den dünnen, bräunlichen Kinderhänden mitten in das Spiel hinein, daß alle Steine klappernd durcheinander rollten.

„Ich mag nicht mehr spielen!"

Sie kuschelte sich wie eine kleine Katze in das kohlschwarze Fell, das hinter ihr lag, und zog ein Gesicht, ganz ohne Ehrfurcht vor dem hochwürdigen Bischof.

„Ihr sollt mir etwas erzählen, mir wird die Zeit lang. Oder ich will Euch lieber etwas fragen."

Es war, als ob sie zu dem Bischof sprach, aber sie sah dabei

an ihm vorüber auf einen, der mit übergeschlagenen Armen hinter ihm im Mauerschatten stand. Auch ein geistlicher Herr, und nicht mehr jung, aber ein Gesicht, schön wie ein Erzengel. Nicht wie der junge, milde Engel Raphael auf Verkündigungsbildern, sondern wie ein strenger Mannesengel, der mit dem Feuerschwert vor dem Paradiese steht.

„Was wollt Ihr mich fragen, Mlada?" fragte der Bischof zerstreut.

Das Feuerflämmchen stützte beide Arme auf den Tisch und das Gesicht auf die Hände.

„Wer der heilige Mann ist, Ohm?"

So nannte sie Bischof Bruno von Kind an.

Er lächelte etwas. „Es gibt viele heilige Männer. Welchen meint Ihr?"

Sie rückte ungeduldig auf ihrem Sitz, daß ihre vielen Goldsachen leise klingelten.

„Hier gibt es doch nur einen. Meine Mädchen haben mir von ihm erzählt. Er hat im Wald eine Kapelle, die hat er sich selbst aus Steinen gebaut. Und die Kapelle ist sehr schön, weil ihm die Engel bauen geholfen haben. Und das ganze Land kommt zu ihm und bringt ihm Giften für die Kapelle. Und er tut Wunder an kranken Leuten, wirkliche und wahrhaftige Wunder, wie die Heiligen. Meine Mädchen haben eine gesehen, die ist auf Krücken zu ihm gekommen, und danach ist sie wieder zum Tanzen gegangen. Und die Zdena hat einen Bruder, der ist ein böser und schlechter Mensch gewesen, der an der Straße gepaßt und Krämer und viele andere totgeschlagen hat. Und der ist auch bei dem heiligen Mann gewesen, und seitdem paßt er nur noch am Weg, wenn er gar nichts mehr hat und hungern muß. Und dann schlägt er auch nur ganz reiche Leute, und keine arme mehr!"

Der Bischof lachte laut auf.

„Das muß ja ein rechter Heiliger sein, der ihn das lehrt!"

Mlada schlug zornig mit der kleinen Faust auf den Tisch und funkelte ihn an.

„Ihr dürft das nicht sagen, Ohm. Meine alte Swatawa, meine Amme, sagt, daß er der heilige Wenzel ist. Ihr müßt das doch wissen, Ihr seid doch Bischof. Pater Augustin habe ich schon gefragt, als ich letztes Mal zur Beichte ging. Aber was er sagt, glaube ich nicht."

„Was sagt er denn?"

„Er sagt, ich soll nicht an ihn denken, er wäre vom Teufel und verführte die Leute."

„Dann wißt Ihr ja genug!" sagte plötzlich scharf der im Schatten hinter dem Bischof.

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Er weiß nichts, ich glaube ihm nichts. Ich möchte selbst zu dem heiligen Mann hin. Ich habe noch nie einen wirklichen Heiligen gesehen. Und wenn er vom Teufel ist" – sie lachte spitzbübisch – „dann möchte ich ihn erst recht sehen."

„Wenn er ein Heiliger ist, gehört sich solche Neugier nicht. Und wenn er vom Teufel ist, dann ist sie gefährlich!" sagte der im Schatten.

Das Feuerflämmchen duckte sich und blinzelte ihn unter den schwarzen Wimpern schlau unterwürfig an.

„Ich möchte Euch nicht zum Beichtvater haben, Pater Gerhard. Ich würde mich fürchten, Ihr seid so streng."

Der Pater antwortete gar nicht und sah an ihr vorbei auf den Bischof. Der saß und schob in Gedanken die weißen Brettsteine durcheinander. Dann sah er auf mit gerunzelter Stirn.

„Ich weiß, ich habe früher schon von diesem Waldbruder gehört. Er ist mir dann über anderen Dingen aus dem Kopf gekommen, als ich zu Hof nach Prag mußte. Aber vielleicht wäre es gut, wenn wir uns diesen Heiligen einmal ansähen."

Die kleine Braune klatschte in die Hände.

„Das ist schön, Ohm, das ist gut von Euch! Nicht wahr, dann schickt Ihr ihn mir auch einmal?"

„So ein Waldbruder ist keine Zierdocke für eine Fräuleinkammer, Mlada", sagte der Bischof lächelnd und wandte den Kopf zu dem hinter ihm.

„Was denkt Ihr davon, Pater Gerhard? Wißt Ihr mehr von diesem Menschen?"

Der Pater sah mit einem kalten Blick auf das braune, lebendige Mädchengesicht.

„Ja – ich weiß von ihm –" sagte er zögernd.

Der Bischof verstand den Blick. Er stand auf.

„Es ist Zeit für Euch, Mlada. Morgen wird der Regen vorbei sein, und wir wollen früh zu Pferde und eine Stunde reiten."

Die Mlada schob die volle rote Unterlippe vor, wie ein Kind, das weinen will, und stand sehr langsam auf. Aber sie sah, es half nichts. Da war sie plötzlich um den Bischof herum vor Pater Gerhard und bückte sich über seine Hand, daß er ihr Gesicht weich und warm darauf fühlte. Dann klirrte und raschelte sie feuergelb und rot und golden durch den Saal, warf im Vorbeilaufen den sehr jungen Junkern Augen zu, daß der von Lipa einen roten Kopf bekam, kniff einen Jagdhund ins Ohr, daß er aufheulte, und war husch aus der Tür.

Der Bischof war an dem Fenster stehen geblieben und sah den Pater an.

„Was sagt Ihr zu diesem heiligen Wenzel, Pater?"

Der zuckte die Schultern.

„Es ist alles wahr", sagte er langsam.

„Was ist wahr?"

„Daß er Messe liest, und kein Dekan und Oberer weiß von ihm; daß er in einer Kapelle Messe liest, die keiner geweiht hat. Daß das ganze Land ihm zuläuft, Alte und Junge, der Bauer und der geringe Mann, und die Weiber, alles, was böhmisch redet."

Der Schaumburger trommelte ungeduldig mit dem breiten Bischofsring am Zeigefinger auf die Tischplatte.

„Was schon so angewachsen ist, das kann nicht erst von heute und gestern sein. Warum hat mir keiner früher davon gesagt?"

Der Pater sah mit einem kurzen, raschen Blick über den Bischof hin, aber nur vom Hals bis zu den Schuhen. Luchspelz und Seide, und Goldplatten und grüne Steine am Gurt. Alles sehr reich, sehr weltlich.

„Ich weiß, daß das Bistum Eurer Gnaden erste Sorge ist. Aber Eure Gnaden sind viel zu Hofe und zu Felde gewesen in diesen Jahren und hatten Größeres zu bedenken."

Der Bischof sah das schöne Gesicht des andern durchdringend aus klugen Augen an.

„Ihr wißt immer alles sehr genau, Pater, und früher, als Ihr gefragt werdet."

„Ich will nichts, als Euer Gnaden eifrigster und ergebenster Knecht sein."

Der Pater beugte den Kopf. Er war ganz Demut, aber würdige Demut. Untadelig wie immer.

Der Bischof wandte sich nach dem Saal zu.

„Es soll ein Bote zu dem Waldbruder gehen. Ich will ihn selber hier sehen und sprechen. Ihr sorgt dafür, Pater Gerhard!"

Der Pater trat weit zurück und ließ ihn vorbei, wie er im Saal zu den Herren an den Tisch trat. –

So war es gekommen, daß der staubige, müde Mensch mit der Botentasche zwei Nächte darauf in des Bauernpriesters Antoni Bettstatt schnarchte.

Aber am andern Tage und am zweiten und dritten wartete der Kaplan umsonst auf den Boten und den heiligen Mann. Der Woytech war plötzlich wieder im Dorf aufgetaucht, den fragte er, ob er keinen gesehen hätte, der gekommen wäre, den heiligen Mann nach Kromierciz zu holen. Woytech küßte ihm den Rockärmel, machte ein verschmitztes Gesicht und war gar

nicht erstaunt, daß der Kaplan wußte, daß er doch nicht in Velehrad gewesen war. Nein, er hatte keinen gesehen, und der heilige Mann saß ruhig in seinem Holzhäuschen neben der Kapelle in den Bergen.

Der Woytech war übrigens anders als vorher. Er schnitt seinen Hafer sogar. Er lief keiner andern weiter nach, und die Dubrawka opferte eine Kerze in der Kapelle aus Freude, daß ihr Mann sie weniger knuffte und prügelte. Der Kaplan grübelte darüber nach, wie der heilige Mann es wohl anfing, diesen Tunichtgut zur Vernunft zu bringen, an dem er selbst sich schon die Zunge lahm geredet hatte. Es tat ihm leid, daß er ihn nun doch nicht gesehen hatte.

Er vergaß ihn aber dann. Es gab viel zu tun, die Wintersaat mußte bestellt werden. Der Kaplan ackerte selbst mit den zwei schwarzweißen Kühen, die er hatte. Es war zwar sein Recht, sich von den Bauern im Dorf seinen Priesteracker in Stand halten zu lassen. Aber diese faulen Kerle pflügten so schlecht, daß es eine Schande war.

Als er dann an einem Mittag mit dem Pfluggespann nach Haus kam und die Kühe, die im Gehen fast einschliefen, mit dem Stock antrieb: „Jüh! Hott!" sah er eine Staubwolke hinter sich auf dem Wege. Sie kam rasch näher, er hörte Pferdehufe und Stimmen. Zwei, drei, nein ein halb Dutzend Leute, rot und heiß und staubig, die aufgeregt durcheinanderschrien im Reiten.

Neben ihm riß der Vorderste plötzlich den Zügel an.

„Ist das da ein Dorf?"

Der Priester sah die Gesichter an. Die waren hell und blond; eins hatte eine frische Schmarre, daß der Bart von geronnenem Blut zusammenklebte.

„Ja, ein Dorf, und ich bin der Kaplan", sagte er in deutscher Sprache, „wenn Ihr bei mir einkehren wolltet, ich habe eine gute Wundsalbe für den da!"

Der vorderste Reiter war sofort aus dem Sattel.

„Allen Heiligen Lob und Dank, ein richtiger Christenmensch! Diese verfluchten mährischen Schweine! Seht Ihr, wie sie uns zugerichtet haben? Ich bin weiß Gott noch vor keinem ausgerissen, aber sie waren hinter uns her wie der Satan."

Der Priester sah sie jetzt erst genauer an. Die Gäule naß wie aus dem Wasser gezogen, der eine lahmte stark. Die Eisenkappen der Leute und die Beinschienen verbeult und voll Schrammen. Es wurde ihm einen Augenblick bedenklich, was für Volk er sich da in sein Haus holte.

Aber was ging es ihn denn im Grunde an, mit wem und um was sie sich schlugen? Für ihn waren sie nur Menschen, die abgejagt waren und bluteten und Hilfe brauchten. Das war genug.

Sein Kuhgespann hatte keine Eile und setzte Schritt vor Schritt auf den holperigen Weg. Einer von den Männern, die ihre müden Pferde am Zügel nebenher führten, sah unruhig zurück und schüttelte die Faust.

„Ist keiner mehr hinter uns? Tod und Teufel, so laufen müssen wie die Memmen! Aber die sollen nur warten! Wir kommen schon wieder! Ihnen die Nester ausbrennen, sie bei den Beinen aufhängen, die Hunde! Der Bischof wird ihnen das schon eintränken, und diesem verwünschten heiligen Mann auch!"

Der Kaplan blieb plötzlich stehen.

„Was habt Ihr denn mit dem heiligen Mann zu tun?"

Der Knecht lachte grob.

„Was wir mit ihm zu tun haben? Fangen sollten wir ihn! Seine Gnaden der Bischof wollten diesem Heiligen auch einmal in Kromierciz die rechte Ehre antun, aber er hat nicht gewollt. Hat ihm den Boten nach Haus geschickt: er gehöre nicht unter den Bischof, und er täte keinen Schritt wieder in die Welt, und wenn ein Dutzend Bischöfe es verlangten. Da sind wir hingeschickt und sollten ihm das Ehrengeleit geben!"

„Und habt Ihr ihn nicht gefunden?"

„Gefunden? Oh, der war schon zu finden! Wir brauchten

bloß den Wallfahrern nach, die aus den Dörfern in die Berge liefen. Und wie wir oben hinkommen, sind da auch schon eine Menge Leute. Ein großer Platz, wo die Tannen weggeschlagen sind, und eine steinerne Kapelle drauf. Eine Kapelle! Henner, hast du gesehen, wie sie inwendig aussah?"

Der mit der roten Schmarre nickte.

„Das Altargerät ist alles von Silber gewesen. Und unter dem Altar ein Engel und ein Teufel, die ihn gehalten haben, die sind von Holz oder Stein gewesen, aber so, als ob sie lebten, daß es einen gegraut hat. Und an die fünfzig Leute sind in der Kapelle auf den Knieen gelegen und haben auf ihn gewartet."

„War er denn nicht da?"

Das ehrliche Gesicht des Bauernpriesters war ganz aufgeregt, so gespannt hörte er zu.

„Nein, er saß noch in seiner Hütte. Wir haben angeklopft, da ist er gekommen. Wie die in der Kapelle das Gerede gehört haben, sind sie herausgelaufen. Das hat ein Geschrei gegeben! Heiliger Sankt Georg! Als ob sie uns gleich an die Kehlen wollten. Und der Bruder –"

Der Mann räusperte sich und schüttelte den Kopf.

„Wenn ich nicht gewußt hätte, daß er dem Bischof abgesagt hat, hätte ich selber glauben können, daß er ein Heiliger ist. Auf einen großen Stein steigt er und redet in die Leute hinein. Die sind mäuschenstill geworden. Und er sagt zu uns: Ihr tut ja nur, was ihr tun müßt, und könnt nicht anders. Ich will mitgehen, aber seht ihr zu, ob es gut geht. Wie diese mährischen Schweine nun sehen, daß wir ihn mitnehmen, geht es hinter uns her wie die wilde Jagd mit Steinen und Knüppeln, und gebrüllt haben sie wie die Teufel."

„Und da hat mein Gaul auch gleich den verdammten Stein ans Bein gekriegt."

„Und ich den Knüppel an den Helm, daß mir der Kopf brummte."

„Wenn wir ihren feinen Heiligen nicht hinten an den letzten Gaul gebunden hätten, daß er alle Steine zuerst abkriegen mußte, weiß der Teufel, das wäre uns schlimm gegangen." –

Sie schrien jetzt alle durcheinander, der Kaplan begriff die Geschichte erst nach und nach. Ein paar Stunden waren sie so geritten, und die hinter ihnen waren zurückgeblieben und weniger geworden. Sie waren aber langsam vorwärts gekommen, weil der eine Gaul lahmte. Und auf einmal, wie sie in einen tiefen, holprigen Hohlweg einbogen, brach dicht vor ihnen ein Lärm los, daß die Pferde scheuten, und ein paar Hundert mit Sensen und Knüppeln, Kerle und Weiber, versperrten ihnen den Weg.

„Wenn es nach mir gegangen wäre, ich hätte diesem alten Fuchs, ihrem Heiligen, da vor ihren Augen den Schädel eingeschlagen. Aber Henner hat ihn laufen lassen."

„Dölmer! Meinst du, ich wollte mich da totschlagen lassen wie einen tollen Hund? Und von diesen Schweinen? Die Rechnung war glatt: ihrer zehn gegen unser einen! Aber wir kommen schon wieder!"

Er ballte giftig die Faust nach dem Dorf zu.

„Gott gnade euch, wenn der Bischof das hört! Der wird es euch schon einbläuen, wie man mit seinen Boten umgeht!"

Im Gesicht des Kaplans standen Sorgenfalten, er schüttelte den Kopf.

„Gott helfe uns allen, Mann, es ist eine böse Zeit. Und sie sind auch nur verlaufene Kinder!"

„Satanskinder, ja!" Der lange Henner lachte, „Ihr solltet Euch freuen, Pater, wenn wir Euch diese Kinder einmal scharf in die Beichte nehmen!"

Der Kaplan antwortete nicht. Er ließ sein Kuhgespann stehen, ging ein paar Schritte und ließ die Lattenpforte zu seinem Garten auf.

„Kommt herein, Ihr seid hier sicher."

Als der Kaplan am Nachmittag seine Gäste auf den Weg brachte, war er mit ihnen über Rauchspeck und Bier gut Freund geworden. Er hatte den Gaul des langen Henner und die Schmarre, die Peter über die Nase lief, mit der Kräutersalbe bestrichen, die er von seiner Mutter her als gutes Wundmittel für Vieh und Menschen kannte. Und darüber hatten sie in Frage und Antwort herausgebracht, der Peter und er, daß sie nur eine halbe Stunde voneinander zu Haus waren, und der Peter war auch der Sohn von einem großen Hof, aber den hatte jetzt sein Bruder, darum trieb er sich so in der Welt herum. Und den Bruchhof kannte er auch, ja. Der Bruchmeier, des Kaplans Schwestermann, hatte jetzt die zweite Frau begraben und setzte sich auf die Leibzucht, damit sein Sohn den Hof übernahm. Und der Alte, der damals vor vielen Jahren auf den Reepener Hof kam, als die Gnädige zu den Klosterfrauen ging, der lag jetzt auch längst unter der Erde...

Der Kaplan war still geworden, aber seine Gäste merkten das nicht. Denen war das Bier nach dem scharfen Ritt zu Kopf gestiegen. Sie fluchten und drohten, als sie durch das Dorf ritten, wo nur ein paar Weiber vor die Türen liefen und ihnen neugierig nachstarrten. Als sie draußen vor dem Dorf am Fluß ritten, flog ihnen ein Stein nach, schlug aber über ihre Köpfe weg klatschend ins Wasser. Sie hielten an, riefen und suchten schimpfend das letzte Stück Weg ab. Aber es war nichts Lebendiges zu sehen, die mannshohen Schilfkolben und -schwerter am Ufer standen ganz unbewegt, und auf dem sonnenblanken Wasser verebbte der letzte schwachzitternde Ring.

Der Kaplan ging in schweren Gedanken und Sorgen nach Haus. Als er spät in den dunstig gelben Abendhimmel sah, war es ihm, als ob über der Ebene hinter dem Fluß schon die schwärzlichen Rauchsäulen verbrannter Dörfer ständen. Gott erbarme sich unser! –

Er hätte aber nicht nötig gehabt, sich abzuäschern und zu sorgen.

Es war zwar ein lichterloher Zorn am Bischofssitz gewesen, als diese sechs zerschundenen und verbeulten Männer unverrichteter Sache wieder in das Tor geritten kamen. Aber am Tage nach diesem großen Zorn, ehe er noch etwas anderes als Worte geworden war, kam ein einzelner Mensch langsam in den Hof des Schlosses von Kromierciz gegangen.

Der dicke, vornehme Türhüter sah sich diesen Menschen von oben bis unten an. Er hatte zwar eine Kutte, aber ein Bettelmönch war er nicht, denn die kamen nie ohne ihren großmächtigen, gierigen Sack. Und wie ein Pilger sah er auch nicht aus.

Den Bischof wollte der Mensch sehen? Seine Gnaden waren nicht immer und für jedermann zu sprechen. Da standen steinerne Bänke genug im Hof zum Warten.

Er wollte nicht warten? Mußte ihn gleich sehen? Das war denn doch eine Dreistigkeit, die –

Der Türhüter wußte nicht, warum ihm das Schimpfwort nicht recht über die Lippen wollte. Dieser Mensch hatte so etwas an sich, das dem groben, dicken Mann unbehaglich war. Er wandte sich um und rief einen Diener her.

Eine kleine böhmische Magd lief eben vorbei ins Tor, die blieb auch stehen und starrte den Menschen an. Sie starrte so, daß ihr lustiges, braunes Gesicht einen dummerschrockenen Ausdruck bekam.

Der Diener war gegangen und hastig wiedergekommen. Als der Mensch nun hinter ihm in das Haus ging, an dem dicken Türhüter vorbei, schlug die kleine Magd ein Kreuz und rannte geschwind wie ein Wiesel nach links ab; das böhmische Fräulein wohnte da.

Die Räume, die der Bischof selbst bewohnte, lagen nach dem Hirschgarten hinaus, den er sich am Schloß angelegt hatte.

Dieser Bischof, der im Felde unter seinem Mantel auf bloßer Erde schlief wie der gemeine Knecht, brauchte in seinen vier Wänden einen Prunk, wie ihn der böhmische König nicht schwe-

rer und reicher in seiner Prager Hofburg hatte. Decken auf dem bunten Steinmosaik des Fußbodens und Decken an den Wänden. Fenster mit runden gläsernen Scheiben, und auf Sitzen und Bänken Polster von scharlachroter und grüner Seide, die mit Goldfäden durchsponnen war, und braune Bärenfelle mit vergoldeten Klauen.

Der Bischof ging mit starken Schritten auf und ab zwischen Tür und Fensterwand. Er war nicht allein, der Pater mit dem Erzengelkopf stand am Fenster. Er war aber jetzt, wo er nicht im Schatten stand, nicht so ganz Erzengel. Es war allerlei sehr Menschliches in diesem schönen Gesicht, das dem Bischof in ehrerbietigem Zuhören mit Augen folgte, die ihn heimlich bewachten.

„– und will nicht hinter meinem Rücken heimliche Feindschaft gegen die heilige Kirche dulden!" sagte der laut, hörte plötzlich auf und blieb mitten in dem Saal stehen. Schritte und Stimmen draußen, dann knarrte die Tür.

Mit einem raschen, scharfen Blick faßte der Bischof den Menschen, der da mit groben Bastschuhen auf der bunten weichen Decke stand. Ein großer, starker Körper unter der rauhwolligen Kutte; der breite Bart gelbrötlich und grau, wie ausgeblichen von Wind und Wetter. Dieser ganze Kopf sonderbar eckig und massig. Der Bischof hätte nicht sagen können, wie alt der Mann war.

Dessen Augen antworteten den seinen gar nicht. Er sah starr und verschlossen geradeaus, mit einem Blick, als ob er in sich selbst hereinsähe!

Der Pater betrachtete den Menschen mit einer Art kühler Neugierde. Der Bischof machte einen Schritt vorwärts. Es entstand ein Gespräch zwischen ihm und dem Kuttenmann; bei ihm rasch, in knapper, scharfer Frage, immer ungeduldiger; bei dem andern langsam, als ob er jedes Wort aus einem Brunnen heraufholte.

„Wer bist du?"

„Ein Knecht Gottes."

„Das kannst du leicht sagen. Es gibt viele, die anders von dir sagen."

„Die Menschen sagen vieles, was sie nicht wissen."

„Wir haben gehört, daß du die Menschen verführst. Ist das wahr?"

„Sie haben das von unserm Herrn Christus auch gesagt."

„Mensch, lästere nicht! Und vergiß nicht, vor wem du stehst. Antworte: warum verführst du die Leute?"

„Ich tue nur, was meines Amtes ist."

„Von wem hast du dein Amt?"

Es kam keine Antwort.

„Weißt du nicht, daß wir als ein christlicher Bischof keinem erlauben können, etwas anderes zu lehren und zu predigen, als die heilige Kirche lehrt?"

„Ich stehe unter keinem Bischof und keiner Kirche."

„Bei Christi Kreuznägeln, du hast Mut, Mensch. Weißt du, daß wir dich ins Gefängnis setzen und verbrennen können?"

„Tue, was dir zu tun auferlegt ist, Bischof."

Es war eine Stille. Der Bischof sah diesen sonderbaren Menschen von oben bis unten an, schüttelte den Kopf und ging ein paar Mal hin und her, die Hände auf dem Rücken. Dann blieb er wieder vor ihm stehen. Er war ruhiger geworden. Dieser armselige Schwarmkopf war nicht von der Art, die die Kirche fürchten mußte. Man konnte ihn laufen lassen.

„Du bist ein närrischer Kauz. Was ist denn deine Lehre?"

Der Mensch antwortete nicht gleich. Er sah zum erstenmal den Bischof unter den starken Brauen hervor an, mit einem Blick, der ganz verschlossene Abwehr war.

Bischof Bruno schob, wie er gern tat, seinen breiten Ring am Finger auf und ab, als er diesem Blick begegnete. Er hielt plötzlich damit an, mitten in der Bewegung, sah den andern scharf

an, fuhr sich mit der Hand über die Stirn. In sein Gesicht kam ein unruhig suchender Ausdruck.

„Meine Lehre ist nur für mich!" sagte der Mensch jetzt langsam. Der Bischof sah ihn noch immer durchdringend an.

„Aber du predigst sie doch den Leuten?"

„Ich predige keine Lehre. Ich habe keinen gerufen. Wenn sie zu mir kommen, helfe ich ihnen, so gut ein schwacher Mensch dem andern helfen kann."

Der Bischof sah flüchtig zu dem Pater hin, der noch kein Wort gesagt hatte.

„Das können wir nur loben. Aber es muß in der Ordnung der heiligen Kirche geschehen. Was würdest du sagen, wenn wir selbst hinkämen, deine Kapelle zu weihen?"

Der Mensch schüttelte den Kopf.

„Meine Kapelle braucht deine Weihe nicht, Bischof."

„So hast du sie schon geweiht? Und wem zu Ehren?"

Eine kurze Stille, und in diese Stille hinein ein leises Rascheln hinter dem Türteppich. Der Pater sah hin, aber ohne sich zu rühren. Der Bischof achtete gar nicht darauf, er runzelte die Stirn.

„Zu Ehren welches Heiligen hast du deine Kapelle geweiht?" frug er noch einmal schärfer.

„Zu Ehren des unschuldigen Gottes."

Der Mensch sagte das langsam und feierlich. Der Bischof schlug ein Kreuz und beugte den Kopf.

„Der Name des gekreuzigten Hochgelobten geht über alle Heiligen."

„Der unschuldige Gott ist nicht der Gekreuzigte, Bischof."

Der Bischof zog die Brauen in die Höhe und hob den Kopf.

„Du fabelst, Mensch. Ich weiß von keinem andern unschuldigen Gott."

In die tiefliegenden Augen des andern kam ein langsames Aufwachen. Er machte einen Schritt vorwärts und sah den Bischof sonderbar zwingend an.

„Ich kann es dir sagen, Bischof, aber du verstehst es nicht. Die Lehre ist nur für die Auserwählten, denen die heiligen Vier sie offenbaren. Aber wer ein Auserwählter ist, muß durch sieben feurige Höllen gehen. Und das ist nicht jedermanns Ding, Bischof."

Er sprach hastig und heimlich und streckte den Kopf dabei vor. In seinen Augen war ein unruhiges Flackern. Der Bischof trat unwillkürlich zurück. Furcht hatte er nicht, aber ein sonderbares Grauen lief ihm kalt vom Scheitel über den Rücken herunter.

Der Mensch merkte es. Ein kurzes, hartes Lachen kam in dieses Gesicht, das Falten und Narben hatte und nicht alt und nicht jung aussah.

„Ich bin nicht toll, Bischof. Ich tue dir auch nichts zuleide. Aber die Lehre ist nicht für euch Menschen. Soll ich dir sagen, wer der unschuldige Gott ist! Lucifer! Lucifer! Lucifer!"

Der Bischof griff plötzlich nach der Rückenlehne eines Sessels, der neben ihm stand, und packte den Knauf krampfhaft mit der Hand; es war ihm dunkelbraun in die Stirn geschossen.

„Ketzer!" brachte er nur heiser heraus.

Der Mensch ließ ihm nicht Zeit, er war ihm ganz nah gekommen und streckte den Arm in die Höhe wie ein Bußprophet.

„Im Anfang war die Eins, die vier war: der Vater, der Sohn, der Geist, der Lucifer. Und Lucifer hatte soviel Macht wie die andern drei. Da erhoben sich die drei gegen ihn und stießen ihn unschuldig aus den Himmeln und ließen ihm nur soviel Macht, als einer von ihnen hatte. Aber er ist Gott von Ewigkeit, der teil hat an der Welt, und es wird der Tag kommen, da er sich aufhebt in die Himmel, und wird eine heilige Vier sein wie im Anfange –"

Der Mensch hatte mit dem Arm in der Luft gefuchtelt, als ob er den Bischof vor ihm packen wollte. Aber der riß plötzlich den schweren Sessel herum, daß er zwischen ihm und dem andern stand.

„Zurück! Rühr mich nicht an! Pest und Gift der Kirche du! Die verfluchte Erzketzerei der Manichäer willst du predigen? Diese Satanslüge –"

Der Mensch ließ die Arme schlaff am Leibe herunterfallen.

„Ich weiß nichts von Manichäern. Ich bin durch die sieben Höllen gegangen und habe die Offenbarung empfangen –"

„So soll mich Gott verdammen, wenn ich dir nicht die achte und unterste Hölle heize, die den Ketzern gehört! Hinaus! Aus meinen Augen!"

Der Bischof riß die silberne Glocke vom Lesepult und läutete wütend und schrill. Am Türteppich raschelte es wieder, dann laufende Schritte auf dem Gang, viele auf einmal. Ein paar Diener und Knechte kamen zugleich herein mit erschrockenen Gesichtern.

„Diesen da in die Turmkammer und Wachen vor die Tür!"

Des Bischofs Stimme war heiser, er wandte sich weg. Es war, als ob er wartete, daß der Mensch sich wehren sollte. Aber der ließ sich ruhig zwischen den Knechten aus der Tür bringen. Seine Augen waren plötzlich erloschen und so teilnahmlos, als ob es ihn nichts anginge, was sie mit ihm machten.

Es war still hinter ihm. Eine Stille, die sonderbar erstickend schwer war nach dem lauten Wortlärm.

Der Bischof hatte sich wie ein müder alter Mann in den Sessel gesetzt.

„Barmherziger Gott! Ketzerei in meinem Bistum! Wie habe ich das verdient?"

Der Pater, der noch immer am Fenster lehnte, kam ein paar Schritte näher.

„Euer Gnaden haben den Ketzer ja in der Hand. Es kostet Euer Gnaden nur ein Wort, so –"

„Das weiß ich, Pater!" Der Bischof sah auf. In seinem klugen Herrengesicht standen ein paar tiefe Gramfalten, die es

plötzlich alt machten. „Aber meint Ihr, daß es leicht ist, einen Menschen zum Tode zu bringen?"

Der Pater zog die Augenbrauen hoch. Aber er ließ sich nicht merken, was er über diese schwache Stunde eines starken Geistes dachte. Er sagte nur:

„Aber wer wie Euer Gnaden gegen Stedinger und Heiden und Ungarn geritten ist, der weiß, wie Sterben aussieht."

Der Bischof schüttelte den Kopf.

„Krieg ist Gottes Urteil, Pater. Hier soll ich selbst an Gottes Statt stehen und einem das Leben absprechen."

Er schob den Sessel mit einem Ruck von sich und fing an, unruhig mit gebeugtem Kopf hin und her zu gehen.

„Pater", sagte er plötzlich laut, „ich gäbe weiß Gott was darum, wenn ich diesen Menschen retten könnte!"

In des Erzengels Gesicht war auf einmal wieder der Zug, der es sehr menschlich machte; etwas wie eine versteckte, schlaue Freude.

„Es hat noch niemand gehört, was er gesagt hat, als Euer Gnaden – und ich!" sagte er und unterstrich die letzten zwei Worte.

Der Bischof blieb hart vor ihm stehen, so unerwartet, daß der Pater zurückfuhr.

„Mensch, und wenn ihn niemand gehört hätte als ich allein, so weiß ich doch, was ich als ein Bischof der heiligen Kirche schuldig bin! Versteht Ihr mich?"

Der Pater verbeugte sich; er war gar nicht gekränkt.

„Es wäre aber zu bedenken, Euer Gnaden, ob dieser Ketzer nicht mehr Schaden stiftet, wenn er stirbt, als wenn er lebt!"

„Wie meint Ihr das, Pater?"

Der zögerte. „Erlauben Euer Gnaden mir, daß ich offen rede?"

Der Obere nickte ungeduldig.

„Ja, ja, keine Umschweife!"

„Euer Gnaden wissen selbst, daß es nicht leicht ist, Bischof von Olmütz zu sein. Und Euer Gnaden sind ein deutscher Bischof. Diese großen böhmischen Herren sitzen an Euer Gnaden Tisch und jagen in Euer Gnaden Bannwald, aber auf ihren Schlössern raten sie heimlich darüber, wie sie ihrer Einen, einen böhmischen, hier auf den Bischofsstuhl bringen. Und der geringe Mann ist nicht anders. Es könnte für Euer Gnaden gefährlich sein, einen böhmischen Märtyrer zu machen."

Der Bischof fuhr nicht wieder auf wie vorhin.

„Einen böhmischen Märtyrer?" sagte er langsam in sonderbar fragendem Ton, „Pater, Pater, und um deswillen, um meinetwillen, soll ich diese Pest der Kirche schonen, daß sie weiter fressen kann? Hebe dich weg, Versucher! Was liegt denn an mir?"

„Euer Gnaden sind die Kirche in diesem Lande!"

Aber der Siebziger schüttelte den Kopf und sah den jüngeren Mann mit einem feinen, klugen und etwas traurigen Lächeln an.

„Das bin ich nicht, mein Sohn. Wenn das heilige Amt mein Leben fordert, so wird ein anderer da sein, der es nach mir trägt. Vielleicht einer, der der heiligen Kirche besser dient als ich. Vielleicht ein Böhmischer. Vielleicht auch Ihr selbst, Pater!"

Ein kurzes Zucken in dem Erzengelgesicht, das der Pater nicht ganz in der Gewalt hatte. Er schlug rasch die Lider über die Augen.

„Ich suche keine solche Ehre, Euer Gnaden. Ich tauge für solch ein hohes Amt nicht."

„Es taugt jeder, der Gottes und der heiligen Kirche Ehre sucht und nicht seine eigene", sagte der Bischof ernsthaft, „laßt mich jetzt allein, Pater."

Der Erzengel beugte den Kopf mit dem demütig würdigen Anstand, den keiner so hatte wie er.

Als er draußen über den langen Gang ging, kam ihm etwas

unruhig Feuergelbes entgegen. Er blieb stehen, daß es nicht vorbeikonnte.

„Ich habe Seiner Gnaden nicht gesagt, was ich vorhin gehört habe", sagte er streng.

Die Mlada duckte sich, als ob seine Worte ein Platzregen wären, auf ihrem braunen, beweglichen Gesicht war Schreck und Verwunderung und Angst und spitzbübische Freude, alles auf einmal. Und dann ruckte sie plötzlich eigensinnig den Kopf hoch.

„Ich habe den Ohm gebeten, er soll mir den Heiligen zeigen, und das hat er nicht getan. Ich bin aber meines Vaters Tochter. Was ich will, das will ich."

Der Pater sah kalt über sie weg.

„Wenn Ihr Eures Vaters Tochter wäret, so wäret Ihr keine heimlichen Katzenschliche gelaufen!"

Sie ließ den Kopf hängen.

„Ich dachte, es hätte mich keiner gesehen."

„Weil Ihr den Anfang erhorcht hattet, habe ich Euch auch bis zum Ende dagelassen, damit Ihr genug von Eurem Heiligen hättet", sagte der Priester und wollte vorbei. Das kleine Fräulein hielt ihn halb dreist, halb ängstlich am Ärmel fest und blinzelte durch die schwarzen Wimpern in die Höhe.

„Er sieht aber doch so ehrwürdig aus wie der heilige Petrus im Dom. Meine Amme Swatawa sagt, es müßte etwas Schreckliches geschehen, weil der Heilige ins Gefängnis gesetzt wäre, und Gottes Gericht käme über das Land. Wir haben alle Angst. Ist er denn wirklich kein Heiliger? Wenn Ihr das sagt, Hochwürdiger, dann will ich es glauben."

Der Pater sah sie einen kurzen Augenblick an und zog die Brauen scharf zusammen. Dann streifte er unfreundlich ihre Hand von seinem Ärmel.

„Ich bin nicht Euer Beichtvater, Fräulein. Fragt den!"

Die böhmischen Herren und Gäste mußten sich heute ohne den

Bischof zu Tisch setzen. Es gab ein Wundern und Fragen, warum er sich den ganzen Tag eingeschlossen hielt und die Jagd für den andern Morgen hatte absagen lassen. Es wurde allerlei herumgeraten. Der und dieser hatte auch den wunderlichen Menschen in den Hof kommen sehen, der jetzt auf der Turmkammer saß. Aber keiner wußte recht etwas von ihm, er war immer nur der Heilige des armen Mannes gewesen. Die paar böhmischen Diener, die der Bischof zwischen den Deutschen hatte, machten Gesichter wie die böse Zeit, als sie die silbernen Platten mit den mächtigen Braten hereintrugen.

In der großen Küche saß die alte Swatawa und zwirbelte mit geschwinden faltigen Fingern ihren beinernen Rosenkranz herunter. Zwischen den murmelnden Litaneien warf sie immer einmal mit nörgelnder Stimme einen Brocken laute Rede herein.

„Ave Maria, gratia plena – eine Sünde und Schande, wie die da oben saufen und fressen, und der heilige Mann Gottes sitzt wie ein gemeiner Straßenräuber im Turmloch! Heiliger Sankt Wenzel, bitt für die armen Sünder, es muß ja ein Gericht kommen!"

„Heda, Altmutter", schrie der Bratenwender lachend herüber, ein großer blonder Junge, der vom Rhein her war. „Ihr müßt nicht zuviel für die armen Sünder beten, das scharfe Mundwerk könnte stumpf davon werden!"

Die Alte sah ihn böse an.

„Wer sein Mundwerk nur zum Schlecken braucht, wo ein guter Bissen ist, der hat freilich keine Zeit zum Beten!"

„Ich brauche mein Mundwerk auch noch anders, was, Mädchen?"

Der Junge blinzte verschmitzt und schnalzte mit spitzen Lippen zu der hübschen böhmischen Magd hinüber, die mit einem leeren Weinkrug in die Küche kam. Die Swatawa stand auf, als der Koch und die Mägde lärmend über den Spaß lachten.

„Ja, ja, macht euch nur lustig wie die Fastnachtsnarren! Was der im Turm euch auf den Hals betet, das kommt doch! Ich weiß, was ich weiß. Und euer Bischof da oben weiß das auch, warum will ihm denn sonst heute das Essen nicht schmecken? Aber es hilft euch alles nichts. Gott erbarme sich!"

Sie latschte auf großen Bastschuhen schimpfend aus der Tür. Der Bratenwender lachte laut hinter ihr her, aber einer von den böhmischen Dienern gab ihm einen Stoß mit dem Ellbogen.

„Halt's Maul, deutscher Hund! Der im Turm hört dich!"

„Laßt ihn! Was geht mich dein Lump von Heiligen an? Unser Herr soll wohl gewußt haben, warum er ihn festgesetzt —"

Er kam nicht zu Ende, wie eine Katze sprang der Böhme ihm an den Hals, die beiden rollten schnaufend und wütend auf dem schmutzigen Lehmboden der Küche. Der Koch riß sie scheltend zwischen dem schreienden Küchenvolk auseinander.

„Ihr Lotterpack! Wollt ihr Ruhe halten? Was soll Seine Gnaden denken, wenn er den Lärm hört? Auspeitschen sollte man euch, einen wie den andern!" —

Seine Gnaden hatten den Lärm aber nicht gehört. Er hörte auch nicht, daß seine böhmischen Gäste oben im Saal über dem roten Ungar wüst und laut wurden und sogar Trinklieder brüllten, daß die in der Küche sich bekreuzigten. Die Herren waren froh, daß es heute nicht so zahm herzugehen brauchte, wie wenn der Bischof oben am Tisch saß.

Die Dienstleute wußten, daß keiner ungerufen des Bischofs Tür nahe kommen durfte. Aber der weißköpfige Hausmeister, der unter dem vorletzten Bischof als Küchenjunge an den Hof gekommen war und nun dem dritten Herrn diente, nahm sich allerlei heraus, wozu sonst keiner den Mut hatte. Es war gut und recht, wenn einer den Eifer für sein Amt hatte, ob er nun Bischof oder Schweinetreiber war. Aber seine Gnaden waren auch nur ein Mensch von Fleisch und Blut, und wenn der Leib

nicht sein Recht bekommt, will der Geist auch nicht mehr. Es waren jetzt acht Stunden, daß Seine Gnaden keinen Bissen über die Lippen gebracht hatten.

Der alte Mann mußte aber lange mit seinem Becher heißen Würzweins und dem silbernen Teller mit Brot vor der Tür stehen, rufen und klopfen, ehe drinnen der Riegel zurückgeschoben wurde.

„Wer ist da? Ich will nicht gestört sein. Ach du, Wilhelm."

Der Bischof nickte dem Hausmeister zerstreut zu.

„Ja, ja, ich weiß, du meinst es gut, Alter. Setz mir den Becher her, vielleicht kommt mir der Durst und Hunger noch."

Er ging zerstreut wieder an den Tisch, von dem er eben aufgestanden war. Ein schwerer Tisch auf klobigen Löwenfüßen, auf dem ein paar Wachskerzen in metallenen Leuchtern brannten. Die Platte war ganz zugedeckt mit Schriften, Pergamenten, Büchern. Virgil, Terenz und neben den römischen Heiden die heiligen Väter Thomas und Augustin. Ein paar verstaubte Rollen darüber, und eine davon ausgebreitet, an der ein großmächtiges Siegel hing – ‚Gregorius episcopus, servus servorum Dei' –

Der Bischof stützte den Kopf auf die Hand und sah starr auf die schwarze Schrift hin. Vierzig Jahre, seit diese Ketzerbulle ausging gegen die tollen Stedinger Bauern, die den Teufel anbeteten. Dieses armselige Stück Pergament war eine schreckliche Waffe gewesen. Diese schwarzen Lettern waren zu Spießen geworden, zu Schwertern, zu Scheiterhaufen. Es war ein Blutgericht über das verfluchte Land gegangen, von dem die Kindeskinder der Übriggebliebenen noch nach hundert Jahren sprechen würden. Jetzt war es still geworden da unten in der Stedinger Marsch.

Aber diese Worte und Lettern waren noch lebendig. Sie hatten in der Lade gelegen und gewartet, bis ihre Zeit wiederkam, bis sie wieder morden und richten und zu Spießen und Feuer-

bränden werden konnten. Es hatte ihm keine Ruhe gelassen, bis er sie vorhin wieder herausgeholt hatte.

Er wußte nicht, wie lange er so gesessen hatte. Es kam ihm plötzlich ein Grauen an vor diesem gelben Pergamentblatt, er stand auf und fing an, unrastig auf und nieder zu gehen. Sein Gesicht hatte jetzt, wo er mit sich allein war, nicht mehr das Straffe, Frische, das es unter dem eisengrauen Haar so jung machte, es war gefurcht und sorgenvoll.

Einmal brach er sich beim Gehen einen Brocken Brot ab und aß den, aber den Wein rührte er nicht an. Zuletzt ging er zum Betschemel, der an der Wand unter dem Kruzifix stand, und kniete da.

Dieses Kreuz war sehr groß und von dunklem Holz. Aber der Kruzifixus war kein nackter, gequälter Mann, der unter der Dornenkrone blutete. Er stand groß und frei am Kreuz, wie ein König vor seinem Thron, und trug sich auch wie ein König in einem langen, reichen Rock und Mantel und einer Krone. Er breitete beide Arme an den Querbalken des Kreuzes aus, als ob er die ganze Welt fassen und zu eigen nehmen wollte. Das war der Christus, den Bischof Bruno von Olmütz anbetete.

Er kniete da lange. Dann stand er schwer und müde auf und ging zu dem Spannbett, das an der Wand stand.

Als er mit einem schreckhaften Laut aus dem Schlaf auffuhr, war es sehr still in der Kammer. Diese sonderbar heimlich lebendige Stille, die nur die tiefste Nacht hat. Er mußte Stunden geschlafen haben, die Wachskerzen waren weit heruntergebrannt. Er starrte in die grelle, unruhige Flamme hinein und fühlte, daß sein Herz noch in schweren Stößen schlug.

Er hatte einen Traum gehabt. Der Dom zu Prag brannte, bis hoch über den Turm herauf. Alle die schweren behauenen Mauersteine und Bogen und Pfeiler brannten, als ob sie Holz und Stroh wären. Es war eine lautlose, schreckliche, gelbrote Feuerhölle. Der große, steinerne Sankt Veit über dem Portal

stand erst noch, aber auf einmal sprang eine Flamme zu ihm hin und umfaßte ihn, er schwankte ein paar Mal wie im Winde und stürzte dann mit einem krachenden Schlag herunter. Der Bischof tat einen Schrei und war wach.

Ein paar Augenblicke saß er und sah ins Licht. Und dann plötzlich stand er auf, nahm einen metallenen Leuchter und ging aus der Tür.

Es war sehr dunkel. Der unruhige Schein der einen Kerzenflamme schoß vorwärts und wieder zurück, daß der schwere Schatten vor ihm auseinanderfuhr und wieder zusammenschlug. Ein paar aufgestörte Fledermäuse fuhren mit sonderbar knackendem Flügelschlag von den Wänden gegen das Licht und kreisten unter der niedrigen Decke des langen Ganges.

Ganz an dessen Ende lag die Turmkammer, und eine kleine Wächterstube davor. Der Knecht, der Wache halten sollte, lag auf der Bank und schnarchte mit offenem Mund. Aber bei dem Tappen der Schritte wachte er doch auf und starrte den Bischof an wie ein Gespenst. „Jesus, Marie, Joseph, Seine Gnaden!"

Der Bischof ging ruhig an ihm vorüber. Mochte er denken, was er wollte.

Er schob leise den großen, festen Riegel zurück.

Stickige, schwüle Luft in der Turmkammer. Der Mensch da auf dem Stroh in der Bettstatt schläft, hat die grobe Decke ganz zurückgestoßen, daß er fast nackt liegt, die Arme unter den starken Nacken geworfen. Die rauhhaarige Brust unter dem großen Bart und den Schultern breit und knochig. Ein Mann, der sich viel hat wehren und durchschlagen müssen im Leben. Und nicht nur nach außen. Dieses eckige, grobe Gesicht hat böse Furchen von Leidenschaften und Leiden. Aber es ist jetzt eine große Ruhe darüber, wie bei einem schlafenden Kind!

Der Bischof macht eine unbewußte Bewegung, da fährt der Mensch aus dem Schlaf, setzt sich aufrecht und sieht geblendet in die Kerze.

„Wer – was ist da?"

„Burkard!" sagt der Bischof laut, ganz ohne es zu wollen. Im Augenblick, wo es heraus ist, erschrickt er.

Der Mensch hat sich jetzt besonnen und ist ganz wach. Er nickt, aber ohne Verwunderung.

„Ich wußte, daß du mich erkanntest, Bischof. Es ist lange her, daß wir uns gesehen haben."

Der Bischof sieht vor sich hin.

„Ja. Vierzig Jahre, Burkard. Damals hast du das Kreuz getragen und bist neben mir gegen die Ketzer geritten."

Der Mann antwortet nicht. Er hat sich die grobe Kutte übergeworfen, wirft mit einem Ruck die hageren Beine über den Rand der Bettstatt und steht auf den Füßen.

„Ich weiß nicht, was du hier bei mir willst, Bischof", sagt er grob.

Der Bischof tut langsam die paar Schritte zu dem kleinen, engen Mauerfenster hin und setzt seinen Metalleuchter auf die steinerne Brüstung.

„Was ich will? Das will ich dir sagen. Zu dem Ketzer bin ich nicht gekommen. Ich komme zu Bruder Burkard. Und dem will ich einen Rat geben."

Er ist einen Augenblick still, dann sieht er den Mann fest an.

„Was du heute morgen geredet hast, war Lästerung und vor Gott und Menschen verdammlich. Du mußt das widerrufen, dann kann ich dich retten. Das wollte ich dir sagen."

Der Ketzer schüttelte den Kopf.

„Ich kann das nicht widerrufen, Bischof!"

„Du mußt können! Es geht dir an Leib und Leben!"

„Spar deine Worte, Bischof. Ich kann und ich will nicht."

Der Bischof tritt heftig mit dem Fuß auf die Erde.

„Mensch, du bist toll! Weißt du, was das heißt, bei lebendigem Leibe brennen?"

Der Ketzer zuckte die Schultern.

„Einen Tod müssen wir alle sterben. Viele von den heiligen Märtyrern sind mit Feuer verbrannt."

„Die starben für den Glauben!" fährt der Bischof ihn an, „und du – du – deine Lästerreden hat dir der leibhaftige Satan eingeblasen! Von Verstande bist du, wenn du nicht Widerruf tust!"

Der Mensch sieht ihm ruhig und stet ins Gesicht.

„Ich bin bei Verstande so gut wie du, Bischof. Und ich kann nicht widerrufen, was mir offenbart ist."

„Die Offenbarung ist bei der heiligen Kirche. Willst du dich erheben über die?"

„Die Kirche hat die Offenbarung für alle. Es gibt eine Offenbarung für Auserwählte. Gott hat meine Niedrigkeit angesehen."

Der Bischof schüttelt heftig den Kopf, die Hand über den Augen, und macht einen abgebrochenen Laut, der wie ein Stöhnen klingt. Dann läßt er die Hand wieder schlaff fallen und sieht den andern an.

„Burkard", sagt er heiser, „ich bin jetzt an die dreißig Jahre Bischof gewesen und habe in den dreißig Jahren keinen Ketzer richten müssen in meinem Bistum. Erspare mir das! Tue mir das nicht an!"

Es ist eine sonderbare, unterdrückte Aufregung in seinem Ton. Dieser große Herr und Bischof steht auf einmal als der Bittende vor dem Ketzer.

Der lehnt mit gekreuzten Armen an der Bettstatt und sieht ihn an.

„Als du gegen die Stedinger geritten bist, ist es dir nicht schwer geworden, die Ketzer mit eigener Hand zu richten, Bischof", sagt er langsam.

Einen kurzen Augenblick spricht keiner. In des Bischofs Gesicht ist ein Arbeiten, als ob er sich innerlich gegen etwas wehrte. Aber dann hebt er auf einmal den Kopf und sieht dem andern gerade in die Augen.

„Burkard, ich habe einmal geglaubt, daß du ein rechtes Werkzeug der heiligen Kirche werden solltest. Und ich habe gemeint, ich hätte deine Seele in meiner Hand und wäre berufen, dich dazu zu machen. Ich weiß nicht, ob das menschliche Hoffart war. Aber es läßt mir jetzt keine Ruhe, daß ich dich so wiedergefunden habe. Was soll ich antworten, wenn Gott deine Seele von mir fordert? Darum bin ich jetzt zu dir gekommen —"

Er spricht nicht weiter. Der Ketzer hat sich suchend umgesehen, geht und holt den hölzernen Schemel vor der Tür und stellt ihn dem Bischof hin.

„Das Stehen wird dir sauer, Bischof. Ja, du hast meine Seele auch in der Hand gehabt, wie sonst kein Mensch. Ich habe an dich geglaubt wie an Gott. Aber das ist lange her."

Er starrt in das Licht und fragt dann plötzlich: „Weißt du noch, wie wir uns zuletzt gesehen haben?"

„Vor Oldenesche?"

„Ja, vor Oldenesche. Du saßest auf deinem Pferd und sahest zu, wie sie totschlugen, denen du dein Wort gegeben hattest. Weiber und Kinder! Und du tatest den Mund nicht auf."

Des Bischofs Gesicht ist plötzlich hart.

„Es waren Ketzer."

„Es war dein Wort. Das Wort eines großen Herrn und eines Priesters, Bischof!"

Der Mensch beugt sich heftig vor und klemmt die Hände fest um das Holz der Bettlade, daß sie knackt und knarrt.

„Wie ich dir in der Stunde das Kreuz vor die Füße geworfen habe, da habe ich dich verflucht! Dich und Gott und die Heiligen! Wenn das Gott dienen heißt, will ich den Teufel anbeten und dem meine Seele verschreiben! Und bin den Stedingern nach, was die Beine laufen wollten."

Er stockt und starrt böse vor sich hin. Dann spricht er weiter, als ob er sich selbst das alles vorerzählte.

„Die Ketzer haben mich totschlagen wollen, wie sie die Mönchs-

kutte gesehen haben. Da habe ich die heruntergerissen und mit den Füßen getreten und darauf gespieen. Sie haben gelacht und haben mich mitgenommen."

Wieder eine solche schwere Stille, durch die man das Knistern und Tröpfeln der Wachskerze hört. Des Bischofs Gesicht ist ganz im Schatten.

„Wir sind nach Friesland zu, immer nur bei Nacht, und bei Tage haben wir in Scheunen und Knicks still gelegen, weil sie hinter uns her waren wie die Wölfe. Zuletzt sind wir über das Wasser auf eine Hallige. Da sind wir geblieben. Es war viel Holz angeschwemmt, davon haben wir uns Hütten gemacht. Gute Tage haben wir nicht gehabt. Den Teufel haben die Ketzer nicht angebetet, aber für den Herrgott und die Heiligen haben sie auch nicht viel Worte gehabt. Und wenn sie von den Geschorenen sprachen, haben sie geflucht und ausgespuckt. Ich habe mir die Tonsur zuwachsen lassen und habe mir ein Weib genommen. Kinder haben wir auch gehabt. Zwei Jungen."

Der Mensch sitzt ganz zusammengesunken, er sieht alt und gramvoll aus. Er atmet ein paar Mal ganz schwer.

„Es hat uns viele Jahre keiner gefunden. Aber an einem Tag im Sommer sind ein paar auf einem Schiff gekommen, zwei Dominikaner. Die haben wie die Füchse herumgespürt, wo sie konnten. Mit unsern Mannsleuten sind sie sich fast an die Köpfe gekommen, wie sie die haben aushorchen wollen. Da haben sie sich an die Weiber gemacht, als wir auf See waren. Wo wir herkämen, und wo wir Kirchenzehnt gäben, und ob die Kinder getauft wären? Sünde und Schande wäre das, daß wir so wie die Heiden lebten. Und an einem Sonntag haben sie auch Messe gelesen, aber von uns ist keiner gekommen. Da haben sie hinterher böse Reden geführt, und Wessel Nilsen und Klaas und Dierk und andere sind zu mir gekommen und haben gesagt: wenn wir den Hunden nicht das Maul stopfen, geht das nicht gut, die holen sich Helfershelfer. Und ich, Narr der ich war, habe da-

gegen geredet: das hätte ihnen der Teufel geraten, und wir wollten uns keine Todsünden auf den Kopf laden; und wenn wir Frieden hielten, müßten die es auch. Eine Woche oder zwei haben sie auf mich gehört, aber dann haben sie gesagt: eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus, und du bist auch einer von denen. Da bin ich still gewesen. Und einmal, wie die Pfaffen haben nach einer andern Hallig herüber wollen und ein paar von uns mithaben wollten, sind wir uns einig geworden. Die Hunde sind auch nicht lebendig wiedergekommen. Leicht haben sie es uns nicht gemacht, und Wessel Nilsen hat mit daran glauben müssen. Aber wie wir zurückfuhren, hat die Luft schon so branstig gerochen. Es ist keiner am Strand gewesen und alles ganz still. Und wie wir über die Düne heraufkommen, haben wir es gesehen. Von unsern Häusern kein Stein und kein Sparren mehr: nichts als Asche und Qualm. Und nichts Lebendiges mehr auf der ganzen Hallig, sogar die paar armseligen Schafe totgeschlagen. Und die Menschen, bis auf die kleinen Kinder herunter. Telse auch und die zwei Jungen. Und auf eine Brandstelle hatten sie ein hölzernes Kreuz hingesteckt, recht wie zum Spott."

Das Gesicht des Bischofs steht wie ein weißer Fleck undeutlich im Schatten. Der Ketzer hat eine Handvoll Stroh aus der Bettstatt herausgezogen, die zerreißt und zerrupft er heftig, während er spricht, in lauter kleine Fasern.

„Ich habe mich da auf die Düne geworfen und geschrieen wie ein Tier. Die andern sind über mich her und haben mir den Schädel einschlagen wollen: ich hätte es schuld, daß es zu spät war! Ich mit meinem Schwatzen und frommen Reden. Sie ließen mich halbtot da liegen. Ich weiß nicht, wohin sie fuhren; die paar Boote hatten sie mitgenommen. Ich blieb ganz allein. Ich grub die Toten ein, Telse und die Kinder, und alle. Aber das Kreuz setzte ich ihnen nicht aufs Grab, das warf ich ins Wasser. Verflucht habe ich mich, daß ich den Pfaffen zu Gun-

sten geredet hatte. Gott gnade allen Glatzköpfen, die mir von nun an über den Weg liefen! Die sollten mir dafür zahlen, sowie ich von der Hallig herunter war!

„Ich kam aber nicht weg. Ich saß alle Tage und wartete auf ein Schiff, das mich mitnehmen sollte. Möweneier und Fische fraß ich und kroch nachts in die Dünen, irgendwo nah bei dem Platz, wo ich Telse und die Jungen begraben hatte. Aber ich schlief nicht. Es ging mir im Kopf herum und stach und brannte wie Feuer."

Der Mensch sitzt und sieht mit bohrenden, grübelnden Augen vor sich ins Leere. Er spricht jetzt schwerfällig und abgebrochen, als ob die einzelnen Worte im Dunkeln nach etwas tasteten.

„Der Teufel hätte ihnen geraten, hatte ich den andern ja gesagt: Warum hatten wir dann nicht zur rechten Zeit auf den Teufel gehört? Dann wären uns diese verfluchten Mordbrenner nicht auf den Hals gekommen. War der Teufel aber böse, wenn er doch Gutes raten konnte? War Gott denn gut, wenn er litt, daß seine Diener böse waren? Was war denn gut? Was war böse? –

„Ich träumte auch in diesen Nächten und hatte Gesichte. Es kamen viele zu mir, die lange tot und gestorben waren. Meine Mutter kam. Da kehrte ich mich weg und sagte: Was willst du hier? Du bist deinem Sohn eine schlechte Mutter gewesen! Und sie ging an mir vorbei und antwortete: es soll lieber mein eigen Fleisch und Blut mir fluchen als Gott! – Engelke war auch da, Engelke vom Bruchhof. Aber sie blieb von fern stehen, und wie ich die Hand ausstreckte, da schrie sie ganz laut: Faß' mich nicht an! Um deiner Seelen Seligkeit willen! In einer Nacht kam auch der Pater Prior. Da freute ich mich und sagte zu ihm: Pater, wißt Ihr nun, wie das Böse in die Welt gekommen ist? Aber auf einmal war es nicht mehr der Prior, sondern der Steding, der Ketzer. Und der lachte und sagte: Wenn man sieht, wie es heute in der Christenheit her-

geht, so sollte man glauben, daß der Satan ein größerer Herr wäre als der Herrgott selbst. Das alles kam mir wieder. Und noch vieles sonst, was ich in meinem Leben gesehen und erfahren habe. Allerlei Sünde und Bosheit und Verkehrtheit und Jammer. Vieles, was den Teufel freut, und wenig, was Gott freut. Ich sah, daß alle Menschen und die Priester Gott im Mund hatten und Teufelswerk taten. Und viele hießen des Teufels Diener und Genossen, von denen ich doch wußte, daß es fromme Leute waren. Und das alles fraß an mir, weil ich es nicht verstand. Und zwischendurch schrie ich nach Telse und den Kindern, die doch in der Erde lagen, und betete zum Satan, und verfluchte Gott und die Heiligen, daß sie mich nicht hatten sterben lassen!

Er hat hastig und wirr gesprochen, daß der Bischof die lange Rede nur halb versteht. Jetzt streckt er plötzlich den Kopf vor, in seine Augen kommt wieder dieses unruhige Flackern.

„Ich wußte aber nicht, daß das die sieben Höllen waren, durch die ich sollte. Und in einer Nacht kam die Offenbarung zu mir. Es war ein großer Sturm und Hochflut. Da kam es wie eine Stimme aus den Wassern und in mein Ohr, die sagte: Im Anfang war die heilige Eins, die vier ist, und aus der alles hervorgeht. Das Gute ist aus Gott, und das Böse ist aus Gott. Denn Lucifer ist der vierte in der Gottheit und ist der unschuldige Gott. Und du sollst hingehen und ihm eine Kirche bauen –"

Der Bischof rührt sich auf seinem Holzschemel. Es ist, als ob da dem Menschen sein Zuhörer auf einmal wieder einfällt. Er steht heftig auf, nimmt den Leuchter mit der Kerze, die ganz tief heruntergebrannt ist und setzt ihn auf die Steinfliesen, daß der grelle Schein dem Bischof ins Gesicht fällt. Das sieht fahlgelb und alt aus, mit einem schmerzhaft gespannten Zug darin.

Der Ketzer bleibt dicht vor ihm stehen und sieht herunter.

„Bischof", fragt er ganz plötzlich, „ist es Sünde, seinen Eid und sein Wort zu brechen?"

Die Stimme des Bischofs hat gar keinen Klang: „Ja", sagt er nur.

„Aber wenn man einem Ketzer sein Wort bricht, so ist das gottgefällig und gut?"

Der Bischof zögert. Als er antwortet, spricht er langsam.

„Wenn es zu Gottes und der heiligen Kirche wahrem Nutz ist, so ist es keine Sünde. So wäre es eher Sünde, das Wort zu halten."

Der Ketzer beugt sich vor.

„Aber wenn Böse gut und Gut böse sein kann, so sind sie ja eins. Was aber eins ist, das muß von Einem kommen. Oder ist etwas in der Welt, das wider Gottes Willen kann?"

„Nein", sagt der Bischof heiser, wie unter einem Zwang. Der Zwang kommt aus den Augen des Menschen, die ganz nah über ihm sind.

„So ist das Böse auch nicht wider Gottes Willen, und ist von ihm. Und ich sage dir, Bischof, jeder Mensch muß sein Teil Böses tun und leiden, weil er ohne das nicht erkennt, was gut ist, und sich erhebt über seine Brüder. Aber weil Lucifer einer ist, und die andern sind drei, so darf auch nur der vierte Teil am Menschen dem Lucifer gehören und nicht mehr –"

Der Ketzer reckte sich ganz auf und reckt den Kopf und beide Arme.

„Ehre und Lob und Anbetung dem Herrn Lucifer, dem hellen Morgenstern von Ewigkeit her –"

Er stößt in heftiger Bewegung mit dem Fuß an den Leuchter, daß er umfällt und die Kerze erlischt. Einen Augenblick sind sie beide wie blind. Dann sehen sie auf einmal, daß schon ein grauer, frostiger Schein durch die schmalen Mauerfenster kriecht und die Kammer voll davon ist.

„Apage, Satanas!" sagt der Bischof plötzlich laut und hart

und steht auf, mit einem Ruck, als ob er etwas von sich schüttelt; „führe uns nicht in Versuchung!“

Sie stehen jetzt beide, Auge in Auge. Es ist eine kurze Stille. Das Gesicht des Bischofs ist auf einmal streng und ganz ohne Mitleid.

„Ich frage dich noch einmal und zum letzten Mal, Bruder Burkard, ob du Rat annehmen und deine Lästerungen widerrufen willst?“

Der Ketzer ist wieder ganz ruhig geworden, von einer starren, gleichgültigen Ruhe.

„Du weißt das ja, Bischof: nein.“

„So weißt du auch, was meine Pflicht als eines christlichen Bischofs ist. Gott sei dir gnädig, Mann!“ – –

An diesem Tage ließ der Bischof seine Gäste auch allein zur Jagd reiten. Er kam nachher zu Tisch, aber er saß so streng und unnahbar obenan, daß rechts und links die Tafel hinunter kein lautes Wort sich heraustraute und der dicke Molik von Lipa fast erstickte an den Späßen, die er mit der Brühe herunterschlucken mußte. Die kleine Mlada, die neben Seiner Gnaden saß, sah ganz sittsam und verängstigt nur vor sich auf ihren Teller, soviel auch die ganz jungen Junker unten am Tisch Augen warfen.

Als die Tische weggetragen wurden, fanden sich die böhmischen Herren ganz von ungefähr zusammen. Der alte Rosenberger schnippte mit den Fingern.

„Wenn es hier schlecht Wetter wird, reite ich morgen nach Haus.“

Einer von den andern nickte.

„Der Ungar wird ja essigsauer im Krug, wenn man ein Gesicht darüber macht wie ein Leichenbitter.“

„Was hat der Alte denn?“

Der von Lipa zuckt die Schultern.

„Mein Knecht schwatzt so etwas von dem Ketzer, der im

Turm steckt. Heilige Muttergottes, so einen Hund brennt oder hängt man, so ist man ihn los. Aber sich den guten Hunger oder Durst dadurch verderben lassen – zum Teufel, nein!"

„Schade, daß sie dich nicht zum Bischof gemacht haben, Molik! Du machtest das besser als dieser bärbeißige Deutsche!"

Sie lachten lärmend. Der alte Wenzel sah sich vorsichtig um.

„Ja, ja, der Deutsche. Aber es ist noch nicht aller Tage Abend! Wer reitet morgen mit mir nach Rosenberg, Herren?" – – –

In der Küche und den Knechtekammern wurde auch getuschelt, gefragt, gezankt. Der Lorenz, der vor der Turmkammer die Wache gehabt, hatte in aller Herrgottsfrühe Seine Gnaden herauskommen sehen mit einem Gesicht, als ob er dem Leibhaftigen begegnet wäre. Es lief ihm noch kalt über den Rücken, wenn er daran dachte; er schlug ein Kreuz beim Erzählen.

Den Ketzer bekam keiner zu sehen. Aber die alte Hexe, die Swatawa, horchte und kroch überall herum, weissagte Pest und Krieg und Weltuntergang und sah selbst dabei aus als ob sie das Pestweib wäre. Die paar böhmischen Diener hielten sich zu ihr, und auch Mladas Mädchen. Nur die eine hatte sich einmal im Dunkeln hinter dem Hundezwinger mit dem Bratenwender, dem Deutschen, geküßt, aber sie war nachher von den andern kreuzjämmerlich durchgebläut worden, daß sie heulte und alles versprach, was sie wollten. Es gab heimlichen Krieg jetzt, böse Blicke und Schimpfworte, und eine wunderlich gedrückte Stimmung.

Gerüchte haben schnelle Beine und viele Zungen. Die Bischofsleute gingen in die Stadt hinunter. Die Bauern kamen von den Dörfern zu Markt nach Kromierciz herein und trotteten oder karrten mit ihren leeren Tragkörben wieder nach Haus. Slowenische Hausierer schleppten ihre schweren Bandkasten auf krummen Rücken von einem Dorf ins andere. Bettler und allerlei Gesindel trieb sich auf den Landstraßen umher und nächtigte um Gotteslohn in Bauernscheunen.

Bisweilen liefen die Gerüchte zehn Meilen an einem Tag und weiter. Bisweilen lagen sie an einem Ort ein paar Tage fest und machten den Leuten den Kopf heiß. Dann liefen sie um so größer weiter.

Es waren in diesen hellen Herbsttagen Leute aus dem Marchland über die Fähre am Fluß gekommen, die zu dem heiligen Mann wollten. Als sie zurückkamen, waren sie aufgeregt und verstört. Sie hatten die Kapelle verschlossen und verrammelt gefunden, die Hütte daneben offen, aber leer, und keine Spur von dem heiligen Mann.

Es war Sankt Wenzelstag, und dem zu Ehren wurde gejohlt und getrunken im Dorf, was das Zeug hielt. Die Weiber trugen rotbunte Tücher, die in der grellen Sonne wie Feuer in die Augen stachen, und die Dudelsackmänner auf dem flachen Platz vor den Dorfhäusern bliesen mit vollen Backen aus einer Wolke von Staub heraus, die von dem Stampfen und Springen der juchzenden Burschen und Mädchen aufflog.

Als die fremden Wallfahrer vorbeikamen, lief alles um sie zusammen.

„Was? Jesus Maria! Der heilige Mann weg?"

„An Bartholomäi ist er noch dagewesen, ich habe ihn selbst gesehen!"

Eins von den fremden Weibern, das ein Kind auf dem Rücken schleppte, heulte in die Schürze hinein.

„Drei Tage sind wir gelaufen, und nun nützt es nichts. Ich wollte das Kind hinbringen, es ist krank, dieses ganze Jahr schon. Und nun muß es sterben, wenn es nicht schon tot ist, heilige Muttergottes –"

„Weiß denn keiner, wo der heilige Mann ist?"

Einer von den Fahrenden nahm den Dudelsack unter den Arm und drängte sich dazwischen.

„Habt Ihr das denn nicht gehört? Der Bischof hat ihn eingesperrt, weil er ein Ketzer ist!"

„Ein Ketzer?"

Das kam aus einem Dutzend Kehlen zugleich; der Woytech, der herumgefahren war, packte den Mann vorn an der Jacke und schüttelte ihn.

„Mensch, wahr deine verlogene Zunge! Der ein Ketzer? Wenn der einer ist, so ist der Bischof selber ein Ketzer, sage ich dir!"

Der Dudelsackmann machte sich mit einem Ruck los.

„Grober Klotz, der du bist! Was geht mich denn das an? Ich sage, was ich gehört habe. In Kromierciz sitzt er, wenn sie ihn nicht schon nach Olmütz gebracht haben."

„Heiliger Wenzel! Hat denn Gott kein Wunder getan, als sich diese Hunde an ihm vergriffen haben?"

„Jesus Maria, jetzt ist keiner mehr da, der uns hilft!" heulte eins von den Weibern, „warum haben sie ihn uns weggenommen?"

„Warum? Weil die Pfaffen Wölfe sind, die lieber alles selbst fressen", schrie ein frecher Bursche dazwischen, „Angst haben sie, daß ihr dem mehr gebt als ihnen, die deutschen Giermäuler!"

„Das hast du für die deutschen Giermäuler!" Einer von den Deutschen im Dorf, ein breiter, blonder Bauernjunge, warf ihm seine Faust ins Gesicht; im nächsten Augenblick kollerten die zwei wütend verschlungen und fluchend auf der Erde, gerade dem Dudelsackmann vor die Füße, der lachend zurücksprang.

„Rauft euch doch lieber mit den Pfaffen, daß die euch euren Mann zurückgeben!"

„He ja, die Pfaffen!"

Der Woytech war schon ganz betrunken, das Wort schlug ein in seinen dumpfen Kopf. Er fuchtelte mit den Armen wie besessen.

„Wir wollen zum Pfaffen! Der Pfaffe soll uns den heiligen Mann herausgeben, oder wir schlagen ihn tot! He, vorwärts zum Pfaffen!"

Viel Vernunft hatten sie alle nicht mehr in den Köpfen, sie

schrieen, johlten, rannten, einer schob und puffte den andern. Auch die Fremden mitten dazwischen, und die Weiber. Wer nicht mitmachen wollte, der wollte mitsehen. Der Dudelsackmann, der hintennach lief, lachte aus vollem Halse, setzte dann die Pfeife an und blies näselnd in den Lärm hinein.

Der Kaplan Antonius saß vor seiner Tür und sah in die Sonne. An einem Heiligentage arbeiten war sündhaft, und über dem Brevier sitzen war nie seine starke Seite gewesen.

Als er das Geschrei vom Dorf herauf hörte, schüttelte er den Kopf. Des Morgens hielt der Herrgott Kirche und des Abends der Teufel. Der hatte das Tanzen und Saufen erfunden.

Er horchte plötzlich auf. Kam das nicht näher?

Richtig, sie mußten hier heraufkommen. Nun war der tolle Lärm schon ganz nah. Viele Stimmen, Johlen und Heulen, und ein Dudelsack war dazwischen.

Der Priester stand hastig auf und trat ein paar Schritte an seinen Lattenzaun. Da waren auch schon die ersten, schreiend, wie toll dem Haufen voran. Der Woytech dabei, und ein paar andere Lärmmacher und Raufbolde.

„Halt! Zurück! Was wollt ihr?"

Aus dem johlenden Geschrei konnte er erst nach und nach etwas heraushören.

„Was? Den heiligen Mann? Was habe ich mit dem zu tun? Seid ihr toll geworden?"

Er wurde überschrien, keiner hörte auf ihn. Die von hinten drückten und schoben, plötzlich krachte der Lattenzaun, wie die Wilden trampelten und sprangen die vordersten über die Krautbeete.

Mit einem Satz war der Kaplan dazwischen, seine breite Bauernhand klatschte dem Woytech in das rotgetrunkene Gesicht, daß er heulend zurückfuhr.

„Wollt ihr hinaus! Schämen sollt ihr euch, ihr gottverlassenes Gesindel! Rechte Freude können die Heiligen an euch haben

und der heilige Wenzel heute, daß ihr euch betrinkt wie die Schweine! Macht, daß ihr nach Haus kommt!"

Sie waren schon alle draußen und waren auf einmal still geworden. Die Art Seelenpflege verstanden sie. Der Woytech rieb sich die Backe, und der Fährmann Milota hatte die Kappe heruntergerissen, drehte die in den Händen und bückte sich hastig, um dem Priester die Rockärmel zu küssen.

„Ich glaube, Ihr habt recht, Hochwürdiger!"

Sie trotteten ab, zahm wie eine Herde Schafe. Unten im Dorfe trafen sie die paar Verständigen und Alten, die zurückgeblieben waren. Die sahen ihnen finster entgegen. Es waren verbissene, harte Gesichter dazwischen. Der alte Slawek, der schon einen schlohweißen Kopf hatte, drohte ihnen mit der Faust:

„Schreien und Lärm machen, das könnt ihr, weiter nichts! Und die Pfaffen lachen euch aus!"

Sie waren alle geduckt und etwas nüchtern geworden, es dauerte eine gute Stunde, bis der Lärm wieder im Gange war. Aber dann wurde es lustiger als vorher. Die fremden Wallfahrer bekamen auch Most und Bier, die Männer betranken sich. Als der Fährmann sie gegen Abend übersetzte, weil sie nach Haus mußten, sangen und schrieen sie laut durcheinander. Das Gerücht lief mit ihnen.

Der Kaplan war in seinem Garten stehen geblieben, als der Haufen abzog, und hatte ihnen mit gerunzelter Stirn nachgesehen. Dann war er zu seinem Lattenzaun gegangen und hatte angefangen, daran herumzubasteln und die einzelnen Pfähle aufzurichten. Es war freilich ein Heiligentag, aber dieses war die Geschichte von dem in den Brunnen gefallenen Esel. Wenn er das Loch diese Nacht offen ließ, kamen ihm die Hasen oder die Wildschweine herein, und dann war morgen von seinen Krautköpfen kein Stumpf und Stiel mehr zu sehen!

Als er anfing, machte er noch ein böses Gesicht. Aber während er gebückt über den Zaun stand, kam langsam wieder

die ehrliche Güte in seine Augen, und zuletzt lachte er in sich hinein.

Mit einem Dudelsack waren sie angerückt und hatten ihm das Haus stürmen wollen! Und wie sie nachher zahm und mit hängenden Köpfen wieder abgetrottet waren!

Kindsköpfe waren sie, alle miteinander! Das siedete auf wie Wasser auf dem Feuer, und war dann doch mit einem Atemzug ausgeblasen. Mit denen mußte der Herrgott auch einmal umgehen wie mit ungezogenen Kindern, denen man auf die Finger schlägt und sie dann lachend wieder laufen läßt – nicht wie mit großen vernünftigen Leuten, die wissen, was sie tun!

Der Kaplan stand einen Augenblick, besah sich die fertige Arbeit und besann sich. Dann klopfte er sich Erde und Bastfasern vom Rock, nahm den festen Handstock, der an der Bank lehnte, und ging langsam aus dem Tor und den Weg entlang, der zu den Fachwerkhäusern oben im Dorf führte.

Der Schaumburger hatte sich hörige Bauern aus der Grafschaft mitgenommen, als er Bischof in Olmütz wurde, und hatte die als freie Leute auf Kirchenzehntland gesetzt. Einer von denen wohnte da oben. Er hatte sich einen Hof gebaut, wie er es zu Hause kannte, mit breiter Diele, an der die Kühe rechts und links standen, und schaffte die Feldarbeit mit seinen drei großen Söhnen, so daß er keinen Knecht nötig hatte. Er hatte eine dicke lustige Frau, die viel schwatzte, aber er selbst war dürr wie ein Zaunstecken und hatte wenig Zähne mehr unter dünnen, schlauen Lippen. Es war, als ob diese Lippen die Worte festklemmten und nur brockenweise herausließen. Aber was herauskam, das war wenigstens gut deutsch, und deshalb ging der Kaplan gern Feierabends auf den Hof hinüber. Die Bauersfrau setzte ihm dann einen Becher Milch vor und schwatzte im Stehen ein Stück mit ihm, oder er ging mit dem Alten durch seine Felder und besah, wie das Korn stand, und durch den neueingezäunten Fohlenkamp. Sie mußten auf dem Weg an den Haferfeldern

des Woytech und der paar andern Kleinbauern im Dorf vorbei, und bei der Gelegenheit ging dem Stoffersbauern auch wohl einmal die Zunge los.

„Eine Schande, wie das Volk hier mit dem Acker und dem lieben Korn umgeht! Meinen Jungen hätte ich das Leder versohlt, wenn sie nicht mit zwölf Jahren schon bessere Furchen gepflügt hätten als die hier. Und das Korn, das sie dreschen, ist nachher in den Säcken auch halb Spreu. Wenn wir zu Haus dem Grafenvogt das Zinskorn so gebracht hätten, der hätte uns auf unserm eigenen Buckel das Dreschen gelehrt!"

Der Kaplan lachte. Nun waren sie im rechten Fahrwasser: zu Haus war alles besser gewesen! Hier gab es ja nur solches Gesindel, wie da die Fahrenden, denen der große Bauer um Gottes willen eine Satte Milch und ein Stück Speck gönnte! –

Es war gut für den Kaplan in der nächsten Zeit, daß er die Stoffersleute hatte. Seine übrigen Beichtkinder machten ihm zu schaffen. Nicht daß die Kapelle sonntags bei der Messe leer gewesen wäre, aber in den Beichtstuhl kam ihm kaum einer mehr, und wenn er durchs Dorf ging, gab es böse Blicke und widerwillige Grüße. Die Männer drückten sich um die Hausecke, und die Weiber rissen die Kinder schimpfend in die Tür, wenn der Priester daherkam.

Es lag etwas in der Luft, das fühlte er, aber er wußte nicht was. Es lief irgend etwas von Mund zu Mund, aber wenn er in die Nähe kam und hinhorchte, war es still. Es machte ihm Sorge und unruhige Nächte.

Die Berglehnen waren rostrot geworden, und nun fiel das Laub ab. Es hatte viele Tage geregnet, das graugelbe Wasser des Flusses war gestiegen und ging reißend, daß der Fährmann Milota nur noch schwer mit seinem Boot hinüberkam. Es war schlimm für das Dorf, denn ein paar Hütten lagen tief am Wasser. Das Fährhaus war schon ein paar Mal weggerissen, aber der Fährmann war mit dem Leben davongekommen und

baute das Haus immer wieder auf den alten Fleck, weil er es so gewohnt war, und weil er ja sonst immer ein Stück weiter bis zu seinem Boot gehabt hätte, wenn „Hol über" gerufen wurde.

Die drei letzten Tage hatte es geschüttet wie mit Eimern und Mollen. Dem Kaplan wurde der Kopf dumpf, wenn er nicht aus den vier Wänden herauskam. Als es jetzt um das Angelusläuten herum etwas aufhörte zu regnen und zwischen den grauen Wolkengeschieben ein trübgelber Streifen Himmel stand, hatte er noch einen Rundgang gemacht. Jetzt kam er von der Flußseite her wieder ins Dorf.

Es war schon dämmerig, aber er sah doch, daß irgend etwas Besonderes geschehen sein mußte. Die Leute standen zu zweien, dreien und mehr vor den Häusern zusammen. Er hörte aufgeregte Stimmen.

Er ging schneller, aber als er an die nächsten herankam, kehrte sich einer um, der die Schritte hörte. In einem Augenblick waren sie auseinander, ein paar in die nächste Tür, die andern schlenderten weiter. Erkannt hatte er keinen in dem Halbdunkel. Er rief aufs Geratewohl ein paar Namen, aber es antwortete nichts. Er bekam keinen zu fassen, der ihm Rede stand.

Vor der Hütte, wo der Woytech wohnte, hockte die Dubrawka auf der Erde. Sie hatte vor einer Woche ein kleines Kind bekommen, dem gab sie zu trinken. Als sie zufällig den Kopf hob und den Priester kommen sah, machte sie eine Bewegung, als ob sie aufstehen und weglaufen wollte, aber das Kind, das sie im Trinken störte, fing an zu schreien.

Der Kaplan stand auch schon vor ihr.

„Was habt ihr alle, Dubrawka? Ist ein Unglück geschehen?"

„Nichts Hochwürdiger – es ist nichts geschehen."

Er konnte ihr Gesicht nicht erkennen, aber er sah, wie sie scheu den Kopf geduckt hatte. Er runzelte die Stirn.

„Du lügst, Dubrawka. Weißt du, daß es eine große Sünde ist, seinem Beichtvater nicht die Wahrheit zu sagen?"

Das Weib fing plötzlich an zu schluchzen.

„Herr, Herr, warum fragt Ihr mich? Ich weiß nichts, gar nichts, ich bin ein armes Weib und habe meine Arbeit und kümmere mich nicht darum, was die andern schwatzen —"

Der Kaplan kehrte sich kurz weg und sagte kein Wort mehr. Die Dubrawka war alle paar Tage zu ihm gelaufen, wenn ihr Mann sie geprügelt hatte oder wenn nichts mehr zu essen im Haus war, und hatte manchen Krautkopf und manches Stück Speck mitgenommen. Jetzt wurde sie auch auffässig.

Er ging mit starken Schritten und sah sorgenvoll vor sich in die graue Regendämmerung. Was war denen allen in die Köpfe gefahren? War er selbst vielleicht schuld daran, hatte er sein Amt schlecht versehen?

Er war nicht nach seinem Hause gegangen, sondern nach dem Stoffershof. Als er jetzt über die Hofstatt ging, traf er den Bauern selbst bei dem Holzstoß, auf den er die letzten Scheite aufschichtete, die er heute gehackt hatte.

Er war einen Augenblick still auf die hastige Frage des Kaplans.

„Hm. Was sie im Dorfe haben?"

„Wißt Ihr etwas, Stoffersbauer? Dann sagt es mir!"

„Hm. Es mag schon sein, daß es das ist. Wißt Ihr denn nichts davon, Herr?"

„Dann hätte ich Euch nicht gefragt."

„Hm. Es ist ja ein Krämer heute im Dorfe gewesen, der hat gewußt, daß sie in zwei Tagen in Olmütz den Ketzer brennen wollen."

„Welchen Ketzer?"

„Sie haben ihn hier den heiligen Mann genannt." Das kam zögernd heraus.

Der Kaplan schlug ein Kreuz.

„Gott erbarme dich! Der ist ein Ketzer! Und zu dem sind sie hingelaufen, als ob er Wunder und Zeichen tun könnte! Ich habe ja gewußt, daß da Satanswerk im Gange war!"

Er wandte sich auf einmal zu dem Alten.

„Stoffersbauer, was habt Ihr denn von ihm gehalten?"

Der Bauer war erst still; dann zuckte er die Schultern.

„Ich gehe in die Messe und Beichte und tue, was ich zu tun schuldig bin. Das andere ist nicht meine Sache. Und wenn unser Bischof sagt, daß er ein Ketzer ist, so wird er schon recht haben."

Das war eine große Rede für den Stoffersbauern. Er kniff auch jetzt die Lippen aufeinander und ging voran auf die Diele, an deren Ende der rote Herdschein unter dem Rauchfang herschien.

Die Bäuerin hatte aber das Letzte gehört, sie kam ihnen entgegen und schlug die Hände zusammen.

„Habt Ihr das Unglück auch schon gehört? Ein leibhaftiger Ketzer und ein ganz schlimmer, denn der Bischof ist selbst hin nach Olmütz, und der Landhauptmann, sagte der Krämer, und er wußte nicht recht, ob der König nicht auch hinkommt. Alle Heiligen, was es da wird zu sehen geben!"

Es regnete die ganze Nacht. Am andern Tage war ein Sonntag.

Als der Kaplan an diesem Sonntage in seinem Meßkleide aus der Türe kam, um in die Kirche herüber zu gehen, sah er schwer ernst aus und ging mit gebeugtem Kopf. Er sah nicht auf, bis er in die Kirchtür kam.

Die Kapelle war nicht allzu groß, aber es stand ein schönes Kruzifix auf dem Altar und zwei bunte Heilige rechts und links davon, und die silbernen Altargeräte hatte der Bischof selbst gestiftet. Es wurde auf Meilen in der Runde sonst keine Messe gelesen, und deshalb war die Kapelle an Sonntagen und Heiligenfesten gedrückt voll.

Der Kaplan blieb heute an der Tür stehen und sah fast er-

schrocken den niedrigen, schmalen Gang bis zum Altar entlang. Hier und da ein paar Menschen, sonst alles leer. War er zu früh gekommen? Oder kamen sie noch? Er sah zurück, aber der Weg vom Dorf her war auch leer.

Er besann sich. Sollte er warten? Eine kleine Zeit vielleicht. Es konnte sein, daß noch Leute kamen. Sie konnten die heilige Messe doch nicht im Stich lassen, wenn sie Christenmenschen waren.

Er wartete. Es kam aber keiner mehr. Und zuletzt ging er langsam zum Altar hinauf.

Seine Stimme war aber heiser heute und seine Gedanken nicht recht dabei. Er schämte sich, als er sich während der Messe dabei ertappte, die Leute zu zählen. Die vom Stoffershof waren da, und ein paar alte Weiber und Kinder, und der mit dem weißen Kopf mußte der alte Slawek sein.

Auf den ging der Priester hastig los, gleich nach der Messe, ehe sich die paar Menschen vor der Kirchtür zerstreuten. Der alte Mann blieb auch stehen und sah ihm feindselig entgegen.

„Warum keiner in der Messe ist? Herr, das sage ich Euch, wenn ich jüngere Knochen hätte, ich hätte auch heute nicht in Eurer Kapelle gesessen und wäre, wo die andern sind!"

Der Kaplan sah ihn strenge an.

„Wo sind sie alle? Sag die Wahrheit, Slawek!"

„Wo sie sind? Sie wollen das Wunder sehen, das Gott heute tut!"

„Welches Wunder?"

Der alte Kerl blinzelte ihn schadenfroh an.

„Der heilige Mann soll ja heute gebrannt werden. Aber ich sage Euch, Herr, das Feuer wird nicht brennen und wird denen auf den Kopf fallen, die die Sünde gegen den Heiligen tun!"

Der Kaplan packte den Alten plötzlich am Arm und schüttelte ihn.

„Mann! Slawek! Ist das wahr? Sind sie alle nach Olmütz gelaufen?"

„Ja, Hochwürdiger! Alles, was laufen kann, das ganze Dorf."

Der Priester sah mit einem raschen Blick zum Dorf hinüber.

„Jetzt? Da der Fluß steigt?"

Der Weißkopf zuckte pfiffig die Schultern.

„Herr, der Fluß steigt auch, wenn sie hier sind."

Der Kaplan antwortete nicht und hielt sich nicht weiter mit ihm auf. Er ging hastig um die Kirche nach seinem Hause. Da drinnen hatte er es eilig. Das Meßkleid herunter, einen Werktagsrock übergeworfen, eine Tasche vom Wandnagel geholt, Brot und Speck hineingestopft. Nun noch der Handstock.

An der Tür blieb er noch einmal stehen und rief seine kleine Magd, daß sie für die Küche sorgen sollte und für das Hühnervieh, bis er wiederkam! Zwei, drei Tage konnte es dauern.

Auf seinem groben, sonnenroten Gesicht lag eine ernsthafte Entschlossenheit, als er rasch den Weg hinunterging. Er wußte, was er wollte – was er mußte!

Aus Neugier allein liefen die nicht am heiligen Sonntag die Meilen und Meilen nach Olmütz! Gott mochte wissen, was der Teufel mit ihnen im Schilde führte! Wenn die Herde auf bösen Wegen läuft, muß der Hirte hinterdrein. Vielleicht konnte er sie unterwegs noch einholen und zur Vernunft bringen.

Er holte aber keinen ein. Allein war er zwar nicht auf den Landstraßen. Je näher er nach Olmütz zu kam, desto mehr eilige Leute, die denselben Weg hatten, Bauern, auch Weiber mit Kindern an der Hand. Gesichter, die den Geschorenen im Vorbeigehen feindlich ansahen, und aufgeregte Stimmen, die auf einmal still wurden, wenn er nah kam. Aber kein Mensch, den er kannte. Und Regen, Regen, den ganzen Tag.

Es war schon dunkel, als er die klotzigen Tortürme schwarz gegen den Himmel stehen sah. Naß war er bis auf die Haut

und müde zum Umfallen. Kaum daß er sich noch zu dem Hof hinschleppte, den die Benediktiner in der Stadt hatten, und wo der Bruder Pförtner ihn kannte und einließ, ohne weiter viel zu fragen.

Der Bauernkaplan hatte in dieser Nacht einen kurzen, bleischweren und doch unruhigen Schlaf. Er fuhr auf, als es kaum grau in das Fenster seiner schmalen Gastzelle schien, und setzte sich aufrecht. War das Regen, was er da hörte, oder das Scharren und Treten vieler Füße da draußen? Wo war er denn? Was wollte er hier?

Mit einem plötzlichen Schrecken fiel es ihm ein; er war gleich auf den Füßen. Wenn es nur nicht zu spät war!

Der Bruder Pförtner machte ein wichtiges Gesicht. Nein, zu spät war es nicht, er wußte genau Bescheid. Wenn die kleine Glocke von Sankt Marien, die Armesünderglocke, anfing, dann ging es los. Aber wer etwas sehen wollte, der mochte nur Beine machen, denn die ganze Stadt war voll von Leuten, die gekommen waren, den Ketzer brennen zu sehen, und wo der Zug vorbei mußte, saßen sie seit Tagesgrauen schon auf den Dächern und Bäumen. Du lieber Himmel, solch ein Schauspiel gab es auch nur alle fünfzig Jahre hier in Olmütz, den Heiligen sei gedankt! –

Diese Stadt Olmütz war früh aufgewacht heute. Nicht nur die Menschen, auch die Glocken. Sie brummten und bimmelten von allen Türmen, und Olmütz hatte viele, die sich jetzt noch grau über dem Dächergewirr in den Regendunst aufzackten. Denn es regnete noch immer, ein stetiges Pladdern und Rieseln auf die Gassen, deren Boden wie ein brauner Brei unter den vielen Füßen war – auf die Köpfe, auf die Dächer, und von denen in Strahlen und Rinnsalen und Traufen noch einmal auf die Gassen.

Es kümmerte sich aber keiner darum. In diesen schmalen, schmutzigen, stinkenden Straßen und Quergassen, unter den

hölzernen Lauben am Markt und den dunklen Torwölbungen trieb sich eine unstete Menschenmasse herum, seit Stunden und Stunden schon, die immer noch wuchs. Fast nur ärmliches, geringes Volk, geflickte Arbeitskittel, Bauerngesichter, die stumpf erstaunt oder finster in die Höhe starrten an den steinernen Mauern der großen geistlichen oder Herrenhöfe, die sich neben windschiefen, eng ineinander geschachtelten Holzhütten und Buden breit machten.

Der Kaplan Antonius war auch einer von denen, die starrten. Dieser geistliche Bauer hatte zwei- oder dreimal im Leben eine Stadt gesehen und war jung gewesen und alt geworden zwischen Acker und Weide und unter dem großen Himmel, der über dem freien Land steht. Es war ihm einen Augenblick zumut gewesen, als ob er ersticken müßte in dieser Enge zwischen Mauern und Menschen.

Aber er war ja hier, um zu suchen. Und so suchte er.

Es hatte sich etwas aufgehellt und war nun Tag, soweit es unter diesem tiefen Wolkenhimmel überhaupt Tag werden konnte. In dem farblosen, matten Regenlicht sah der Kaplan alle diese Menschen, Männer und Weiber, Banden von halbwüchsigen Jungen, die mit ihm, hinter und vor ihm hintrieben. Er kannte aber keinen. An einzelnen Stellen war es so voll, daß er gedrückt und gestoßen wurde. Viele von den Weibern beteten ihre Rosenkränze im Gehen herunter, reckten dabei die Hälse und sahen unruhig vorwärts. Die Männer redeten, bisweilen heftig und mit den Händen fuchtelnd.

„Meinem Jungen hat er den Schaden an der Hand besprochen und ihm eine Salbe gegeben, daß er in zwei Wochen wieder hat seine Arbeit tun können", hörte er einen sagen.

„Der hat noch mehr gekonnt als das", schrie ein anderer langer Kerl dazwischen, „auf zwanzig Meilen in der Runde sind sie zu ihm gekommen. Aber das hat die Pfaffen eben geärgert."

„Ja, ja, die wollen nicht, daß der arme Mann auch seinen Heiligen hat, und einen lebendigen, der besser ist als ihre toten!"

„Halt dein gottloses Maul, Jurik!" Das war eine Weiberstimme; „die andern Heiligen sind auch gut!"

„Wenn es rechte Heilige sind, dann sollen sie heute diesen Pfaffen auf den Kopf kommen, die –"

Mehr hörte er nicht, die Leute waren vorüber, ihre Stimmen gingen unter in den vielen Glocken, die noch immer die Luft über den Dächern und Köpfen brummen und dröhnen machten. Es war eine heimliche Aufregung in diesem ewigen Geläute, diesen unstet drängenden, schiebenden Menschenmassen.

Der Kaplan lehnte sich an eine Mauer, es drehte sich ihm vor den Augen. Plötzlich, gerade wie er sie schließen wollte, war es ihm, als ob er da hundert Schritt vor sich den Woytech im Gewühl gesehen hätte. Er trat hastig vor, da riß ihn der lebendige Strom schon mit. Es war dicht unter der Burg; in dem dicken Eckturm saßen immer die Gefangenen. Die Massen stauten sich hier unter den dunklen Steinmauern.

Auf einmal schrie eine schrille Jungenstimme mitten heraus: „Sie kommen, sie kommen! Die Glocke von Sankt Marien!"

Das Wort war wie ein Schlag. Der Kaplan wußte nicht mehr, was da um ihn geschah, er fühlte nur, daß er auf einmal rückwärts gerissen, mitgezogen, geschoben, halb getragen wurde. Da war kein Stehenbleiben, kein Halten. Das lief, stürzte, schrie, rannte und stieß, er wußte nicht wohin, durch eine Gasse, ein Tor, weiter. Und über all den anderen Glocken war jetzt eine neue, ein schrilles, hastiges, ängstliches Bimbimbim – Bimbimbim, immer drei Schläge.

Olmütz hatte sein Hochgericht mit Galgen und Rad, aber das lag eine Stunde weit draußen auf einem Sandhügel, wo es auf Meilen zu sehen war. An der Straße nach Kromierciz, am Kreuzweg, war der Grasanger zum Stäupen. Aber Ketzer und Zauberer sollten nahe vor dem Tor, doch außerhalb des Walles ver-

brannt werden, und darum war hier am Rosentor auch der neue weiße Eichenpfahl eingerammt. Der Meister Conz und seine Knechte hatten die Holzscheite und Werg und Stroh dazwischen aufgebaut, in aller Eile und eben erst, wie es Tag wurde, damit das Zeug nicht zu naß regnete.

Es war ein Knecht dabei, der noch nicht lange bei dem Handwerk war, ein kleiner stämmiger Kerl, irgendwo in den Bergen zu Haus. Der packte und schaffte am fleißigsten und pfiff dazu, was er konnte. Der Meister hatte ihn mit bösem Gesicht angefahren: was das für eine gottlose Lustigkeit wäre? Kreuzschlagen und Beten, das schickte sich besser bei solch einer Arbeit! Da hatte der Mensch gelacht, daß alle Zähne zu sehen waren: „Laßt mich doch, Meister! Ich bin nur lustig, weil ich bei einer so gottseligen Arbeit wie Ketzerverbrennen mittun darf! Das soll ein Scheiterhaufen werden, daß Seine Gnaden der Bischof und der Landhauptmann die helle Freude daran haben!"

Dieser Holzhaufen stand also vor dem Tor, außerhalb des Walles. An drei Seiten darum her die deutschen Knechte, die der Landhauptmann sich hielt, große Schnauzbärte, die breitbeinig standen, die Pike steil neben dem Fuß. Sie mußten auch feststehen, von rückwärts drückte und drängte es gegen ihre Reihen, und bisweilen stieß einer mit dem stumpfen Pikenende grob hinter sich und schrie ein „He, zurück, Gesindel!" in das aufgeregt schwirrende Stimmengesumme hinein.

An der vierten Seite war das hölzerne Gerüst mit Sitzen, und von einem Teppich überspannt. Der Bischof saß da, hinter ihm die ganze fromme Klerisei von Olmütz und weiterher. Der Schaumburger war in vollem Amtsornat, aber er saß etwas seitwärts, und in der Mitte war der große grauschwarze Bart des Jannowicz zu sehen, der Landhauptmann des Königs in Mähren war. Der war heute hier der Erste. Denn die Kirche richtete keinen Ketzer, sie stieß ihn nur aus und ließ ihn dem weltlichen Gericht.

Ein paar vornehme Frauen waren auch da und saßen neben dem Jannowicz, sein Weib und seine Töchter, und das Fräulein Mlada, das mit neugierigen schwarzen Augen um sich schaute.

Es sah aber keiner nach den Frauen oder nach dem Landhauptmann; hundert und hundert Augen nur nach dem Bischof. Der saß sehr aufrecht, aber sein Gesicht war wie von Stein und sonderbar graugelb unter dem blanken Gold und den roten Steinen der hohen Mitra.

Die vielen großen Glocken waren still geworden, nur die kleine, eilige von Sankt Marien bimmelte noch immer in den Regen hinein. Nun kehrten sich auf einmal alle Köpfe oben auf dem Gerüst nach einer Seite. Die unten sahen das, auch die weiter rückwärts standen. In der lautlosen Stille, die mit einem Schlage über den Massen lag, war ein langsames Räderknarren zu hören.

Sie kamen vom Tore her. Nur ein kleiner Zug. Voran ein Dutzend Knechte, die mit vorgehaltenen Spießen eine Gasse in das Gedränge machten. Dann, hinter dem Henkermeister, der seinen kurzen, brandroten Mantel trug und ein dickes, gutmütiges Gesicht hatte, das er heute in strenge Falten zu legen versuchte, kam der kleine holpernde Eselkarren.

Der Ketzer selbst saß rückwärts auf einem Bund Stroh, die Hände gebunden. Er trug ein schwarzes, kuttenartiges Hemd und einen Strick um den Hals.

Der Mann saß etwas vorgebückt und sah vor sich auf den Weg, den er gekommen war. Aber er sah mit Augen, die nichts sahen. Es war in diesem ganzen groben Kopf mit den vorspringenden Brauen und den starken Kinnladen eine so starre, in sich verschlossene Ruhe, als ob der Leib dieses Menschen allein da wäre, und als ob sein Geist nichts davon wüßte, was geschehen sollte.

Rechts und links von dem Karren gingen Meister Conzens

vier Knechte mit Stricken und Handwerkszeug. Der kleine, Kilian hieß er, war dicht neben dem Rad, zog bisweilen wie zum Zeitvertreib dem armen Sünder mit dem Strick, den er trug, einen Hieb über und machte ein Gesicht, als ob er auf Hochzeit wollte.

Die Gasse schloß sich gleich wieder hinter ihnen. Es war noch immer ganz still; eine atemlose Stille, die auf irgend etwas wartete. Einmal schrie eine hohe Kinderstimme dicht hinter dem Karren: „Heiliger Mann Gottes, bitte für uns!"

Aber als der Henker sich umkehrte und mit der Faust drohte, war kein Kind zu sehen. Die Leute drückten sich scheu vor ihm zurück; wen der Henker anfaßte, der wurde unehrlich.

Jetzt waren sie in dem Ring der Piken. Der Ketzer stand auf den Füßen, dicht neben dem Holzhaufen.

Oben auf dem Gerüst hob sich der Jannowicz von seinem Platz und stellte sich hart an die Bretterbrüstung. Er hatte ein großes Pergament in der Hand, von dem las er etwas herunter. Die einzelnen scharf herausgestoßenen Worte waren nicht recht zu verstehen durch das schrille Geläute hindurch, trotzdem er sie laut sprach und mit etwas schnarrender Stimme, die über die Köpfe wegschallte. Aber alle wußten, daß es das Urteil über den Ketzer war.

Was nun kam, war Sache des Henkers. Ein Beichtiger war nicht da, nicht einmal ein Kruzifix. Dieser Ketzer, der so störrisch den Widerruf verweigert hatte, brauchte das nicht.

Der Kilian puffte ihn derb in den Rücken und stieß ihn vorwärts, als er langsam auf den breit und niedrig geschichteten Haufen stieg. Der kleine Mensch hatte es so geschäftig wie der Leibhaftige bei den armen Seelen im Höllenfeuer.

Jetzt band er ihn an den Pfahl, machte sich hastig mit den Baststricken zu tun, knüpfte und knotete. Nun riß er dem nächsten den Brand aus der Hand, stieß den ins Stroh, das knisternd aufschwelte und nicht gleich brannte, weil es naß war.

Da! Was war das? Der Bischof oben fuhr plötzlich auf, beugte sich weit über die Brüstung und starrte.

Der kleine Knecht hatte eben im Stroh gestökert, da stolperte er plötzlich heiser aufschreiend zurück: „Herrgott, ein Wunder! Ein Wunder!" fiel in die Knie, warf die Arme hoch. –

Der Ketzer da dicht vor ihm machte eine sonderbar schwankende Bewegung, löste sich ab vom Pfahl, tat ein paar taumelnde Schritte zum Rand des Scheiterhaufens hin, als ob ihn etwas Unsichtbares vorwärts stieße, und stand da, stand frei auf der Erde!

Das war alles, was der Bischof sah. Auch alles, was der Kaplan Antonius sah, ein paar hundert Schritt weit zwischen der Masse eingekeilt und sich hochreckend auf den Fußspitzen.

Im nächsten Augenblick aus der Stille heraus ein Schreien, ein johlendes Aufbrüllen von hundert, von tausend Stimmen, eine drängende, gewaltsame, unaufhaltsame Bewegung in dieser zusammengedrückten Menschenmenge, nach der Mitte zu.

Die deutschen Knechte haben die Piken herumgeworfen, aber das rennt in die eisernen Spitzen hinein, als ob es Strohhalme wären, wirft sie beiseite, zurück, daß die Männer fluchend über die Holzscheite stolpern und in das schwelende Stroh hinein, aus dem der gelbe Qualm aufschlägt.

Ein Augenblick, und der Ketzer wäre frei gewesen, wenn er gewollt hätte. Keiner weiß, warum er es nicht ist. Keiner weiß, wo er ist, in dem dicken, brenzligen Rauch, der über dem Geschrei und Gewühl schwalcht.

Da, der struppige Kopf mit dem vom Schreien verzerrten Gesicht, ist das nicht der Woytech? Ja, ja, er muß es sein! Jetzt, jetzt schlägt er rücklings über, ist weg, wie untergetaucht in Rauch und Gedränge!

Der Priester Antonius fängt plötzlich an, mit Ellbogen und Fäusten sich durchzuarbeiten, vorwärts, daß ihm der Schweiß auf der Stirne steht. Er denkt gar nichts, er weiß nur in zor-

nigem Mitleid, daß er da vorn hingehört, daß er da sein muß, wo seine verlaufenen Schafe sind, sie herauszuholen, ihnen zu helfen!

Aber die deutschen Knechte sind nicht so leicht umzurennen. Und sie sind gefährlich, wenn sie in Wut kommen. Was da vorn vorgeht, sieht er noch nicht, aber ehe er noch durch ist, wirft sich ihm plötzlich ein neuer Strom entgegen, schreiend und haltlos: Helft! rettet! lauft! sie kommen!

Blinde, wirre Flucht! Die Tollheit ist umgeschlagen, wie sie Blut sehen. Mit Armen und Beinen arbeitet er, um nicht mit zurückgerissen zu werden.

Endlich, endlich! Der Qualm verzieht sich eben über den Köpfen. Der Ketzer nicht mehr da, auch der Henker nicht. Das Schaugerüst leer. Das kümmert ihn alles nicht. Aber da dicht vor ihm, auf dem nassen, auseinandergerissenen Scheiterhaufen, in dem noch schief der weiße, angeräucherte Pfahl steckt, haut und wehrt sich der Woytech mit blutigem Kopf wie ein Toller gegen zwei, drei von den Knechten. Ein paar andere haben sie schon gegriffen, die wehren sich nicht mehr, der Fährmann Milota ist dabei. Aber die Dubrawka ist mitten darin, packt heulend einen von den Knechten am Bein und zerrt ihn zurück: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, es ist mein Mann, mein Mann, Woytech, sie schlagen ihn tot, helft" –

Der Kaplan läuft darauf zu ohne Besinnen, mitten zwischen die Fäuste und Piken.

„Halt! Laßt ihn los! Für den bürge ich, der gehört mir!"

Einer von den Knechten stößt ihn grob zurück.

„Euch? Dem Landhauptmann gehört der! Dem Henker! In drei Teufels Namen, einem Ketzer zu Hilfe kommen! Aufknüpfen am nächsten Baum sollte man das Gesindel!"

Die Leute sind wild vor Zorn. Es geht ihnen gegen die Ehre, daß das „Gesindel" sie zuerst überrannt hat. Daß sie jetzt den Platz behaupten, macht den Schimpf nicht wett.

Mit dem Woytech sind sie fertig im Handumdrehen. Mit den halbversengten Stricken, die noch am Pfahl hängen, verschnüren sie den paar armen Teufeln, die sie gegriffen haben, die Hände. Die Dubrawka, die in dem ganzen Lärm ihr schreiendes Kleines auf dem Rücken schleppt, nehmen sie auch mit.

„Das Pack kann zusammen baumeln!"

Sie nehmen die Gefangenen in die Mitte und rücken ab, in die Stadt hinein, stramm im Tritt, mit Gesichtern zum Fürchten.

Es bleibt dem Kaplan nichts übrig, als hinterher zu laufen, wenn er wissen will, wo seine Beichtkinder bleiben.

Die Stadt ist jetzt wie ein aufgestörter Bienenschwarm. Die Glocken sind zwar still, und so gedrückt voll sind die Straßen auch nicht mehr. In Haufen und in heller Angst sind sie da vom Fleck weg nach Haus gelaufen, als sie den ersten vor den deutschen Piken fallen sahen. Jetzt machen sie große Worte und lange Beine und sind schon meilenweit weg.

Aber es sind noch genug, die nach der andern Seite, nach der Stadt und dem Tor zu, gerannt sind und sich jetzt in den Gassen umtreiben. Eine siedeheiße Aufregung ist in allen diesen Köpfen, als ob sie betrunken wären. Aber in dieser Aufregung ist auch eine wirre Feierlichkeit. Hier laufen sie zusammen um einen, der auf einen Stein klettert und lospredigt wie ein Kapuziner, wenn er auch nur im Bauernkittel steckt. Andere tun sich zu langen Zügen zusammen wie Wallfahrer, beten mit erregtem Gemurmel ihre Rosenkränze und singen Psalmen oder Bußlitaneien. Und alles zieht sich nach der Burg des Landhauptmanns hinunter.

Wo ist der Heilige geblieben? Sie wollen ihn haben! Gott hat ein Wunder getan an dem Heiligen des armen Mannes! Sie sollen ihn herausgeben! Soll Gott erst Feuer und Schwefel auf die Stadt regnen lassen wie auf Sodom und Gomorrha? Herr, Herr Gott verschone uns, strafe uns nicht mit den Gottlosen, die deinen Heiligen verachten! Kyrie eleison!

Sie starrten sich die Augen blind an den dicken Steinmauern der Burg, an denen diese wirre Flut von klagenden, drohenden Stimmen, denen keiner antwortete, anbrandete und abprallte. Die Tore waren fest verschlossen, und die schmalen schwarzen Mauerluken sahen wie böse kleine Augen über die Köpfe weg. –

Aber gehört wurden sie doch hinter den dicken Steinmauern. Die deutschen Knechte fluchten, die sich auf dem Hof vor dem klotzigen Eckturm herumtrieben, in den sie ihre Gefangenen gesteckt hatten.

Einen Stock tiefer als die saß der gerichtete Ketzer. Sie hatten ihm mit Ketten den Fuß an die Wand geschlossen, aber eigentlich wäre das nicht nötig gewesen, der Mensch war zahm wie ein Lamm. Nicht einmal gewehrt hatte er sich, als der Henker und seine Knechte ihn da vorhin in dem Lärm auf den Karren packten und mit ihm auf und davon gingen, hinter dem Schaugerüst herum, wo keiner sie mehr sah. Meister Conz hatte aber nur noch drei Knechte dabei gehabt, der kleine Kilian war seit dem Wunder verschwunden, als ob ihn die Erde verschluckt hätte.

Der Landhauptmann hatte sich den Henker gleich holen lassen. Der Meister hatte den Kopf geschüttelt. Er bekam bei jeder Hinrichtung die Kleider des armen Sünders, eine Kanne Wein und eine halbe Mark Silber. An den Kleidern war hier ja nicht viel zu holen, aber das andere wäre ihm doch sicher gewesen. Deshalb war er von vornherein gewiß, daß jeder ein Bösewicht war, der ihm in die Finger kam, und glaubte an kein Gotteswunder bei diesem armen Sünder heute. Aber der Kilian hatte die Hand im Spiele, darauf hätte er schwören mögen. Er hatte dem kleinen schwarzen Kerl nie getraut, der hatte so ein Lachen und Gemecker gehabt, vor dem es einem Christenmenschen grauen konnte. Jetzt wußte er, wer hinter der Fratze gesteckt hatte. Es war ja auch recht und billig, wenn der Gottseibeiuns einem aus der Klemme half, der ihn anbetete und ihm sogar eine Kapelle baute!

Der Meister lachte laut über seinen eigenen Spaß, aber der Landhauptmann lachte nicht mit. Es war ihm nicht wohl bei dieser Sache. Ob es nun der Leibhaftige oder die Heiligen getan hatten, mit rechten Dingen war es nicht zugegangen.

Der Jannowicz stand jetzt in dem großen Saal der Burg, wo alles noch zusammen war, was die Geschichte anging, geistliche und adelige Herren und Gefolge. Er sprach halblaut mit einem jungen, sehr selbstbewußt aussehenden Domherrn und sah dabei fortwährend unruhig nach der Tür. Wo nur der Bischof blieb? Ein paar Stunden war er schon eingeriegelt und nicht zu sprechen. Es mußte irgend etwas geschehen. Wenn er es allein zu sagen hätte, so hätte er schon gewußt, was zu tun war. Aber so ein Ketzer ging ja die Kirche auch mit an, und Seine Gnaden war ein Herr, mit dem man vorsichtig umspringen mußte!

Die vielen aufgeregt durcheinander schwirrenden Stimmen brachen mit einem Schlage ab. In die plötzliche Stille herein schwoll ein sonderbarer, eintönig brausender Lärm irgendwo von fern her. Es achtete aber niemand darauf, weil alle die Köpfe nach der Tür wandten, die aufgemacht wurde.

Der Bischof sah so aus, daß keiner ihn anzusprechen wagte. Er war noch im Ornat, nur die Mitra trug er nicht mehr. Der breite, rote Streifen, den das schwere Ding ihm in die Stirn gedrückt hatte, gab seinem Gesicht etwas Drohendes.

Er ging gerade auf den Landhauptmann zu, der ihm ein paar Schritte entgegen machte und sich verbeugte.

„Ich habe gewartet, um Euer Gnaden zu fragen, was geschehen soll?"

Der Bischof antwortete nicht auf die Frage. Er wandte den Kopf und horchte.

„Was ist das?"

Der Landhauptmann zuckte ärgerlich die Schultern.

„Das Gesindel ist toll geworden, Euer Gnaden. Sie stehen vor der Burg und schreien nach ihrem Heiligen."

„Ihrem Heiligen!" Der Bischof verzog bitter den Mund. „Dreißig Jahre Arbeit hier im Lande! Dreißig Jahre! Und jetzt laufen sie einem Ketzer nach!"

Der Pater Gerhard war dazu getreten, mit derselben vornehmen Demut wie immer. Aber unter der beherrschten Ruhe seines schönen Gesichts war etwas wie eine heimlich wachsame Erregtheit.

„Wenn Euer Gnaden auf mich hätten hören wollen", sagte er halblaut, „ich habe es vorher gesagt. Es wäre besser für Euer Gnaden gewesen, keinen Märtyrer zu machen."

Der Bischof kehrte sich herum. Er versteckte die Abneigung in seinem Gesicht gar nicht, wie er den Pater ansah.

„Besser für mich? Ihr versteht mich nicht, Pater. Denke ich denn an mich? Die Kirche! die Kirche!! die Kirche!"

Er sagte das so laut und schneidend, daß man es bis in jede Ecke des großen Saales hörte. Der Jannowicz fingerte sich verlegen im grauschwarzen Bart herum.

„Die heilige Kirche kann ihr Recht bekommen, Euer Gnaden. Wir haben den Mann ja noch. Nur – ich möchte doch raten – wir könnten vielleicht ein Ende ohne Lärm mit ihm machen und –"

Er kam nicht weiter, so sah der Schaumburger ihn an.

„Heimlich? So sollen diese Gotteslästerer und Schreier denken, sie haben recht, und der Bischof und der Landhauptmann fürchten sich vor ihnen?"

Dem Jannowicz schoß es dunkelbraun ins Gesicht. Er fluchte innerlich auf diesen hochmütigen Deutschen. Der hatte gut große Worte machen, wenn andere die Last trugen!

„Fürchten, Euer Gnaden? Von Wenzel Jannowicz hat das noch keiner gedacht. Aber ich habe meine Knechte zu Besserem nötig, als sie von diesem Pack überrennen zu lassen."

„So laßt Eure Piken zu Hause!"

Der Hauptmann lachte ingrimmig in den Bart.

„Zu Hause lassen? Euer Gnaden sind lustig aufgelegt."

„Meint Ihr, dies ist ein Tag zum Lustigsein, Herr? Es ist mir Ernst damit! Laßt Eure Piken zu Hause. Ich sorge selbst dafür, daß uns keiner zum zweitenmal stört."

Er ballte die Hand mit dem Bischofsring, die im Ärmel der Dalmatika herunterhing. Diese Faust und der hochmütig kluge Kopf sahen nicht aus, als ob sie einem Kirchenmann gehörten.

„Ich will doch sehen, ob sie Gott und die Heiligen auch überrennen wie Euer Dutzend Knechte."

Er wandte sich kurz herum und sah an der Reihe von geistlichen Herren, die da waren, entlang.

„Es sollen drei strenge Fasttage und in allen Kirchen Bußandachten gehalten werden", sagte er laut.

Der Landhauptmann machte einen hastigen Schritt vorwärts.

„Euer Gnaden, wir feiern in zwei Tagen hier Kirchweihtag."

„So wird der Kirchweihtag nicht gefeiert und statt dessen Bußtag gehalten."

Keiner antwortete. Ein Junker sprang hastig an die Tür und hielt sie dem Bischof offen.

Hinter ihm blieb eine beklommene, flüsternde Unruhe. Die Versammlung lief auseinander wie weggefegt.

Der Landhauptmann war einer von den ersten. In dem kochte der Ärger noch siedeheiß. Wie einen Knecht hatte ihn dieser hergelaufene Deutsche vor allen heruntergemacht.

Auf der Treppe holte ihn der Pater Gerhard ein. Er sah ihn höhnisch von der Seite an.

„Euch hat es Seine Gnaden ja ebenso gegeben wie mir, Pater. Aber Ihr seid das wohl mehr gewohnt. Man lernt wohl das Ducken und das Katzbuckeln bei solch einem Herrn!"

Der Pater beugte den Kopf.

„Es ist einem Kleriker lieb, wenn er sich in der Demut üben kann."

Der Jannowicz pfiff durch die Zähne.

„Ein Pfaff ist doch auch ein Mann! Aber Pater" – er blieb plötzlich stehen – „was meinte er damit, daß er selbst dafür sorgen wollte, daß uns keiner stört? Wißt Ihr das?"

Der Pater zuckte die Schultern.

„Seine Gnaden haben mir nichts gesagt."

„Gott weiß, was er da wieder für einen Einfall hat", schalt der Jannowicz polternd, „was daraus wird, das kümmert den großen Herrn ja nicht. Dafür können andere sorgen. Der König will gegen die Ungarn, und ich hafte ihm dafür, daß das Land hier still bleibt. Kaum habe ich die von Lipa und Lichtenberg zur Ruhe, die sich in den Haaren liegen und am Wege passen, so kommt dieser Lärm um den Ketzer. Wenn wir ihn nun still beiseite brächten, so wäre der Gerechtigkeit genug getan und alles gut. Aber Seine bischöfliche Gnaden –"

Sie waren im Sprechen weitergegangen, nach der Seite der Burg zu, wo der Landhauptmann wohnte. Als sie an einer Tür vorbeikamen, wurde die plötzlich aufgestoßen, es trat rasch jemand heraus: das böhmische Fräulein. Sie sah den Pater und blieb stehen.

„Nun, Hochwürdiger, ist er jetzt ein Heiliger? Glaubt Ihr es endlich auch?"

Der Pater sah kalt in das bräunliche Gesicht, das von Lebendigkeit und aufgeregter Freude zuckte.

„Meint Ihr den Ketzer?"

Sie stampfte mit dem Fuß auf die Erde.

„Ketzer? Habt Ihr es denn nicht gesehen? Hat Ihn Gott nicht Euch vor den Augen freigemacht und weggenommen? Wenn das kein Wunder war –"

„Und wenn es eins war, so war es ein Wunder des Satans, und er hat es nicht ganz fertig gebracht. Sonst säße der Ketzer wohl nicht wieder sicher im Turm hier."

Das Fräulein machte starr entsetzte Augen.

„Hier im Turm? Das ist nicht wahr! Ich sage Euch, daß es

nicht wahr ist! Meine Amme Swatawa hat selbst gesehen, daß er aufgenommen ist wie die heilige Jungfrau Maria –"

„Fragt den Landhauptmann, ob er nicht fest im Turm sitzt. Ihr solltet Euch schämen, Ammengeschwätz zu glauben. Wenn ich Euer Beichtvater wäre –"

Sie sah von unten herauf halb mit Furcht, halb neugierig in das richterstrenge Gesicht des schönen Paters. Der brach plötzlich ab und blieb stehen.

„Seine Gnaden wird in den Bischofshof hinübergehen. Ich muß zurück."

Er achtete weiter gar nicht auf sie.

Mlada sah ihm mit einem langen Blick nach und ging einen Augenblick still neben dem Landhauptmann her.

„Es war doch ein Wunder!" sagte sie dann in eigensinnigem Ton, „und wenn sie es nicht glauben, so ist das eben eine große Sünde. Oder glaubt Ihr auch nicht daran?"

„Ich? Ich weiß nicht, Fräulein!" Der Jannowicz knurrte ärgerlich. „Ich wollte bei Gott, es wäre eins geschehen oder geschähe noch, daß wir diesen Menschen los wären!"

„Wolltet Ihr das?"

Das Fräulein sah mit einem verschlagenen Blick zu dem Landhauptmann in die Höhe. Er hörte sie nicht, weil er im Vorbeigehen den Junker anfuhr, der ihnen im Gang begegnete.

„Die Wachen im Turm verdoppeln! Ihr haftet mir für die Gefangenen! Hört Ihr, Junker von Lipa?"

Der Junker antwortete hastig, aber er sah an dem Landhauptmann vorbei auf das Fräulein. Das war so nah an ihm vorbeigekommen, daß ihre heiße, kleine, lebendige Hand seine gestreift hatte, die der lange Mensch hängen ließ wie ein junger täppischer Jagdhund die Pfoten, und die davor zurückzuckte wie gebrannt.

Sie sah sich nicht um, aber der Junker stand, als ob er angewachsen wäre, bis sie um die Ecke des Ganges bog. – –

Es war wieder hell über Olmütz am andern Tag, und auch am zweiten und dritten. Ein paar letzte stille sonnige Herbsttage. Die Waldberge standen klar und bläulich gegen den Himmel, der ganz ohne Wolken war. Die Nebel, die morgens dick und weiß wie Wolle über dem niederen Sumpfland draußen und dem Morawawasser lagen, waren um Mittag schon immer von der Sonne aufgeleckt. Recht ein Wetter zum Kirchweihhalten auf dem großen Grasanger vor der Malzmühle und dem Niedertor.

Es wurde aber gefastet, nicht gefestet in diesen Tagen. Die Glocken, die immer schon viel zu sagen hatten, waren jetzt kaum eine Stunde still, daß einem die halbe Nacht noch die Ohren dröhnten. Dazu Messen über Messen, Litaneien und Bußandachten. Der Bischof selbst las am Morgen die Messe im Dom.

Er las aber fast vor leeren Bänken. Was in Olmütz als Bürger saß, das kümmerte sich freilich nicht viel darum, ob dieser Ketzer ein Heiliger war oder nicht. Aber daß sie um ihren Kirchweihtag betrogen wurden, ärgerte die Leute. Sie standen und gafften, wenn Seine Gnaden in großem Zuge vom Bischofshof nach dem Dom zog, aber damit hatten sie genug. Bauernvolk und Gesindel trieb sich viel an den Kirchtüren um, ging aber auch nicht hinein.

Die paar Böhmen aus des Bischofs Hofhaltung trugen auf zwei Händen. In die Messe mußten sie, ob sie wollten oder nicht. Aber nachher taten sie ihre Arbeit widerspenstig und schlecht oder waren ganz verschwunden. Es half nichts, daß der Hausmeister sie mit Knüffen empfing, wenn sie spät von der Gasse hereinkamen.

Die alte Swatawa wurde von den deutschen Knechten aufgezogen:

„He, Altmutter, was habt Ihr denn für einen neuen Schatz, dem Ihr auf allen Gassen nachlauft? Nur zu, daß wir bald auf Eurer Hochzeit tanzen können!“

Die Alte wiegte ihren schlauen, grauen Rattenkopf und schüttelte sich vor Kichern. War das ein Späßchen! Ja, ja, das junge Volk glaubte es wohl nicht, daß sie auch einmal schön war, die schöne Swatawa, der alle jungen Burschen nachliefen, und die an jedem Finger einen hatte? Aber jetzt hatte sie da unter den Bauersleuten, die von draußen, von weither in die Stadt gekommen waren, welche aus ihrem Dorf gefunden, sogar einen Schwestersohn dabei und ein paar Basen mit ihren Kindern. Den Heiligen sei Dank, alle gesund und gut zuwege. Das war ein Erzählen, wenn man sich an die vierzig Jahre nicht gesehen hatte! Sie wollten sie gar nicht loslassen, die guten Leute, vom Morgen bis zum Abend!

Diese wiedergefundene Freundschaft der Swatawa mußte viele Köpfe stark sein, denn die Alte war an allen Ecken zu sehen, tuschelte und schwatzte. –

Lärm gab es sonst nicht auf den Gassen, aber verbissene Gesichter und Fäuste hinter dem Rücken. Einmal flog dem Bischof ein Stein nach, als er die Stufen zum Dom hinaufstieg. Er traf aber nicht ihn, sondern den großen Sankt Peter über dem Portal, schlug dem ein Stück von der steinernen Mitra ab und fiel dem Bischof vor die Füße.

Der Bischof sah sich nicht um, aber er bückte sich und hob den Stein auf. Sein Gesicht war hart und starr, als er unter das Portal ging.

Nach dieser Messe bekam den Tag über keiner den Bischof zu sehen, nicht einmal der Landhauptmann selbst. Der lief herum wie der leibhaftige Bußtag und fuhr jeden an, der ihm in den Weg kam. Zur Messe war er jeden Tag gegangen. Er hatte auch seine Frauen mitgebracht: zwei Töchter, halbflügge Mädchen, die steif und ehrbar rechts und links von der Mutter gingen und die Augen nicht aufhoben, und das Fräulein Mlada. Das wohnte mit auf der Burg, weil da mehr Raum war als im Bischofshof, aber nur für ein paar Tage noch.

Der König war wieder in Prag und hatte einen reitenden Boten geschickt, um seine Tochter zu Hofe rufen zu lassen. Er hatte seine Pläne mit ihr und einem sächsischen Grafen, den er zu Gast hatte. Das sagte der Bote zwar nicht; aber das Fräulein wußte manches, ehe es ihr einer sagte.

Sie war wunderlich ausgetauscht in diesen schwarzen Bußtagen. Dieses kinderschmale Geschöpf, das sonst raschelte und klirrte in Feuergelb und Rot und Gold, ertrank fast in schweren, steifen, dunklen Kleiderfalten. Keine Spange und Kette und Ring an Hals und Armen.

Aber unter all den dicken Falten steckte ihr eine heimliche, unrastige Beweglichkeit in allen Gliedern bis in die Fingerspitzen und in dem schwarzäugigen, lebendigen Gesicht. Das Feuerflämmchen brannte nach innen, wenn es nicht herausbrennen durfte.

Es mußte da auch wirklich etwas brennen. Am zweiten Tag der großen Fasten war das Fräulein krank und ging nicht mit zur Messe.

Die Burg lag wie ausgestorben, als das Fräulein Mlada aus der Tür des Burghauses kam und über den Hof ging. Der war sehr still; ein paar Tauben pickten auf dem Steinpflaster vor dem Pferdestall, ein großer, gelber Hund räkelte sich in der Sonne, und ein paar Knechte, die Wache hielten, lehnten sich gähnend auf die Piken.

An denen kam das Fräulein vorbei, ganz langsam und ging auf das schmale Mauerpförtchen zu, das in den Burggarten führte. Dieser Burggarten war nur ein Fleckchen Erde hinter dem Turm, zwanzig Schuh lang und breit, in dem nichts wuchs als Gras und ein großer Ulmenbaum, an dessen Stamm eine steinerne Bank stand; man sah aber von da weit über Land.

Das Fräulein konnte sich kaum schleppen; die alte Swatawa führte es, trug Polster und Decken und schwatzte, während sie mit unruhig suchenden Augen um sich sah. Ein paarmal blieb sie stehen.

„Nicht so rasch, mein Schätzchen, du bist ja krank. Ruh dich etwas aus, Täubchen, du kommst früh genug hin! Das wird dir gut tun, die liebe Sonne da im Burggarten! Nur langsam, langsam!"

Wie sie eben am Turm vorbeigingen, kam einer drinnen die Stufen herunter und aus der Tür. Der Junker von Lipa, der die Wachen unter sich hatte. Als er das Fräulein sah, stand er still, ließ sie vorbei und grüßte.

Die Mlada hob nur den Kopf, tat die roten Lippen auseinander und lächelte, und sah ihn an mit Augen, die sprachen. Dann ging sie langsam vorbei und in das Pförtchen.

Der Lipa hatte einen roten Kopf bekommen. Er schlenderte langsam über den Hof, bückte sich über den gelben Hund und zerrte und klopfte den, stand an der Poterne und sah hinein, als ob da etwas Wunderbares zu sehen wäre – und ging dann schließlich auch zu dem Pförtchen.

Es dauerte lange, bis er wiederkam. Er hatte etwas aufgeregt Freudiges, Schlenkerndes im Gang, was bei diesem langen, ungelenken Menschen wunderlich und zum Lachen aussah. Er trug den Kopf hoch und pfiff sich eins, brach dann ab und sah sich erschrocken um, ob es auch keiner gehört hätte. Es war ja Bußtag!

Das war an dem zweiten strengen Fasttag gewesen. Am dritten und letzten war das Fräulein noch immer krank.

Es führte eine schmale Tür mit festen Eisenbändern und großem Schloß vom Turm in den Burggarten. An dieser Pforte stand unter der Messe der Junker von Lipa, machte ein erwartungsvolles und ängstliches Gesicht und starrte unausgesetzt nach dem Hofpförtchen.

Es kam ihm vor, als ob er einen halben Tag gewartet hätte, als diese Pforte endlich aufgemacht wurde. Die Mlada mit ihrer Alten kam herein.

Der große Ulmenbaum mitten im Burggarten hatte die Blätter noch festgehalten, aber sie waren leuchtend hellgelb. Als die

Mlada jetzt hastig auf den Junker zukam, sah ihr bräunliches Gesicht in dem durchsichtig goldfarbenen Baumschatten aus, als ob es aus lebendigem Gold wäre, und die Augen hatten etwas wunderlich Flimmerndes. Sie streckte dem Junker schon von weitem die Hand hin.

„Gebt her, rasch!"

Er hielt seine großen Pranken noch zögernd auf dem Rücken.

„Ich weiß nicht, ob es recht ist, Fräulein", sagte er gedrückt.

„Recht?" Das Mädchen funkelte ihn böse unter den schwarzen Wimpern an. „Ihr vergeßt, mit wem Ihr redet, Junker! König Otakars Tochter tut nichts Unrechtes."

Im Augenblick schlug sie aber um und verfiel in scherzhaften Ton. Sie legte den Kopf schief auf die Seite und schob die rote Unterlippe vor wie ein Kind, das weinen will.

„Ihr seid häßlich, Junker! Was ist es denn Schlimmes? Mein Lebtag habe ich noch nicht solch ein Wundertier von Ketzer nah gesehen –"

Der große Junge starrte ihr ins Gesicht und faßte täppisch nach ihrer Hand.

„Mlada – Fräulein Mlada –"

Aber sie zog die Hand zurück und zeigte ihm eine kleine rote Zungenspitze.

„Ihr wißt, was ich gesagt habe. Nachher –"

Da hatte sie den Schlüssel.

Sie faßte ihn hastig und stieß ihn ins Schloß mit einer Kraft, die gar nicht in diesen dünnen, kindlichen Händen zu stecken schien. Es war eine fiebrige Heftigkeit in jeder Bewegung, wie sie sich jetzt neben dem Junker in das schmale Türchen eindrängte. Die Swatawa kam plötzlich dicht zu ihr heran und tuschelte ihr aufgeregt etwas ins Ohr. Sie nickte nur.

„Ihr zeigt mir nur den Weg und wartet dann!" befahl sie dem Junker kurz. –

Die Morgensonne schien durch die Mauerluke in den Turm

herein und warf ein goldgrelles, schräges Viereck auf die getünchte, schmutzige Wand. Der Mensch, der auf der niedrigen Holzpritsche saß, starrte mit einem versunkenen Blick unter den starken Brauen her auf dieses Viereck, das schon um seine ganze Länge heruntergerückt war, seit er es sah. Er wandte gar nicht den Kopf, als die schwere Tür erst im Riegel und dann in den Angeln knirschte.

Erst als er dicht vor sich einen kurzen, undeutlichen Laut hörte von einer Menschenstimme, sah er auf, aber mit sonderbar abwesenden Augen.

Das Mädchen, das da in der Tür stand, fiel unter seinem Blick auf die Knie und hob beide Hände auf. Sie war plötzlich verwandelt.

„Herr! Heiliger Gottes!"

Der Mann zog die Stirn in Falten.

„Ich bin nicht heilig. Was willst du hier?"

„Herr, sie schicken mich –"

„Wer?"

„Alle, alle! Sie rufen Euch! Sie warten auf Euch! Ihr sollt kommen –"

Der Mensch schüttelte langsam den Kopf. Wie er auf dieses leidenschaftliche Gesicht herunterſah, kam in seine Augen eine verschlossene Abwehr, fast Abneigung.

„Mich ruft keiner mehr. Ich bin fertig. Warum störst du mich noch?"

Das Mädchen rutschte auf den Knien näher zu ihm, sie zitterte am ganzen Leib.

„Herr, Herr, Ihr müßt kommen! Wir lassen uns Gottes Heiligen nicht wegnehmen! Wir holen Euch, Herr! Morgen seid Ihr sicher. Sie warten diese Nacht mit den Pferden draußen am Wall, vor dem Burgtor. Es ist alles fertig, ich habe den Schlüssel! Der die Wachen hat, der Lipa, läuft mir nach wie ein Hund! Morgen seid Ihr frei!"

Sie sprach heftig, daß sich die Worte vor Hast überstürzten. Der Mann nickte mit sonderbarem Lächeln.

„Morgen bin ich frei. Ich weiß es. Morgen brennen sie den Ketzer."

„Herr, Ihr seid kein Ketzer! Ihr seid Gottes Heiliger! Wir glauben an Euch, alle, das ganze Land! Gott wird die richten, die seinen Heiligen verachten! Ihre Sünde auf ihren eigenen Kopf! Wir glauben, wir glauben!"

Ihre Stimme, ihr Gesicht war ganz Feuer, fiebernde Leidenschaft des Glaubens, der Hingabe, die alles Leichtfertige, Niedrige, Schlechte in diesem unruhigen Wesen aufzehrte und überleuchtete. Dieselbe Leidenschaft, die dumpf und wirr und stark auf den hundert und hundert Bauerngesichtern stand, die sich draußen in den Olmützer Gassen umtrieben.

Dieses Feuer, das ihm wie etwas greifbar Wirkliches entgegensprang, weckte in dem Menschen auf einmal das Bewußtsein der Wirklichkeit. Wie er auf dieses wunderliche, heiße, junge Geschöpf da vor seinen Füßen herunterſah, kam in seine Augen ein großes Mitleid. Solch ein Mitleid, wie es ein Gestorbener mit denen haben muß, die noch leben und sich quälen.

„Mädchen", sagte er langsam, „weiß du, was sie mit dir tun werden, wenn du dich mit dem Ketzer abgibst?"

„Mit mir?"

Da auf ihren Knien hob sie heftig und hochmütig den Kopf.

„Mir tun sie nichts. Ich bin König Otakars Tochter."

„Was ist ihnen König Otakars Tochter? Die Kirche hat größere gerichtet!"

Er sah sie auf einmal mit einem festen Blick an.

„Die Kirche hat recht. Sie hat auch recht, wenn sie mich richtet. Sie kann nicht anders. Es ist das Teil, das Lucifer noch an mir hat."

Das Letzte hörte das Mädchen gar nicht, sie lachte auf, ein unwahres, scharfes Lachen aus der Aufregung heraus.

„Sie können keinen richten, der Gottes ist! Gott hat es ja bezeugt! Gott hat ja das Wunder getan!"

„Das war kein Wunder. Steh auf, du weißt nicht, was du sagst. Sehe ich aus wie ein Heiliger?"

Er stand plötzlich auf und tat einen Schritt vorwärts, soweit die Kette ihm Raum ließ, daß er ganz im Licht stand. Sie hatten ihm das schwarze Ketzerhemd angelassen, es war mit Pfützenschlamm bespritzt und zerfetzt und reichte nur bis zu den Knien, daß die hageren, knochigen Beine zu sehen waren. Der grobe Kopf mit dem zerfurchten Gesicht, um das Haar und Bart wüst herumhing, hatte etwas Verwildertes, Erschreckendes in diesem Augenblick.

Das Mädchen stand auch auf den Füßen und starrte ihn an. Eine plötzliche Angst packte sie und zugleich ein verzweifelter Trotz. Sie drückte die Hände gegen die Brust, daß es ihr wehtat.

„Gottes Heilige sind oft in schlechter Gestalt gegangen. Auch der Hochgelobte –"

„Ich bin aber kein Heiliger!" schrie der Mensch sie plötzlich an, „verstehst du mich nicht? Hörst du nicht? Ich bin ein Ketzer, ich bete den Satan an –"

Er warf mit einer wilden Bewegung die Arme auseinander und den Kopf zurück:

„Heilig, heilig, heilig ist der Herr Lucifer –"

Das Mädchen griff plötzlich mit beiden Händen hinter sich an die kalte Wand, die Knie waren ihr wie lahm, es würgte sie in der Kehle, daß ihre Stimme ganz ohne Klang war.

„Heilige Jungfrau – erbarm dich –"

Der Ketzer hatte die Arme schlaff fallen lassen. Es war einen Augenblick still. Dann kehrte er sich mit einer schweren, müden Bewegung weg.

„Geh! geh schnell! ehe sie dich finden!" sagte er rauh, „oder warteſt du noch auf ein Wunder, Mädchen?" –

Unten vor der Turmpforte stand der Lipa und wartete. Er trat vor Ungeduld von einem Fuß auf den anderen, fing mit seiner hübschen Stimme ein Tagelied an zu singen, brach dann ab und horchte.

Auf einmal fuhr er herum, er hatte tappende, rasche Füße hinter der Tür gehört. Er riß sie auf und machte ein paar eilige, freudige Schritte dem Fräulein entgegen.

Aber dann blieb er plötzlich stehen und sah ihr erschrocken ins Gesicht. Was darin war, verstand er nicht recht, Zorn oder Angst oder leidenschaftlicher Jammer oder Scham. Sie war ganz blutlos unter der bräunlichen Haut.

Sie warf ihm heftig den Schlüssel vor die Füße, daß er an die steinerne Schwelle klirrte.

„Da!" sagte sie böse.

Der Junker bückte sich nicht, er streckte nur die Hand aus.

„Fräulein – Ihr – Ihr habt mir versprochen –" stotterte er.

Sie warf den Kopf hoch.

„Es war keinen Lohn wert. Ich – ich wollte, ich wäre nicht gekommen! Ich freue mich, ihn morgen brennen zu sehen!"

Sie wollte hastig vorüber. Aber sie hatte wohl eine andere Antwort erwartet als Stillschweigen. Als sie zurücksah, stand der große Junge und ließ treuherzig traurig den Kopf hängen.

Sie sprang mit einem Schritt auf ihn zu, warf ihm die Arme um den Hals und riß seinen Kopf herunter.

„Da – da – und da!"

Zwei-, dreimal küßte sie ihn auf den Mund, biß ihn dann plötzlich scharf in die Lippe, daß er aufschrie, stieß ihn zurück und lief über das Gras und die gelben Herbstblätter zur Hofpforte.

Der Junker, der wie angewachsen dastand, sah nur noch, wie sie unter dem Tor die beiden ausgestreckten dürren Altweiberhände der Swataw, die da wartete, mit heftiger Bewegung von sich wegstieß.

– – –

Und dieses ist der letzte Tag und die letzte Stunde des Ketzers, der den Satan anbetet. Wer diesen Tag und diese Stunde mit erlebt hat, der vergißt es nicht und erzählt seinen Enkeln noch davon, wenn er einen grauen Kopf hat.

Der Meister Conz und seine Knechte haben ihr Lebtag noch keinen armen Sünder unter solchem Geleit vors Tor gebracht. Rechts und links brennende Kerzen, Kirchenfahnen und Kreuze, und die Monstranz unter dem Traghimmel voran, wie zu Fronleichnam.

Aber die Kirche will heute nicht Tröster oder Ehrengeleit sein. Sie ist nur Richter.

Auf und ab, den ganzen Weg keine Pike und kein Eisen. Der Landhauptmann hat heute morgen noch vor dem Bischof gestanden und das Blaue vom Himmel geredet, um nur zwanzig, um nur ein Dutzend von seinen deutschen Knechten durchzusetzen. Aber der Bischof hat den Kopf geschüttelt. Da ist dem Jannowicz schließlich vor Ärger die Stimme überschlagen: „So muß ich Euer Gnaden bitten, für alles zu stehen, was heute geschieht."

„Das tue ich."

Seine bischöfliche Gnaden geht selbst unter dem rotgoldenen Traghimmel vom Dom mit der großen Monstranz. Sein Gesicht ist wie Stein. Er geht langsam, Schritt für Schritt, und sieht nicht rechts und nicht links.

Rechts und links lebendige Mauern. Nicht nur unten, in den Gassen selbst – auf den Dächern, den Bäumen, den Hecken. Überall Gesichter und Augen, Augen, Augen!

In hellen Haufen sind sie gestern und die Nacht durch wieder vor der Stadt angekommen. In diesen drei Tagen ist das Gerücht gelaufen wie mit Siebenmeilenstiefeln:

Habt Ihr schon gehört? Ein Wunder, Gott hat ein Wunder getan an seinem Heiligen! Die Pest über die zu Olmütz, die Pfaffen, die Deutschen! Ein Ketzer soll er sein? Gott hat es

bezeugt, daß er ein Heiliger ist! Die sollen nur zusehen, wenn sie sich noch einmal versündigen und Hand an ihn legen! Gott kann noch größere Wunder tun als das eine! Wunder, bei denen ihnen Hören und Sehen vergeht!

In all diesen dumpfen Köpfen und Seelen gärt und wühlt es. Sie sind alle drauf und dran, dem Herrgott zu helfen bei dem Wunder, auf das sie warten. Diese Bauernmesser sitzen locker in der Scheide.

Der Bischof weiß das alles. Aber er geht langsam, Schritt für Schritt, und sieht nicht rechts und nicht links.

Es rührte sich auch keine Hand. Sie haben nicht erwartet, was sie da zu sehen bekommen. Sie wissen nicht, was sie daraus machen sollen. Eine wunderliche, schwere Stille läuft dem Zuge voran und nebenher.

Nun die dunkle Torwölbung, unter der sich die Kirchenfahnen bücken. Der steile grüne Wall. Der Sandplatz vor dem Rosentor.

Keiner hat recht gesehen, wie es zugegangen ist, aber auf einmal ist ein Ring um den Richtplatz geschlossen. Braune Kapuzinerkutten und weiße Kutten und Domherrnornate, weiße Stolen, Chorhemden, Brokat und Sammet. Und Kerzen, Kerzen, ein Lichtpünktchen neben den andern. Über den Köpfen der rotgoldene Traghimmel, die Kruzifixe, die Kirchenfahnen, die in der stillen Luft unbeweglich stehen und gleißen. Unter dem Himmel ist ein Tragaltar aufgestellt.

Was soll das alles? Wo haben sie den Heiligen? Da, da! Eine Spalte zwischen den Kutten! Die Vordersten, die sich auf die Zehen stellen, können ihn sehen. Jesus, Maria, Joseph, sie haben ihn schon am Pfahl! Er rührt sich nicht. Neben ihm steht der feurige Tod. Der trägt den kurzen brandroten Mantel und einen Feuerbrand in der Hand. Kommt denn heute kein Wunder? Herr Gott, fährst du nicht vom Himmel herunter zwischen diese Sünder und Verächter?

Ein Murmeln und Vorwärtsschieben und drohendes Drängen

kommt in diese Massen, immer nach der Mitte zu. Wenn jetzt einer wäre, der das erste Wort fände! Den ersten Schlag täte!

Plötzlich eine einzelne Stimme. Eine Dalmatika in der grellen Sonne, die von dem Weiß blendend zurückschlägt. Der Bischof steht vor dem Altar:

„In nomine Patris et Filii et Spiritus sancti! Amen! Introibo ad Altare Dei."

Die vorwärts drängende Bewegung staut sich, stockt, schiebt sich ein paar Schritt zurück. Was ist das? Hochamt auf dem Richtplatz? Oder wollen sie nicht richten? Aber die Glocke, die Armesünderglocke von Sankt Marien?

„Judica me Deus et discerne causam meam!"

Die Stimme des Bischofs klingt metallen hart, es ist kein Schwanken darin. Einer von den beiden Priestern, die respondieren, ist der Pater Gerhard. Sein strenger, schöner Kopf steht wie der des richtenden Engels am Fuß des Altars.

Da hinten das Murren und Murmeln hat aufgehört. Eine flüsternde Unruhe läuft herum während dieses Introitus, der wie ein erstes bittendes Anklopfen an Gottes Türen ist.

Gott anbeten und opfern, und ihm seinen Heiligen vor den Augen hinschlachten? Ist das nicht Lästerung? Wirst du zusehen und schweigen, Gott?

Seht ihr ihn noch? Ja, ja, er hat sich nicht gerührt. Doch, er wendet den Kopf! Die Sonne brennt ihm in die Augen! Er sieht nach dem Altar! Er wartet auch, er weiß, daß Gott ihm hilft!

„Confiteor Deo omnipotenti, beatae Mariae semper virgini."

Vor dem Altar eine feierliche Bewegung. Die Dalmatika, die in der Sonne blendete, ist verschwunden. Nur die Vordersten sehen, daß der Bischof vor dem Altar liegt, da im Sand des Richtplatzes ausgestreckt wie ein Gekreuzigter. Die weiter hinten stehen, hören seine Stimme wie aus einer Tiefe heraus:

„Mea culpa! mea culpa! mea maxima culpa!“

Schneidend und einzeln die drei Rufe, wie wenn ein strenger Bußprophet für sein verlorenes Volk und mit ihm zum Himmel schreit. Die es ganz nahe hören, denen läuft ein Frösteln vom Scheitel über den Rücken herunter. Aber es rührt sich keiner, um sich an die Brust zu schlagen, wie die Priester es tun.

Eine furchtbare, atemlose Spannung liegt über diesen Hunderten. Diese harten Bauernköpfe fangen an, dumpf zu begreifen. Aus diesem gleißenden heiligen Pomp, diesen strengen Stimmen heraus fühlen sie etwas, das ihnen keiner gesagt hat:

Dieses Hochamt ist ein Gericht. Das Opfer, das gebracht werden soll, ist nicht nur das heilige Meßopfer –

Klar und mit Worten wissen sie das nicht; aber eine schwere erstickende Angst legt sich über sie.

Wird das Wunder geschehen? Oder will Gott, daß sie selbst die Hände für seinen Heiligen aufheben?

Aber die Hand aufheben gegen den geweihten Priester?!

Der Bischof steht wieder. Bläuliche Weihrauchwolken nebeln über dem Altar auf, zerfließen in der Luft, tränken sie. Aber ein scharfer, brenzliger Qualm schwimmt mit darin.

Heiliger Gott, ist es schon geschehen? Nein, nein, er steht noch! Er sieht aus wie ein Toter mit geschlossenen Augen! Der feurige Tod, der Henkermeister, daneben mit dem qualmenden Scheit!

Eine schwere dunkle Tonwelle schwillt plötzlich über den Köpfen:

„Kyrie eleison! – Christe eleison!“

Der lebendige Ring um die Richtstatt, die ganze Geistlichkeit, Kutten und Ornate, macht den Chor. Die vielen Lichtfünkchen der Kerzen, die ruhig in der stillen Luft standen, zittern und beugen sich wie im Winde vor dem Atem der Sänger.

Die Tonwellen werden stärker. Aus den kurzen, klagenden

Notschreien des Kyrie schwellen sie plötzlich brausend und jauchzend in die Flut des großen Gloria hinüber:

„Tu solus sanctus, tu solus Dominus, tu solus Altissimus —“

Die Tore Gottes sind aufgetan. Kommt herein, betet an, das Geheimnis des Glaubens, des allerheiligsten Opfers ist nahe!

Das Opfer! Herr, Gott, schweigst du noch? Sagst du Ja zu dem Furchtbaren, das da in deinem Namen geschieht? Oder — oder?

Die Angst wächst über diesen Hunderten. Eine wirre, ratlose, hilflose Angst. Die Männer verstecken sie noch unter drohenden, verbissenen Gesichtern. Ein paar Weiber, irgendwo mitten im Haufen eingekeilt, schluchzen laut heraus. Alle diese großen Kinder, die ihr Lebtag keinen Schritt getan haben, den die Mutter, die heilige Kirche nicht gegängelt hat, sind wie verwirrt und verraten ohne sie.

Aber über ihren Köpfen baut sich in feierlicher Schönheit wie ein unsichtbarer Tempel die Messe auf. Immer höher hinauf, über den Friedensgruß des ‚Dominus vobiscum‘, über Alleluja und Evangelium weg, immer näher dem letzten Geheimnis!

Alle Lichtfünkchen beugen sich plötzlich zur Seite, wie vor einem Sturm. Der Chor setzt wieder ein. Machtvoll und sicher wie ein großer Strom, der seinen gewissen Weg geht:

„Credo in unum Deum, Patrem omnipotentem.“ —

Das Kredo! Die letzte hohe steinerne Stufe vor dem Allerheiligsten. Wer hinein will, muß über diese Stufe gehen. Es führt kein anderer Weg hin.

Die Glocke von Sankt Marien läutet noch immer ängstlich und schrill in das Kredo hinein. Die strenge, uralte Heiligkeit der Worte bekommt etwas Schreckliches, Drohendes durch diese bronzene Stimme, die mitspricht.

Auf diesem Kredo steht die Kirche mit allen Märtyrern und Heiligen. Auf dieses Kredo sind tausend und abertausend Men-

schen zu allen Zeiten gestorben und selig geworden! Wer dieses Kredo nicht hat, der ist ein Ketzer und verdammt und ewig verloren!

Aber der da am Brandpfahl? Nennt die Kirche den nicht auch einen Ketzer? Kann die heilige Kirche denn irren? Kann sie sündigen? Oder ist der Mann da in Wahrheit ein Sünder und Gotteslästerer und Verdammter? War das Wunder Teufelswerk?

Herr, Herr, heiliger Gott, erbarme dich! Ein Zeichen, gib ein Zeichen! Ist dieser da ein Heiliger? Ist er ein Ketzer? Herr, es ist Zeit, es ist Zeit, der Bischof deckt den Kelch auf zum Offertorium, zum Opfer –

Wenn ein Zeichen und Wunder heruntergebetet werden kann, so muß es jetzt kommen, jetzt! Zitternde, fiebernde Erwartung in diesen tausend Augen, die blind und brennend vorwärts starren, über die Köpfe weg, durch sich ewig verschiebende Spalten der Menschenmauern.

Weihrauch wölkt in die Luft. Sanctus, sanctus, sanctus! singt der Chor. Ein aufjubelnder Gruß, ein Rausch der Anbetung für die Gnade, die nahe ist, die da kommt!

Plötzlich Stille. Die tiefe, lautlos lebendige Stille, die das Geheimnis einhüllt.

Auf die Knie, auf die Knie! Die Glocke zur Wandlung!

„Hoc est enim Corpus meum –"

Der Bischof steht groß vor dem Altar, mit beiden Händen hebt er die Monstranz. Die ist gebildet wie eine Sonne mit Goldstrahlen und wirft das lebendige Sonnenlicht von oben in weißen Blitzen zurück, daß es ist, als ob sie von innen leuchtet.

Und noch einmal die Glocke –

„Hic est enim calix sanguinis mei –"

Ein Wunder! Ein Wunder!

Der feurige Tod da neben dem Pfahl, der Henkermeister, hat eine kurze, rasche Bewegung gemacht, das Scheit ins Stroh ge-

stoßen. Prasselnd, knatternd schießt, springt die mannshohe Flamme gelbrot auf hinter dem Altar – hüllt den ein, der am Pfahl steht –

Ein Aufschrei aus tausend Kehlen zugleich, Schluchzen, an die Brust Schlagen –

Und alles geht unter in dem schwellenden, machtvollen Aufbrausen des Chores:

„Sanctus, sanctus, sanctus! Domine, Deus Sabaoth!" –

Das Wunder ist geschehen! Aber nicht an dem Einen, dem das furchtbar barmherzige Feuer rasch und tödlich seinen roten Mantel um den Kopf geschlagen hat – sondern an den Tausenden auf den Knien, für die die Stimme der Mutter, der heiligen Kirche, zuletzt doch zu stark war.

Gott hat gesprochen, Gott hat gerichtet! Diesen falschen Heiligen, diesen Ketzer gerichtet! Kein Engel und kein Teufel hat ihm geholfen! Die Kirche hat gesiegt, denn Gott ist der Gott der Kirche, gelobt in Ewigkeit – Sanctus, sanctus, sanctus!

– – –

Es ist am Abend dieses Tages, in der grauen Stunde zwischen Taglicht und Kerzenlicht. In dem kleinen Saal des Bischofshofs steht alles schon in Dämmerung, aus der nur hier und da noch ein heller Gegenstand heraustaucht, wie die Pergamentblätter auf dem Tisch, oder das Kruzifix über dem Betschemel.

Auch die Gesichter der zwei Menschen, die neben dem Betschemel stehen, sind nur wie undeutliche, helle Flecke in diesen verschwimmenden Schatten.

Der Mann ist der Bischof von Olmütz selbst. Die da vor ihm steht, die schluchzt und spricht heftig in kurzen, abgerissenen Sätzen. Das ganze Geschöpf zuckt und fiebert in seinen Tränen vor leidenschaftlicher Erregung. Wenn der Bischof etwas dazwischen sagt, so klingt das beruhigend, wie man zu einem aufgeregten Kinde spricht, aber auch etwas müde.

„Versuchung kennen wir alle, Tochter", sagt er schließlich, „wir müssen dann eben die Heiligen anrufen."

„Ja ja, ich bete auch immer – zu der heiligen Jungfrau – zu Sankt Afra und Sankt Agnes und allen", schluchzt die Mlada heraus, „aber die sind so weit weg – und der Pater Augustin – der ist alt und hört schlecht – wenn ich den frage –"

Sie bricht mitten im Satz ab, weil die Türe leise knarrend geht. Der Bischof erkennt den Schatten nicht gleich, der da steht.

„Wer ist das?"

Der Schatten kommt näher. Pater Gerhard.

„Es ist ein Kaplan draußen, der Euer Gnaden sehen will. Er sagt, seine Sache ist wichtig."

Für alles, was Kirche und Bistum und seinen Klerus angeht, ist der Bischof immer da. Er nickt.

„Er soll kommen. Aber wartet, Pater, Ihr kommt eben recht. Dieses Kind da soll morgen wieder zu Hofe nach Prag. Sie bittet mich um einen geistlichen Führer. Um Euch, Pater."

Es ist einen Augenblick still. Der Bischof hat scharfe Augen; durch das Halblicht sieht er in dem schönen, strengen Gesicht des Paters ein rasches, begehrliches Zucken. Es wird eine rasche Rechnung in diesem Kopf gemacht: Olmütz – der Königshof in Prag – vielleicht wieder Olmütz – der Bischof ist alt –

Der selbst sieht das, als ob er in dem andern läse. Er lächelt nur etwas müde, wie der Pater den Kopf beugt.

„Ich gehe, wohin ich von meinen Oberen geschickt werde."

„Pater – Hochwürdiger – ich bitte Euch –"

Die Mlada bückt sich plötzlich und küßt ihm schluchzend die Hand, ganz Hingebung und Demut. Aber es ist etwas Lauerndes darin, wie sie das heiß geweinte Gesicht etwas hebt und unter den Wimpern herauf den Pater ansieht.

„Ich will Euch nicht schicken und nicht hindern, Pater", sagt der Bischof ruhig, „geht, wohin es Euch ruft."

Der Pater zieht seine Hand weg und tritt einen Schritt zurück.

„Ich werde kein geistlicher Führer sein, der es Euch leicht macht", sagt er langsam, „aber wenn ich einer Seele zur Seligkeit helfen kann, bin ich bereit."

Der Bischof sagt nichts weiter zu der Sache, er legt nur dem Mädchen die Hand auf den Kopf.

„Nun geh, Tochter, es ist spät. Ihr schickt mir den Kaplan, Pater. Und Licht, Kerzen!" –

Dicht hinter dem Diener, der die Wachskerzen trägt, kommt der Kaplan herein. Er geht schwer und etwas täppisch und läßt Erdklumpen von seinen groben Schuhen auf dem glatten Steinboden. Der Bischof hat sich in den großen Faltstuhl am Tische gesetzt. In dem Kerzenlicht steht sein grauer Kopf grell beleuchtet. Er sieht alt und abgespannt aus, und nicht wie einer, der einen großen Sieg erkämpft hat.

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?"

Der andere steht aufrecht vor ihm, nennt seinen Namen und den Namen des Dorfes, wo er Kaplan ist.

„Ich komme um meine Beichtkinder, Euer Gnaden! Die sitzen im Turm auf der Burg, ein Weib und drei Männer, der eine schwer wund und am Sterben."

„Auf der Burg? Dann müßt Ihr zum Landhauptmann gehen."

„Der Landhauptmann will sie nicht losgeben. Er sagt, es sei Sache Eurer Gnaden!"

„Meine Sache? Warum sitzen sie denn im Turm?"

„Des Landhauptmanns Knechte haben sie gegriffen, vor drei Tagen am Rosentor, als der Ketzer –"

„Dann spart Euch die Worte, Kaplan."

Das Gesicht des Bischofs ist hart, er tut mit der Hand einen Schlag in die Luft.

„Wer einem Ketzer nachläuft oder anhängt, ist selbst nichts Besseres. Für den habe ich keine Milde. Ich will diese Pest der Kirche ausrotten, wo ich zu sagen habe."

„Diese Leute sind keine Ketzer, Euer Gnaden", sagt der Bauernkaplan ruhig, „es sind nur verlaufene Kinder. Ich hafte Euer Gnaden dafür."

„Hütet Euch, Kaplan. Wer mit Lügnern umgeht, wird in Lügen verstrickt. Das Recht muß seinen Gang haben. Und nun geht."

Aber der Kaplan geht nicht, er bleibt vor dem Bischof stehen.

„Das Recht, ja, Euer Gnaden, aber nicht das Unrecht! Euer Gnaden haben mich selbst diesen Leuten zum Priester gesetzt. Priester und Beichtkinder gehören zusammen. Euer Gnaden können mich zu ihnen in den Turm sperren, aber ich gehe nicht aus Olmütz, wenn ich sie nicht mitnehme!"

Ist es erhört, daß ein Kaplan so zu seinem Oberen spricht? Der Bischof beugt sich vor und sieht diesem dreisten Menschen scharf ins Gesicht. Ein Bauernkopf, wasserhelle, ehrliche Augen in einem roten Gesicht, in das die Haare wie ein graufalbes Strohdach hineinhängen. Wo hat er das schon einmal gesehen? Bischof Bruno hat diesen Herrenblick für Menschenart und -wesen, der ein flüchtig gesehenes Gesicht festhält und nach Jahrzehnten wiederkennt.

„Ihr kommt aus Deutschland, Kaplan?"

„Ja, Euer Gnaden. Aus der Schaumburger Grafschaft. Der Bischof von Minden schickte mich her, vor langen Jahren, als Euer Gnaden Priester für die neuen Kirchen brauchten."

„Seid in der Klosterschule zu Locken erzogen?"

Der Kaplan wundert sich.

„Ja, Euer Gnaden."

„Mit einem – einem Burkard zusammen? Burkard vom Haus?"

Das Gesicht des Priesters wird plötzlich lebhaft.

„Burkard? Euer Gnaden, das war unseres Junkers Sohn vom Reepener Hof. Wir waren von einem Alter."

„Wißt Ihr, was aus diesem Burkard geworden ist?"

„Er hat Profeß getan, das weiß ich. Das hat seine Mutter auch noch erlebt, die war bei den Klosterfrauen zu Sankt Marien. Es war ihre letzte Freude, sie ist in dem Jahr noch gestorben. Das Kloster hat jetzt den Neepener Hof. Von Burkard weiß ich nichts, nun die fünfundzwanzig Jahre, die ich hier bin."

„Habt Ihr Euch den Ketzer recht angesehen, Kaplan?" fragt der Bischof ganz langsam und sieht ihn an dabei.

„Den Ketzer?"

Die ehrlichen Augen des Bauernkaplans werden auf einmal weit vor Entsetzen. Er besinnt sich. Er sieht plötzlich den Kopf da am Pfahl vor sich, mit den starken Brauen, unter denen das Auge wie unter einem Dach sitzt.

„Buko!" schreit er und macht einen Schritt vorwärts. Er hat ganz vergessen, wie sich ein Kleriker vor seinem Bischof zu benehmen hat.

„Um Gottes und aller Heiligen willen, ist das wahr? Buko ein Ketzer? Nein, nein, es kann nicht wahr sein! Der kann nichts Schlechtes tun, ich kenne ihn wie meinen leiblichen Bruder! Er ist kein Ketzer gewesen, Euer Gnaden."

„Haftet Ihr für den auch, Kaplan?" Der Bischof ist aufgestanden, seine Stimme klingt gereizt. „Nehmt Eure Worte in acht, rate ich Euch. Die Kirche richtet gerecht."

Der Bauernkaplan antwortet nicht. Er faßt das Schreckliche noch nicht recht, was er da gehört hat. Aber er begreift, daß er sich gegen seinen Oberen vergessen hat, und reißt sich zusammen. Er greift mit beiden Händen krampfhaft fest in die Falten seines groben Rockes, aber er kann es nicht hindern, daß ihm ein paar helle Tränen über das Gesicht laufen, in dem es noch zuckt und arbeitet. Das sieht wunderlich aus bei dem großen, derben Menschen.

Der Bischof faßt dieses Stillschweigen wie einen Vorwurf auf. Er trommelt mit den Fingern hart auf das Holz der Tischplatte.

„Wer der Kirche gehört und ein hohes Amt trägt, der darf keine Menschenfurcht und keine falsche Menschenliebe haben. Weiß Gott, daß mir das nicht leicht wird. Glaubt Ihr das, Kaplan?"

Der Bauernpriester sieht den großen Kirchenmann ernsthaft an. „Ja", sagt er einfach, „Euer Gnaden sind ja auch nur ein Mensch."

Der Bischof will auffahren. Soll das dreister Spott sein? Aber nein! Er sieht in diesem Gesicht nichts als schlichte, ehrliche Menschengüte. Und eben jetzt einen großen, schweren Schmerz. Er steht und sieht vor sich hin. Und auf einmal streckt er dem andern die Hand hin.

„Ihr könnt für Euren Bischof beten, Kaplan. Und Eure Beichtkinder sollt Ihr haben. Wartet!"

Er bückt sich über den Tisch, schreibt ein paar Züge auf eine Wachstafel und gibt ihm die. –

Ganz langsam geht der Kaplan den kurzen Weg vom Bischofshof zur Burg, und mit gebeugtem Kopf, als ob er eine Last trüge. Es ist dunkel jetzt in diesem schmalen, dumpfen Gäßchen. Einmal muß er sich an die Mauer drücken, weil ein Haufen betrunkener Bauern grölend vorbeikommt. Sie sind wieder gut kirchlich geworden und feiern die Ketzerverbrennung, wie sie die großen Heiligentage feiern.

Auch auf dem Burghof alles dunkel. Wie die großen Hunde bellend auf den Kaplan losfahren, kommt ein Knecht, leuchtet ihm mürrisch ins Gesicht und nimmt ihm seine Wachstafel ab. Er muß lange warten. Aber dann kommt der Lipa, der lange Junker selbst mit dem Knecht, der die Handleuchte trägt, und geht mit in den Turm.

In diesen Turmkammern, wo die Gefangenen sitzen, gibt es kein Licht. Wenn ihnen in der Dämmerung ihr Breinapf und Wasserkrug hingesetzt ist, dann ist es Nacht für sie.

Sie schrecken auf wie lichtscheue Fledermäuse, wie der grelle

Schein auf die kahlen Mauern und den schmutzigen Boden fällt. Ein paar von den Männern liegen schon zusammengekrochen auf dem Stroh, in der Ecke, drehen sich gähnend herum, blinzeln und recken sich. Die Dubrawka hockt dicht neben der Schwelle und heult. Aber die Dubrawka heult immer, deshalb achtet der Kaplan nicht gleich auf sie.

Er geht ein paar Schritt vor dem Junker hastig herein.

„Steht auf, ihr dürft nach Hause, ihr seid frei. Ich nehme euch gleich mit – was willst du, Dubrawka?"

Zugleich stößt der Knecht, der die Handleuchte trägt, hinter ihm mit dem Fuß raschelnd ins Stroh.

„Teufel, der Kerl ist verreckt!"

Der Priester kehrt sich um.

Auf einem Strohbund liegt der Woytech, langgestreckt. Sein unruhiges, verschlagenes Gesicht unter dem struppigen Haar ist hager und spitz geworden mit grauen Schatten, und hat eine sonderbare, strenge Hoheit und Ruhe bekommen. Die Dubrawka ist, ihr Kleines im Arm, auf den Knien zu dem toten Mann hingerutscht. Sie hat den Rocksaum des Kaplans gepackt und küßt das grobe Wollzeug krampfhaft schluchzend.

„Herr! hochwürdiger Herr! Ohne Beichte und Zehrung! In Sünden hingefahren –"

Der Priester steht einen Augenblick und sieht auf sie und ihr Kind und den Mann herunter. Auf das Leben und den Tod. Dann bückt er sich und zeichnet mit dem Finger dem Toten ein Kreuz auf die Stirn.

„Gott hat viele Barmherzigkeit für alle, die da irren", sagt er ernst und langsam, „requiem aeternam dona eis Domine!"

Erklärungen

S. 7 Z. 3 Speisesaal
S. 8 Z. 25 Dankgebet
S. 20 Z. 21 Ich glaube an einen Gott, den allmächtigen Vater
S. 22 Z. 18/19 Er ruhe in Frieden
S. 42 Z. 13 Schlafsaal
S. 45 Z. 19 Totenmesse
S. 51 Z. 12 mein Sohn!
S. 71 Z. 18 Liebchen
S. 78 Z. 16 eiligen
S. 99 Z. 20f. Meine ist ein Mägdelein,
Die ich stäte minne,
Über alles hold und rein
Trag' ich sie im Sinne!
Ihre lichten Äugelein,
Die ich stäte minne,
Klar als wie der Sonne Schein
Trag' ich sie im Sinne ...
S. 101 Z. 22 Aus der Tiefe ...
S. 113 Z. 18 Verfluchung
Z. 24 die streitende Kirche
S. 132 Z. 2 Weiche, Satan!
S. 138 Z. 4 Kreuzfahrerlied
S. 146 Z. 7 Mitten im Leben sind wir vom Tod umgeben
Z. 8 Wen sollen wir um Beistand bitten, außer Dich, o Herr
S. 161 Z. 2 Lamm Gottes, das Du hinwegnimmst die Sünden der Welt
S. 183 Z. 16 Gegrüßt seist Du Maria, voll der Gnade
S. 237 Z. 6 Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes! Ich will hintreten zum Altar Gottes.
Z. 12 Richte mich, o Gott, und schlichte meine Sache
Z. 18 Eingangsgesang
Z. 27 Ich bekenne Gott dem Allmächtigen, der allerseligsten Jungfrau Maria
S. 238 Z. 1 Durch meine Schuld! Durch meine Schuld! Durch meine größte Schuld!
Z. 28 Herr, erbarme Dich unser!—Christus, erbarme Dich unser!
S. 239 Z. 3/4 Du allein bist heilig, Du allein der Herr, Du allein der Allerhöchste
Z. 19 Der Herr sei mit euch
Z. 24 Ich glaube an den einigen Gott, den allmächtigen Vater
S. 240 Z. 24 Dies ist mein Leib
Z. 30 Dies ist der Kelch meines Blutes
S. 241 Z. 8 Heilig, heilig, heilig, Herr, Gott Zebaoth
S. 247 Z. 32 Die ewige Ruhe gib ihnen, o Herr!

Lulu von Strauß und Torney

Reif steht die Saat
Gesamtausgabe der Balladen und Gedichte
259 S. in Leinen 5.80

Der Judashof
Roman. Volksausgabe 395 S. in Leinen 3.75

Der jüngste Tag
Volksausgabe 361 S. in Leinen 3.75

Der Hof am Brink / Das Meerminneke
Zwei Erzählungen. 264 S. in Leinen 5.25

Vom Biedermeier zur Bismarckzeit
Mit 8 Bildnissen. 240 S. in Leinen 6.80

Deutsches Frauenleben in der Zeit der Sachsenkaiser und Hohenstaufen
85 S. geb. 1.20

Das Leben der heiligen Elisabeth
88 S. geb. 1.20

In der Deutschen Reihe erschienen:

Erde der Väter. Gedichte – **Auge um Auge.** Erzählung – **Das Kind am Fenster.** Erzählung – **Der Hof am Brink.** Erzählung
Jeder Band 79–95 Seiten. geb. –.80

Eugen Diederichs Verlag Jena